Alcove
Case
Shelf
No.

Library of

Wellesley College.

Presented by

No. 10391

Digitized by the Internet Archive
in 2011 with funding from
Wellesley College Library

http://www.archive.org/details/vongeschlechtzug02lewa

Fanny Lewald's
gesammelte Werke.

Neue, von der Verfasserin veranstaltete, revidirte Ausgabe.

Fünfter Band:
Von Geschlecht zu Geschlecht.

II.

Berlin, 1871.

Verlag von Otto Janke.

Von Geschlecht zu Geschlecht.

Roman in zwei Abtheilungen

von

Fanny Lewald.

Neue, von der Verfasserin veranstaltete, revidirte Ausgabe.

Zweiter Band.

Das Recht der Uebersetzung ist vorbehalten.

Berlin, 1871.
Verlag von Otto Janke.

10391.

PT
2423
L3V6
2

Erste Abtheilung.

Der Freiherr.

Drittes Buch.

Erstes Capitel.

Die Tage waren mild und ohne Wind. So weit das Auge reichte, bedeckte wieder der Schnee das Land. Auf dem Amthofe in Rothenfeld ertönte laut der Schall der Arbeit. Der Takt der Dreschflegel, die Axt des Holzhauers, das Knarren des Brunnenrades, das Brüllen und Blöcken der Hausthiere, das aus den weiten Stallungen herübertönte, unterbrachen die Stille, und das Thun der Menschen, ihr Kommen und Gehen belebte mit der sich alljährlich wiederholenden nothwendigen Beschäftigung in gewohnter Weise die Einsamkeit. Es war Alles, wie es im vorigen Winter, in allen ihm vorangegangenen gewesen war, obschon es der letzte sein sollte, welchen die Bewohner des Amthauses in demselben zubrachten.

Im Schlosse zu Richten war es anders. Dort hörte man nichts von der wohlthätig wiederkehrenden Gleichmäßigkeit der Arbeit, und der Winter ist sehr lautlos auf dem Lande. Die großen Portale waren geschlossen, um der Kälte den Eingang zu wehren; auf weichen Teppichen bewegte die Dienerschaft sich geräuschlos in den Gängen und auf den Treppen umher, und nur wenn man an die Fenster trat, sah man in weiter Ferne gelegentlich einen Schlitten wie einen flüchtigen Schatten halb verschleiert von dem feinen Dufte, der die ganze Luft erfüllte, über die weite Ebene gleiten. Was unter der weißen Hülle im Schooße der Erde arbeitete, was in den heimlichen Nestern und Schlupfwinkeln geschah, in die das Leben der Feldthiere, der

Vögel und der Insecten sich zurückgezogen hatte, das verbarg sich dem Auge des oberflächlichen Beobachters; und wer flüchtig an dem Schlosse vorüberging, in dessen weiten Gärten und auf dessen prächtigem Hofe die lustigen Spatzen und die immer rührigen Krähen ihr Wesen trieben, oder wer nur als Gast in das Schloß kam und die glänzende und würdige Gastfreiheit der Schloßherrschaft genoß, der hätte meinen müssen, es sei auch hier im Schlosse Alles noch so, wie es in dem vorigen und in den ihm zunächst vorangegangenen Jahren gewesen war. Aber auch über das Leben der Schloßherrschaft lag, wie draußen die kühle, weiße Decke des Schnee's, der verhüllende Mantel der formvollen Gewohnheit und der feinen Sitte gebreitet und entzog dem Auge, was sich unter ihm verbarg.

Es war ein Schweigen über die Menschen gekommen. Angelika kränkelte und sah noch übler aus, als ihre seltenen Klagen über ihr Befinden es rechtfertigten. Der Freiherr hatte, weil er spät zu wachen liebte und weil Angelika, wie er sagte, Ruhe haben sollte, ihre Zimmer verlassen und die Wohnung bezogen, welche er vor seiner Verheirathung inne gehabt hatte, und alle einzelnen Personen hielten sich mehr als je bisher in ihren besonderen Gemächern auf. Die Herzogin erschien sehr niedergeschlagen. Man glaubte, daß sie den Marquis vermisse und daß sie Langeweile fühle, denn sie ließ den Caplan öfter zu sich bitten, hatte lange Gespräche mit demselben, und doch sah man nicht, daß sich eine wirkliche Annäherung zwischen den beiden Personen gebildet hätte oder auch nur allmählich bildete. Was sich allein und immer gleich blieb, war die Freundschaft, welche der Freiherr für die Herzogin an den Tag legte, und die rücksichtslose Freigebigkeit und Zuvorkommenheit, mit welcher er allen ihren Neigungen begegnete. Der Freiherr zeigte sich immer ruhig, Angelika sanft, aber zurückhaltend, und man hätte fast meinen sollen, es läge nur an der Verstimmung der Her=

zogin, daß die Anderen sich nicht in der früheren geistigen Freiheit bewegten, es bedürfe nur ihres guten Willens, um Alles wieder in das alte Geleise zu bringen; denn daß nicht mehr Alles in dem guten alten Geleise stehe, daß etwas Besonderes, daß noch etwas Anderes, als der Streit mit dem Amtmanne und dessen bevorstehende Entlassung vorgefallen sei, daran zweifelte in der Herrschaft bald Niemand mehr. Aller der Leute, die, wie ihre Eltern auf den Gütern geboren und erzogen, ihre Welt in diesem engen Kreise hatten, begann sich dadurch eine Unsicherheit zu bemächtigen. Sie hatten stets den Glauben gehegt, daß sich bei ihnen in Richten nichts ändern könne und dürfe, und daß sich etwas geändert hatte, ohne daß sie sich zu erklären wußten, was sich geändert habe, steigerte ihr Unbehagen.

Aber grade die Frau, welche an den mannigfachen Wandlungen in Schloß Richten und in dem Leben seiner Besitzer einen so großen und unheilvollen Antheil hatte, grade die Herzogin war am meisten betroffen über die Wendung, welche die Gedanken und Entschlüsse des Freiherrn genommen hatten; und wenn sie davon auch nicht im Gemüthe angegriffen wurde, so nahm sie es doch mit einer Art von Schrecken wahr, daß die von ihr so fein gesponnenen und so geschickt verknüpften Fäden nicht das Gewebe bildeten, auf das sie es abgesehen, weil sie nicht genugsam in Betracht gezogen hatte, daß es sich mit Menschen nicht so sicher als mit todten Zahlen rechnen lasse und daß die Personen, welche sie als ihre Werkzeuge zu betrachten sich gewöhnt hatte, sich plötzlich erheben und sich zu einer Entscheidung aufraffen könnten, stark genug, alle Berechnungen und Erwartungen der planvollsten Voraussicht mit einem Schlage zu durchkreuzen.

Das habe ich nicht gewollt! sagte sich die Herzogin, als der Freiherr ihr vertraut hatte, was er in sich beschlossen, und mit diesem Ausrufe wälzte sie alle Verantwortung und Schuld

von ihren Schultern auf die seinigen. Sie brauchte nicht einzustehen für das, was sie nicht bezweckt hatte. Sie hatte sich zerstreuen, sich unterhalten, ein wenig Einfluß auf ihre Freunde gewinnen wollen, sagte sie sich; sie hatte die Baronin von ihrer deutschen Schwerlebigkeit zu heilen, den Freiherrn von der Herrschaft seiner allzu strengen Gattin zu befreien gewünscht; sich selber und seinen alten, fröhlichen Gewohnheiten hatte sie ihn wiedergeben wollen, indem sie nebenbei sich und ihrem Bruder das Leben in der Einsamkeit so gut es ging erheiterte, und plötzlich hatte die stolze Ueberspanntheit des Freiherrn alles Maß und Ziel so völlig überschritten, daß die Herzogin sich mit einem Male zur Zeugin und zur Vertrauten eines ehelichen Zwiespaltes auserkoren fand, der schwer und tief genug war, um selbst eine Frau wie sie mit ernstem Erschrecken zu erfüllen. Sie konnte dies dem Freiherrn nicht verzeihen, denn er ganz allein und Niemand sonst trug nach ihrer Meinung die Schuld des Unheils. Sie nannte es unverantwortlich von ihm, daß er der Baronin nicht die Hand bot, um über eine Schwäche, über einen kleinen verzeihlichen Herzensirrthum fortzukommen; und wie natürlich, wendete ihre ganze Theilnahme sich unter diesen Verhältnissen der Verkannten, der Leidenden, der Baronin zu.

Es blieb der Herzogin in diesem Augenblicke auch keine andere Wahl, wenn sie sich nicht der ihr zur anderen Natur gewordenen Einmischung in fremde Angelegenheiten für die nächste Zeit enthalten wollte; und der Caplan hatte Recht gehabt mit seinem Worte: sie kann nicht rasten und nicht ruhen! — Die müßige Herrschsucht, das eitle Bedürfniß nach immer neuer scheinbarer Thätigkeit, die Lust, sich an fremden Empfindungen zu ergötzen, waren unersättlich und ohne Rast in der kalten, selbstsüchtigen, mit unruhiger Phantasie begabten Frau, und sie wurden nur von dem dreisten Selbstbetruge übertroffen, mit dem

sie sich in eine neue Rolle zu versetzen wußte, so oft die alte ihr beschwerlich oder unhaltbar für sie zu werden anfing.

Seit Jahren hatte sie den Caplan gemieden, weil er der Mißbilligung kein Hehl gehabt hatte, mit der er ihr Treiben und ihren Einfluß auf den Freiherrn und auf Angelika verfolgte, und sie war seit lange bestrebt gewesen, ihn in der guten Meinung des freiherrlichen Paares zu entwurzeln, ja, ihn zu entfernen. Jetzt schien sie dies völlig vergessen zu haben. Sogar der Gedanke, daß der würdige Mann sie und ihr frevelhaftes Spiel mit der Wohlfahrt ihrer Gastfreunde durchschaut habe und daß er es verdamme, hielt sie nicht ab, sich an ihn und seinen Beistand zu wenden, sobald sie seiner zu bedürfen glaubte; denn wie alle Selbstsüchtigen, besaß sie das festeste Vertrauen in die Selbstlosigkeit der Anderen und jenen Hochmuth, der für alles gethane Uebel schnelle Vergessenheit, für jeden neuen Einfall Zustimmung und Beistand zu finden erwartet, wenn demselben nur der Anschein eines edeln Zweckes anzudichten ist.

Der Caplan erkannte und durchschaute dies Alles; aber in der Gefahr, in welcher seine Freunde sich befanden, glaubte er sich jedes Mittels bedienen zu müssen, das eine Hülfe zu bieten schien, obschon seine Hoffnung auf ein Gelingen und sein Glaube an die Möglichkeit, die Ehe des Freiherrn herzustellen, nur gering waren.

Angelika war keine thatkräftige und war doch dabei eine stolze Natur. So lange sie sich berechtigt geglaubt hatte, mit ihrer ungetheilten Liebe die Liebe ihres Gatten, die er ihr zugeschworen, zu verdienen, so lange ihr reines Gewissen seine volle Achtung fordern konnte, hatte sie den Muth gehabt, dem Freiherrn in den Zeiten seiner geistigen Bedrängniß zu Hülfe zu kommen, und es hatte sie über sich selbst hinausgehoben, daß sie zu trösten, zu verzeihen, daß sie herzustellen vermochte. Seit sie sich schuldig glaubte, sich schuldiger fühlte, als sie war,

hatte eine Verzagtheit sie erfaßt, gegen welche der Caplan vergebens angekämpft, da er andererseits genöthigt gewesen war, Angelika mit ernster Strenge vor der Nachgiebigkeit gegen ihre Schwäche zu warnen, welche in den Lehren und Unterhaltungen der Herzogin immer neue Nahrung und Beschönigung gefunden hatte. Wer aber, wie Angelika, wahrhaften Sinnes und also eigentlich nicht geneigt ist, sich zu betrügen, wer sich selber seine Fehler zu Herzen nimmt und sie sich schwer verzeiht, weil er den Anspruch der Würdigkeit an sich macht, der fühlt auch die Verzeihung der Andern nicht als eine Wohlthat, sondern als eine Demüthigung, unter deren Last er sich nicht leicht erhebt; und wie furchtbar das übereilte Verdammungs-Urtheil ihres Gatten Angelika auch traf, es lag darin ein Etwas, das ihr willkommen war, das ihrem eigenen Empfinden, ihrem in diesem Falle übertriebenen Gerechtigkeitsgefühl entsprach.

Hätte der Freiherr sich dazu verstanden, sie über ihre Neigung für Herbert aufzuklären, hätte er sie liebevoll zu sich gezogen, so würde sie sich bestrebt haben, zu vergessen, und bemüht gewesen sein, die Liebe und das Wohlgefallen ihres Gatten wieder zu erringen. Aber der Freiherr hatte die Wahrheit gesprochen, als er gegen den Caplan behauptet, daß er eigentlich niemals eine wirkliche Liebe für Angelika gefühlt habe, und er hatte es, für sich eingenommen wie er war, ihr durch alle die Jahre nicht vergessen, daß sie ihn schwach gesehen und daß sie ihm einmal in Gegenwart des Geistlichen ihr einstiges inneres Mißfallen an seiner Person erklärt hatte.

Jetzt sich von Angelika im Angesichte der Herzogin einen jüngeren, einen Mann geringeren Standes vorgezogen zu sehen, von seinem Weibe das Geständniß hören zu müssen, daß sie einen Anderen liebe, das waren Kränkungen gewesen, die er nicht verzeihen und von denen er sich nur durch eine That befreien konnte, mit welcher er seine Selbstherrlichkeit vor sich

selber, vor Angelika und vor den Augen der Herzogin, ein für alle Mal feststellte.

Er hatte dabei keinen großen Widerstand in sich zu überwinden, denn wo der Stolz und die Eitelkeit in einem Menschen die Oberhand behaupten, werden vor denselben alle anderen Empfindungen und Rücksichten leicht zum Schweigen gebracht, und der unausgesetzte Verkehr mit der älteren, ihm beständig schmeichelnden und der Baronin geistig überlegenen Freundin hatte ihn seit lange gleichgültiger gegen Angelika und selbst gegen ihre körperliche Schönheit gemacht, als er es sonst wahrscheinlich geworden sein würde. Er brachte also kein schweres Opfer, er gab keine ihm unentbehrlich gewordene Gemeinschaft auf, als er sich von Angelika entfernte, und er fand mit dieser Entsagung dasjenige für sich wieder, was ein Mann von seiner Art am wenigsten entbehren kann, was er am höchsten schätzte: persönliche Befriedigung und das Wohlgefallen an sich selbst und an seiner Machtvollkommenheit.

Anders jedoch stand es um die Baronin. Der gewaltsame Entschluß ihres Gemahls gab ihr ein Recht, sich unglücklich zu fühlen, und da sie, wie Jeder, das Verlangen in sich trug, eine Folgerichtigkeit zwischen ihrem Erleiden und ihrem Verschulden zu entdecken, so überließ sie sich unwillkürlich ihren Gedanken an die entbehrte Liebe, und ihrem Schmerze um Herbert mit solcher Heftigkeit, daß sich eben an dieser heftigen Leidenschaft ihr krankhaftes Schuldbewußtsein bis zu jener Höhe steigerte, welche sich bereitwillig zu jeder Buße zeigt und eine schwärmerische Wollust in dem Leiden, in dem völligen Verzichten findet.

An der Selbstzufriedenheit des Freiherrn, an der Wollust, mit welcher seine Gattin sich verdammte, scheiterten die Versuche, welche der Caplan zu der Vereinigung der Getrennten unternahm. Der Freiherr gefiel sich überaus darin, den Geistlichen sowohl als die Herzogin von der Festigkeit seiner Entschlüsse

und seines Charakters wie von seinem strengen Ehrbegriffe zu überzeugen. Aus der Mühe, welche sich der Eine und die Andere, jeder auf seine Weise, mit seiner Bekehrung gaben, ersah er mit Vergnügen die Wichtigkeit, die sie ihm und seinem Schicksale beilegten; und die Nothwendigkeit, in den oft und in verschiedenster Weise wiederkehrenden Gesprächen über diesen Gegenstand seine Gründe den Gründen seiner Freunde entgegen zu stellen, bestärkte ihn in seinen Ueberzeugungen wie in seinem Vorsatze. Hochgehobenen Hauptes und heiterer Stirn aufzutreten, wenn er Alles um sich her gebeugt sah, war ihm ein durch nichts Anderes zu ersetzender Genuß; und mit einem Lächeln der Ueberlegenheit ermahnte er die Baronin wie seine Freunde, innere Erlebnisse nicht zur Schau zu tragen, ihre Mienen und ihre Stimmung nicht zu Verräthern an sich werden zu lassen und den Lauf des ruhigen täglichen Lebens nicht zu unterbrechen, weil man mit sich selber etwas abzumachen habe.

Ueberlassen wir es den Steinerts, sagte er gelegentlich, von sich, von ihrem Schicksale und von Eva's Herzensgeschichte auf zehn Meilen in der Runde sprechen und sich loben oder tadeln und beklagen zu lassen, je nach dem Belieben Anderer. Man muß sich unnahbar machen, wenn man unangetastet bleiben will, und mich dünkt, mit sehr geringer Selbstbeherrschung könnte die Baronin, mit etwas Achtung vor meinem berechtigten Verlangen könnte der Caplan und könnten Sie, meine theure Margarethe, das Vergangene, wie ich, auf sich beruhen lassen und mir die Unannehmlichkeit ersparen, mein und meines Hauses Leben von der Neugier meiner Leute unnöthig berührt zu sehen.

Das waren Empfindungen und ein Stolz, welche die Herzogin vollkommen begriff und würdigte. Sie stimmte mit der Ansicht des Freiherrn überein, daß es für den Adel jetzt doppelt geboten sei, sich in ungebrochener Würdigkeit, im Vollbesitze aller seiner Standesehren und Vorrechte vor dem niederen Volke zu

behaupten, und sie konnte bei der unverhohlenen Kälte und Entfremdung, mit welcher Angelika ihr seit den letzten Ereignissen begegnete, überhaupt nicht lange im Zweifel darüber bleiben, nach welcher Seite sie sich zu ihrem eigenen Besten wenden müsse.

Lange Zeit die Rolle der Trösterin, der Versöhnerin zu spielen, während die Baronin sich ihrem Troste unzugänglich zeigte und der Freiherr gegenüber ihren vermittelnden Bestrebungen seine Ueberzeugung aufrecht erhielt, wäre dem auf Erfolg gestellten Wesen der Herzogin ohnehin nicht möglich gewesen. Eine Ausgleichung aber, ein Verständniß können sich nicht herstellen, wo eigenwilliger Stolz in dem Menschen mächtiger als die verständnißvolle Liebe ist und wo eine wahrhafte Annäherung schon durch das absichtliche Dazwischentreten übelwollender Personen nicht zu Stande kommen kann. Von gleichem Stolze beseelt und fortgerissen wie ihr Gatte, gewann es daher die Baronin auch endlich über sich, es seinem Auge zu verbergen, wie unglücklich sie sei, wie unglücklich es sie mache, sich von ihm verstoßen zu wissen. Sie gewann es über sich, jene Ruhe an den Tag zu legen, in welcher der Freiherr sich zeigte, in der er seine ganze Umgebung zu sehen begehrte, eine Ruhe, die sie zu fühlen weit entfernt war und deren Anschein, obschon er sich's nicht eingestand, den Freiherrn nur noch fester in dem Glauben werden ließ, daß er sich in Angelika getäuscht, daß sie ihn nie geliebt und daß er in ihr nie das Herz besessen habe, welches ihn zu beglücken, ihm zu genügen fähig gewesen wäre.

Allen weiteren Belästigungen und Erörterungen zu entgehen, hatte der Freiherr bald nach seiner heimlichen Trennung von Angelika eine Einladung zu den großen Jagden angenommen, welche einer der Prinzen auf seinen Gütern um diese Zeit veranstaltete, und war erst kurz vor den Weihnachtstagen, und zwar in Begleitung verschiedener Gäste, wieder in das Schloß zurückgekehrt.

Das Weihnachtsfest wurde mit gewohnter Freigebigkeit und Gastlichkeit begangen; die Gäste sollten bis über das Neujahr im Schlosse verweilen.

Befehlen der gnädige Herr, daß morgen der große Saal geöffnet und die Leute angenommen werden sollen? erkundigte sich am Sylvestertage der Haushofmeister, als der Freiherr ihn rufen lassen, um ihm einen Auftrag zu ertheilen.

Wie anders? antwortete dieser. Der Haushofmeister verneigte sich und ging davon. Es war das erste Mal, daß er diese Frage für nöthig erachtet hatte, das erste Mal auch, daß der Freiherr sich den Glückwünschen seiner Leute gern entzogen hätte. Aber es befanden sich im Schlosse unter den Gästen mehrere Personen, welche in manchem früheren Jahre Zeugen dieser herrschaftlichen Ceremonie gewesen waren, und der Freiherr hielt es für angemessen, von einem alten Herkommen nicht abzulassen.

Der Ahnensaal zu ebener Erde war ein schöner Raum. In den beiden großen Kaminen an seinem oberen und unteren Ende brannten am Neujahrsmorgen helle Feuer, und die Sonne, welche draußen den Schnee funkeln und die dicken Fransen des Rauhreifs an den Aesten der Bäume glitzern machte, schien so hell in den Saal hinein, als wolle sie die brennenden Feuer unsichtbar machen und beschämen.

Die lange Reihe der Ahnenbilder war sorgfältig abgestäubt worden, man hatte die Teppiche vor den gradlehnigen Canapee's über den Fußboden gebreitet, der Haushofmeister ließ auf dem schweren Marmortische die alterthümlichen Geräthschaften auftragen, deren man sich, seit die Baronin Angelika im Schlosse lebte, am Neujahrstage zu bedienen pflegte. Man nannte diesen Empfang im Ahnensaale das Familien-Frühstück, weil man dann die Mahlzeit beim Beginne des neuen Jahres gleichsam unter den Augen des ganzen hingegangenen Geschlechtes einnahm und

die sämmtlichen Beamten der Herrschaft mit einem Imbiß bewirthete. Während der Haushofmeister die silbernen Kuchenschalen und die Flaschen des süßen spanischen Weines kunstgerecht ordnete, kam des Freiherrn Secretär dazu.

Seht nur zum Rechten, sagte er, der Herr ist heute übler Laune! — Der Andere meinte, das sei jetzt nichts Seltenes. Doch mit Unterschied, bemerkte der Secretär; heute ist's besonders schlimm! —

Als der Haushofmeister zu wissen wünschte, was denn vorgefallen sei, ließ der Secretär sich erst eine Weile nöthigen, dann sagte er: Es sind heute unter den Sachen, die der Bote von der Post geholt hat, Briefe gekommen, die haben es gethan. Der Jude, welcher des Herrn Geldgeschäfte macht, kündigt ihm die vierzigtausend Thaler auf Rothenfeld, und es muß auch mit dem vertrackten Marquis wieder etwas vorgefallen sein, was mit den Geldangelegenheiten zusammenhängt. Ich sah große Zahlen und Berechnungen in dem Briefe, obschon der Herr ihn seitwärts hielt. Als er ihn zweimal gelesen hatte, steckte er ihn ein, aber seine üble Laune hatte er weg, denn — von Flies zu fordern haben wir schon lange nichts mehr!

Und dazu wieder die großen silbernen Toiletten, welche jetzt zu Weihnachten nach dem Muster der alten Waschgeräthschaften, die vor ein paar Jahren angeschafft wurden, für unsere gnädige Frau und für die Herzogin gemacht worden und angekommen sind! bemerkte kopfschüttelnd der Haushofmeister. Mich soll's wundern, wann die Herzogin einmal zu wünschen aufhören wird. Ewig kann das ja nicht dauern!

Freilich! Es geht Alles einmal zu Grunde in dieser wandelbaren Welt; aber après nous le déluge! Und wenn's denn nur immer bei dem après nous bleiben wollte, versetzte der Secretär, welcher sich die Schlagworte angeeignet hatte, deren er die Herrschaften sich bedienen hörte. Er fuhr indeß

erschrocken zurück, als in dem Augenblicke der Kammerdiener die Thürvorhänge aufhob und die ganze Gesellschaft, voran der Freiherr, die Herzogin am Arme, in den Saal eintrat. Sie hatten beide das Wort gehört, und unwillkürlich sagte der Freiherr zu sich selbst: Welch ein Anruf ist das! — Auch Angelika, deren übles Aussehen Allen auffiel, sah nach dem Secretär hinüber und ihre Mienen zuckten leise zusammen. Ihre Schwäche fing an, ihr oftmals die Herrschaft über sich zu rauben.

Die Frauen nahmen auf dem Canapee ihre Plätze, die Männer, der Freiherr in ihrer Mitte, standen in einer Gruppe in ihrer Nähe, als man meldete, daß der Pfarrer mit seiner Frau, der Amtmann mit seiner Schwester angekommen wären. Der Freiherr ging dem Geistlichen ein paar Schritte entgegen, reichte ihm und der Pfarrerin die Hand und hieß sie willkommen, als sie ihm ihre Glückwünsche aussprachen. Er schien Adam und seine Schwester nicht zu sehen, und doch hatten sie ihr Bestes gethan, sich heute bemerklich zu machen und es zu beweisen, daß sie nicht in Sorgen, sondern guten Muthes in das neue Jahr hinübergingen.

Der Amtmann hatte den Haarbeutel abgelegt und sich, wie Herbert das schon lange gethan, nach der neuen französischen Mode gekleidet. Auch Eva hatte die ländliche Dormeuse abgenommen und trug ihr schönes, braunes Haar, wie Herbert dieses liebte, frei um Gesicht und Rücken niederfließend. Sie sah auffallend hübsch aus, und die Blicke der männlichen Gäste richteten sich auf sie, als sie sich der Baronin näherte, ihr die Hand zu küssen, während der Amtmann noch immer da stand, erwartend, ob der Freiherr es endlich für angemessen finden werde, seine Gegenwart zu bemerken, ob er endlich die geflissentliche und sehr gnädige Unterhaltung mit dem Pfarrer unterbrechen werde.

Adam fand den Freiherrn in den letzten Monaten wesent-

lich älter geworden, und wie er so von ihm hinaufsah nach dem verstorbenen Herrn und dann zu Renatus hin, der zwischen den Knieen des Caplans stand, konnte er sich eines Seufzers nicht erwehren; aber dieser Seufzer galt nicht dem eigenen Geschicke. Wer wird künftig für sie schaffen, wie wir's gethan? dachte er, und er fühlte den Groll, den er seit seinem Zusammenstoße mit dem Freiherrn gegen ihn gehegt, in seinem treuen, festen Herzen schwinden, da er sich baldiger Freiheit sicher und seinen Stern im Steigen wußte, während die Sorge seinem bisherigen Herrn immer näher rückte, daß er sie kaum noch von sich weisen konnte.

Plötzlich, als habe der Seufzer des Amtmanns ihn erst aufmerksam auf ihn gemacht, wendete er sich zu ihm und sagte: Ich dachte, Er wäre auf's Güterkaufen aus!

Diese Anrede hatte Adam nicht erwartet, aber da er den Freiherrn kannte, erschreckte sie ihn mehr als sie ihn kränkte. Was muß ihm geschehen sein, daß er sich so vergessen kann? dachte er, und gutherzig und nachsichtig wie ein Glücklicher, sagte er: Da ich nach meinem Abkommen mit dem gnädigen Herrn noch bis zum Herbste in seinem Dienste bleibe, konnte ich ja nicht ohne Urlaub fort, und hätte mich nicht unterfangen, den Herrschaften am letzten Neujahr meinen Glückwunsch schuldig zu bleiben. Möge es den Herrschaften so wohl gehen, als wir es von je mit ihnen und ihrem Dienste gemeint!

Adam war bewegt, und der Freiherr hörte das. Aber da er verstimmt und gereizt war, klang selbst der gute Wunsch ihm wie ein Vorwurf, und fast widerwillig sprach er sein kurzes: Ich danke, ich danke Ihm! zu seinem Untergebenen aus, der dies nicht lange mehr bleiben sollte. Er konnte den Ton gegen ihn nicht mehr finden, seit er Adam nicht mehr ganz zu ihm gehörend wußte, und er zwang sich zu der Frage, was Adam

denn für Plane habe, weil diese Frage eine Verzeihung und ein Anerkenntniß in sich schloß.

Ich habe ein Angebot auf Marienau gethan. Ich kenne das Gut genau, und der Besitzer kann es nicht mehr halten, sagte Adam.

Ich weiß, ich weiß! rief der Freiherr und wendete sich kurz und hastig von dem Amtmanne ab. Die Vorstellung, einen alten Lebensgenossen aus seiner Nähe scheiden, einen alten Edelmann von dessen Hause auswandern zu sehen und dafür einen Menschen niedern Standes, ja, seinen eigenen Amtmann zum Grenznachbar zu bekommen, die Steinerts sich einnisten zu sehen, wo die Herren von Raven seit langen Jahren fest und wohl gesessen hatten, war dem Freiherrn gar zu widerwärtig. Es kamen ihm seit diesem Morgen nichts als unangenehme Neuigkeiten zu.

Aber noch empfindlicher, als der Freiherr durch das Zusammentreffen mit dem Bruder, fühlte sich Angelika durch die Begegnung mit der Schwester berührt. Sie hatte Eva nicht wiedergesehen seit dem Tage, an welchem sie die Verse in Herbert's Pult gelegt, und die heiße Röthe der Scham übergoß ihr bleiches Antlitz, als sie Eva vor sich hintreten sah.

Das war also das Mädchen, welches der Mann sich erwählt hatte, den sie liebte, um dessentwillen sie mit sich selbst und mit ihren Pflichten zerfallen war, das Mädchen, welches Herbert ihr, der Gräfin Berka, der Baronin von Arten, der hochgebornen edlen Frau, vorgezogen hatte! Und mitten in der Pein dieser qualvollen Empfindung erkannte die Baronin in dem großen Medaillon, mit welchem Eva ihr weißes Busentuch über der Brust zusammengenestelt hatte, Herbert's sprechend ähnliches Portrait, welches eben heute anzulegen sie sich trotz der Abmahnung des Bruders nicht hatte versagen mögen.

Eva sah die Bewegung der Baronin, und ein Lächeln der befriedigten Eitelkeit flog über ihre vollen Lippen, als sie sich

niederbückte, um, wie sie das sonst gethan, die Hand der Gutsherrin zu küssen. Aber jenes siegreiche Lächeln war Angelika nicht entgangen; sie zog die Hand zurück, und mit einer Härte und Bitterkeit, die Niemand je von ihr gehört hatte, sagte sie: Laß' Sie es gut sein, ich kann die Heuchelei nicht leiden und ich kann Ihr nicht helfen!

Der Zorn der Baronin zeigte dem jungen Mädchen, wie mit hellem Lichte, sein ganzes Glück in vollem Glanze, und mit dem Worte schnell wie immer bei der Hand, während sie sich auch von Eifersucht ergriffen fühlte, entgegnete sie, der unverdienten Abweisung mit Freuden trotzend: Ich verlangte ja nichts, ich habe ja Alles, was ich wünsche, gnädige Frau!

Unverschämte! stieß die Baronin hervor und wendete ihr, bebend vor Zorn, den Rücken. Niemand hatte die Worte gehört, welche die Baronin mit der Schwester ihres Amtmanns gewechselt, aber der Zorn der Ersteren, das Siegesgefühl in den strahlenden Augen der Letzteren blieben nicht unbemerkt, und die Herzogin sowohl als der Freiherr und Adam wußten sich den Vorgang zu erklären, der, wie verschieden die Lebenslage der beiden Frauen auch war, hier das Weib dem Weibe in seiner natürlichen Leidenschaft gegenüber gestellt hatte.

Es war der erste Neujahrsmorgen, an dem es dem Freiherrn und seiner Gattin nicht wohl in ihrem Hause wurde, nicht frei unter ihren Leuten zu Muthe war, und an dem sie in den Mienen ihrer Umgebung spähten, weil sie nicht mehr die alte, unbedingte Sicherheit besaßen, nur auf Liebe und auf freie, verehrende Ergebenheit zu stoßen. Dem Baron war die Nähe des Amtmanns, der sich schon als eigner Herr fühlte, lästig, und die brieflichen Mittheilungen des Juweliers lagen ihm schwer im Sinne; Angelika fand sich durch Eva's Anwesenheit beleidigt, und erniedrigt durch das Bewußtsein, sich vor ihr verrathen, sich ihr gleichgestellt zu haben, während beiden Gatten

die unverkennbar neugierige Aufmerksamkeit ihrer Dienerschaft eben so wie die ängstliche Zurückhaltung des Pfarrers und der übrigen Beamten auffiel.

Die Leute wagten sich nicht wie sonst heran, sie sprachen ihre Wünsche nicht so herzlich und offen wie früher aus, und der Pfarrer hatte nicht mehr seine altgewohnte Anrede vernehmen lassen, daß Alles hier zu Lande bleiben möge, wie es bisher gewesen, weil es so am besten sei. Er und die Pfarrerin blickten immer nur ängstlich nach dem Amtmanne und nach dessen Schwester; auch die Wirthschafter und der Justitiarius hielten sich zu den Steinerts, so gut sie konnten. Die Amtskinder, wie man Adam und Eva in ihrer Jugend genannt hatte, waren der Gegenstand der allgemeinen Theilnahme; auf die Herrschaften sah man in der Besorgniß, was sie den Steinerts thun würden, was es mit diesen geben könne, und selbst aus den Worten der ergebenen Gratulation glaubte der Freiherr einen Vorwurf gegen sich und ein Mißtrauen in die Zusicherung des Wohlwollens und der Geneigtheit herauszuhören, welche er, nach alter Sitte und Gewohnheit, den im Dienste Befindlichen und Verbleibenden versprach. Was half diese Zusage des Freiherrn ihnen auch im Grunde? Man wußte nicht, wer an Adam's Stelle kommen würde, und das Wohlbehagen und Wohlergehen jedes Einzelnen hing vor Allem von dem guten Willen und der Rechtschaffenheit des Amtmanns ab. Was man an den Steinerts gehabt hatte, das war Jedermann bekannt; was kommen konnte, war nicht zu berechnen, und das versicherten die Verwalter und Wirthschafter jetzt Jedem, der es hören wollte, wie sie es sich unter einander längst gesagt hatten: wenn jetzt nicht ein eben so tüchtiger und rechtschaffener Amtmann in die Herrschaft käme, wie Adam Steinert es gewesen, so wäre kein Durchhalten möglich, und man würde etwas erleben, auch wenn sie selber, wie bisher, gewissenhaft das Ihrige thäten.

Das Mißtrauen, die Unzufriedenheit, der Zweifel schwebten wie eine ansteckende Krankheit in der Luft. Niemand sah sie, Jeder fühlte sich von ihrem beängstigenden Hauche ergriffen, und wie lustig lodernd die Feuer in dem Saale auch brannten und wie hell die Sonne auch die lange Reihe der Ahnenbilder beleuchtete, es wurde Niemandem wohl bei diesem Neujahrs-Frühstücke; selbst Renatus machte die Bemerkung, daß die Großeltern und die Urgroßeltern auf den Bildern, wenn die Sonne so darauf scheine, ganz verdrießlich auf die Menschen niederblickten.

Der Wein schmeckte heute den Leuten lange nicht so gut als sonst, und die Pfarrerin fand, daß die Kuchen, welche Eva zum Feste in die Pfarre gesandt hatte, weit besser wären, als die im Schlosse aufgetragenen. Ihr Mann bemerkte, daß der Herr Caplan gealtert, sehr gealtert habe, daß auch der Freiherr, obschon er stärker werde, nicht mehr so gut aussehe, als noch vor wenig Monaten, und nun gar die Frau Baronin! — Er schüttelte den Kopf und faltete die Hände. Was der am Herzen nagte, darüber konnte man ja nicht im Zweifel sein. Wie mochte die sich an einem solchen Feiertage manchmal nach dem reinen Worte Gottes und nach den Eltern und Geschwistern sehnen!

Es war Allen leichter um das Herz, nachdem dieses Neujahrs-Frühstück erst vorüber war. Sonst hatte man sich darauf gefreut, heute hatte man es gefürchtet, und selbst der Freiherr nannte es heute in seinem Herzen eine leere, lästige Ceremonie, die er künftig abzustellen meinte.

Es war die erste Gewohnheit, das erste Herkommen seines Hauses, auf das zu verzichten er sich selbst gedrungen fühlte.

Zweites Capitel.

Das Jahr, welches dem Freiherrn unter schlechten Auspicien angebrochen war, bewies sich in seinem Fortschreiten diesen üblen Anzeichen entsprechend. Der Winter war lang und sehr hart, das Frühjahr kalt und naß. Man konnte also die Arbeiten erst spät beginnen, und die spärlich und ungleich aufgehenden Saaten versprachen nicht den gewohnten und gehofften Ertrag.

Der Freiherr, welcher sich niemals um die Bestellung des Landes gekümmert hatte und kein Landwirth war, fing jetzt, da er bald der Zuversicht und Sicherheit in das alte, ihm dienende Geschlecht der Steinerts entbehren sollte, plötzlich nach dem Seinigen zu sehen an, und mit der Unkenntniß des Neulings meinte er die übeln Ernte-Aussichten einer verminderten Sorgfalt des Amtmanns zur Last legen zu dürfen. Der Verdacht, daß er seine Schuldigkeit nicht thue, beleidigte Adam. Er vertheidigte sich lebhaft gegen denselben, aber in dieser gerechten Abwehr eines ungerechten Verdachtes glaubte der Freiherr nur den Hochmuth des Emporkömmlings sehen und beugen zu müssen, und er verlor überhaupt mehr und mehr seine heitere, selbstgewisse Ruhe, weil er seine bis dahin unumschränkte Herrschaft über seine Untergebenen und die unbedingte Geltung, deren er vor ihnen und in seinem ganzen Lebenskreise sich stets sicher gewußt hatte, nun, wohin er blickte, angezweifelt wähnte. Das machte die Zustände nicht besser, wohl aber ihm und seinen Leuten das Leben bitter und schwer, und vor allen Andern

hatten die Geschwister im Amthofe zum Schlusse ihres Aufenthaltes in der alten Heimath böse Tage, denn die Geldverlegenheiten des Freiherrn hatten sich in unerwarteter Weise gesteigert.

Mit dem Vertrauen des Ehrenmannes und des Edelmannes in die Ehrenhaftigkeit seines Standesgenossen und mit dem Bewußtsein, sich von dem Marquis für die ihm erwiesenen mannigfachen Gutthaten des Besten versehen zu dürfen, hatte der Freiherr demselben, um der Herzogin seinen fortdauernden guten Willen für ihren Bruder zu beweisen, sowohl bei Herrn Flies als bei einem Banquier in der Residenz ausgedehnte Credite eröffnet, und die Herzogin hatte diese Briefe für ihren Bruder mit der Versicherung angenommen, daß derselbe natürlich nur den beschränktesten Gebrauch davon zu machen denke. Sie hatte es entweder vergessen, wie oft und mit wie großen Opfern sie dem Marquis zu Hülfe kommen müssen, so lange sie selbst ihm zu helfen im Stande gewesen war, oder sie mochte erwarten, daß die Jahre und die Erfahrung ihn gebessert und von seinen alten, verschwenderischen Gewohnheiten zurückgebracht haben würden; indeß diese Hoffnung traf nicht zu. Denn nur wenig Tage hatte der Marquis in der Stadt verweilt, als er sich von einem Kreise von Emigranten umringt und schnell versucht fand, sich vor ihnen, deren üble Lage ihn dazu aufforderte, als den Beschützer, als den Freigebigen, als den großen Herrn von ehemals zu zeigen. Die Anerkennung, der lebhafte Dank, die er geerntet, waren verführerisch für ihn geworden. Seit langer Zeit hatte er sich endlich wieder einmal frei und als er selbst, endlich sich wieder einmal in einer ihm angemessenen Lage gefühlt, und fröhlich und leichtherzig gemacht durch die sichtliche Zufriedenheit, die er um sich her zu verbreiten im Falle war, hatte er des Geldes nicht geschont, hatte er gegeben und geholfen und erfreut, wo sich ihm die Gelegenheit dazu geboten. Er hatte niemals gerechnet und gezählt; die Herzogin hatte dies immer

für ihn übernommen, und sorglos die flüchtigen Tage und das flüchtige Geld hingleiten lassend, war er plötzlich doch betroffen worden durch die Summen, die er in liebenswürdigen Gefälligkeiten, in Hülfsleistungen aufgewendet hatte, die seinem Herzen Ehre gemacht haben würden, hätte er sie aus eigenen Mitteln zu leisten vermocht. Er wünschte einzuhalten, ja, mehr als das, er wünschte zu vergüten, zu ersetzen, und an das Spiel von Jugend auf gewohnt, hatten ihm die verführerischen Gunstbezeigungen desselben den sichersten und leichtesten Ausweg aus seinen Verlegenheiten zu versprechen geschienen. Aber das Spiel war ihm niemals besonders günstig gewesen und versagte sich ihm auch jetzt. Von einem Tage zum andern hoffend, immer leidenschaftlicher wagend, je weniger diese Wagnisse ihm einschlugen und je tiefer sie ihn in die Verlegenheit verwickelten, der er sich zu entziehen wünschte, hatte er allmählich Summen erhoben, welche die Auszahler stutzig werden ließen und welche endlich Herrn Flies bewogen, jene Anfrage und jene Berichte zu machen, die der Freiherr eben am Neujahrstage erhalten und die ihn genöthigt hatten, auf eine augenblickliche Deckung dieser bedeutenden Posten zu denken. Adam sollte Rath schaffen und Herr Flies sollte Geld schaffen; aber guter Rath war theuer, und Geld war es noch mehr.

Die republikanische Bewegung und der ihr folgende Krieg, die von Frankreich aus immer weiter um sich griffen, machten alle Capitalisten in der Anlage ihres Geldes vorsichtig und schwierig. In den Gegenden, in welchen sich revolutionäre Gesinnungen kund gaben, suchten ängstliche Besitzer sich ihrer liegenden Gründe zu entäußern, und wie der Werth des Grundbesitzes sank, stieg der Werth des baaren Geldes. Dem Amtmanne kam das sehr zu Statten. Er hatte seinen Handel wegen des schönen Gutes Marienau bereits lange abgeschlossen, ehe der Freiherr das neue Darlehn auf Rothenfeld und die Capitalien gefunden hatte, deren

er bedurfte, um die Wechsel des Marquis zu decken und um endlich den Bau der Kirche vollenden zu lassen, der im letzten Jahre nur wenig vorgeschritten war. Dem Freiherrn selber war freilich dieser Kirchenbau niemals eine persönliche Herzensangelegenheit gewesen; jetzt war er ihm aus mehr als einem Grunde lästig, und er würde ihn in diesem Augenblicke mit Freuden unterbrochen, die Kirche vorläufig unvollendet stehen gelassen haben, hätte er nicht fürchten müssen, eben dadurch den nachtheiligen Gerüchten Nahrung zu geben, die es ihm ohnehin so wesentlich erschwerten, Geld zu finden, selbst wenn er es mit hohem Zins bezahlte.

Mit Wirthschaftsbeamten zu verhandeln, welche die Stelle des Amtmannes ersetzen sollten, sich selbst um die Aufbringung von Geldern zu bemühen und das Geld, welches ihm bisher nur ein Mittel zur Erreichung seiner Zwecke und zur Befriedigung seiner Wünsche gewesen war, als Selbstzweck zu betrachten, fiel dem Freiherrn schwer. Er dachte daran, Einschränkungen zu machen, aber er wußte nicht, wie er das anfangen oder wem er sie auferlegen sollte, denn in der sorglosen Freiheit des Verbrauches erwachsen, war der Ueberfluß ihm zur Gewohnheit geworden, und er glaubte nur das Nothwendige zu haben, wenn er alles Dasjenige besaß, was ihm irgend wünschenswerth erschien. Sich etwas zu versagen, das verstand er nicht, die Herzogin zu beschränken, hätte ihm ungastlich und grade nach dem unangenehmen Vorfalle mit dem Marquis ungroßmüthig gedünkt. Die Bedürfnisse der Baronin waren immer mäßig gewesen, und ihr auch nur ein kleines Ersparniß vorzuschlagen, würde er in dem Verhältnisse, in welchem er jetzt zu ihr stand, als unehrenhaft und unanständig betrachtet haben.

Unglücklicher Weise hatte der Mann, welcher dazu ausersehen war, vom Spätherbste ab die Stelle des Amtmannes zu verwalten, den Freiherrn dadurch für sich einzunehmen ge-

wußt, daß er ihm bemerklich gemacht hatte, es ließen sich große Summen ersparen, wenn man den Insassen der Güter nicht so viel Freiheit ließe, wie die Steinerts es gethan, und namentlich bei dem Kirchenbaue könne man auch jetzt noch sehr beträchtliche Ausgaben vermeiden, wenn man nur die Insassen und Käthner, wie es sich gehörte, zur Arbeit heranzöge und verwendete. Das sollte nun Adam auf des Freiherrn Befehl noch zur Ausführung bringen.

Vergebens bewies dieser, daß man die Leute in dem letzten Winter, wo man einen Wald verkauft und völlig ausgeschlagen, sehr stark in Anspruch genommen habe, daß man ihnen bei der drängenden Arbeit in dem späten Frühjahre kaum die Zeit habe gönnen können, ihr Stück Garten und Feld zu bestellen, und daß man sie im Winter zu ernähren haben würde, wenn man sie jetzt nicht so viel als nöthig für sich selber sorgen ließe. Der Freiherr wollte davon nichts hören. Er war in eine Lage und in eine Stimmung versetzt, in welcher er immer nur der nächsten Belästigung enthoben sein wollte, und vor Allem schien es ihm darauf anzukommen, Herbert's ein für alle Mal ledig zu werden, der, trotz seines Verlangens, mit Eva zusammen zu sein, nur erst einmal wieder nach Richten gekommen war und sich bei der Beaufsichtigung des Baues durch einen jüngeren Gehülfen vertreten ließ.

Es blieb also Adam gar nichts übrig, als sich zu fügen und unter einer Bevölkerung, unter welcher seine Familie seit mehr als hundert Jahren in Liebe und Frieden gelebt hatte, schließlich wider seinen Willen den Frohnvogt zu machen. Er mußte die volle Arbeitszeit der Leute in Beschlag nehmen, sie rundweg abweisen, wenn sie auf die Nachsicht Anspruch machten, welche man ihnen sonst ohne große Opfer hatte bewilligen können. Das gab böses Blut. Wo die Leute beisammen waren, konnte man es sagen hören, daß es eine Sünde und Schande sei,

Christenmenschen in das Joch zu spannen, um eine Kirche aufzubauen, mit der sie nichts zu schaffen hätten, und um im Schlosse fremdes Volk zu füttern. Alle Arbeit wurde widerwillig gethan, Vorwände, mit welchen die Leute sich derselben zu entziehen suchten, gaben Anlaß zu Untersuchungen und Strafen; und diese Strafen machten das Uebel ärger. Heute hatte man Händel und Schlägereien zu schlichten, wenn einer von den Leuten sich bei den Arbeitsforderungen zu stark herangezogen oder einen Anderen bei den Arbeitserlassen einmal begünstigt glaubte, und morgen gab es lose Reden und freche Ausfälle gegen die Herrschaft vor Gericht zu ziehen. Es war, als sei der gute Geist entwichen, der hier bisher gewaltet hatte. Des Zankens, Anschuldigens, Strafens war gar kein Ende mehr. Hätte der Amtmann, wie der Freiherr es verlangte, alle diejenigen zur Rechenschaft fordern wollen, die sich widerspänstig zeigten, und diejenigen eingesperrt, welche grundlos Händel anzettelten, so hätte er noch beträchtlich an Arbeitskräften eingebüßt. Er mußte also ein Auge zudrücken, Mancherlei nicht hören, Vielerlei stillschweigend mit ansehen, um nur durchzukommen, und noch war der Sommer nicht da, als auf den Gütern, auf welchen bis dahin eine für jene Zeiten musterhafte Verwaltung geherrscht hatte, jener Zustand eingetreten war, der nirgends ausbleibt, wo die Befehlenden, weil sie Ungerechtes und Uebermäßiges heischen, Ungesetzliches und Maßloses geschehen lassen müssen, um sich von einem Tage zu dem anderen durchzuschlagen und sich damit zu vertrösten, daß auch übermorgen und nach übermorgen gehen werde, was gestern und vorgestern eben noch gegangen sei.

Dem Amtmanne war dieses Treiben ein Gräuel. Wie jeder, der das Land bebaut, hatte er frühzeitig begriffen, daß in der eigenen Lebensführung wie in der Leitung eines Gemeinwesens, mag dies nun groß oder klein sein, Voraussicht und mit ihr Zusammenhang im Handeln die Hauptsache sind;

und wenn er selber auch die Folgen des jetzigen Verfahrens nicht mehr zu tragen haben sollte, so peinigten ihn doch der gegenwärtige Zustand und die Gewißheit, daß die übeln Früchte desselben nicht ausbleiben könnten. Die Schullehrer klagten bereits, daß die Kinder, weil sie zu Hause die Arbeit der zum Dienste befohlenen Erwachsenen verrichten mußten, die Schule versäumten, der Pfarrer beschwerte sich, daß die Leute, weil ihnen gar keine Zeit für ihre eigene Arbeit mehr gelassen würde, Sonntags die Kirche nicht mehr besuchten, daß er das Wort Gottes vor leeren Bänken predigen müsse, während die große katholische Kirche, in der Niemand außer der Herrschaft und den Fremden seine Andacht halten und seinen Gottesdienst begehen könne, sich der Vollendung nähere.

Früher hätte der Freiherr von allen diesen Dingen in seiner sorglosen und heitern Unnahbarkeit nicht viel erfahren. Jetzt fragte er danach, fragte, weil er dies nicht gewohnt war, nicht immer an der rechten Quelle, und glaubte, da er häufig falsch berichtet ward, es mit einem Geiste des Aufruhrs zu thun zu haben, den er unterdrücken, und zwar mit Gewalt unterdrücken müsse, während er und sein Thun und Gebieten ganz allein die Unzufriedenheit und Auffässigkeit erzeugten, die er dem bösen, von Frankreich kommenden Zeitgeiste entsprungen wähnte.

So viel stellte sich indeß an Einsicht für ihn bald heraus, daß er, um dem neuen Amtmanne gewisse Pflichten auflegen zu können, auch die drückendsten Geldverlegenheiten beseitigt haben müsse, und da bisher die schriftlich oder durch Dritte geführten Verhandlungen mit Herrn Flies zu keinem befriedigenden Abschlusse gelangen wollten, beschloß der Freiherr, persönlich einen Versuch zu einem Uebereinkommen mit ihm zu machen.

Er war ohnehin lange nicht in der Stadt gewesen; die Herzogin, welche von seinem Vorsatze sprechen hörte, nannte

einen solchen kleinen zeitweiligen Ortswechsel angenehm, und da Renatus ein großes Verlangen zeigte, mitgenommen zu werden, war der Freiherr schnell bereit, aus einer Geschäftsreise, die er antreten wollen, um sich aus Geldverlegenheiten zu befreien, eine Vergnügungsreise mit seiner ganzen Familie zu machen, welche bei der damaligen Art zu reisen nicht ohne einen ansehnlichen Aufwand zu bestreiten war.

Die Baronin, deren Gesundheit immer schwankender und deren Brustbeklemmungen immer häufiger geworden waren, hatte Anfangs eine Scheu vor dieser Reise getragen, da sie die zunehmende Wärme der Jahreszeit und die Unbequemlichkeit der Nachtquartiere fürchtete; aber der Freiherr hatte auf ihr Mitgehen gerechnet, Renatus bat ebenfalls, die Mutter möge doch nicht zu Hause bleiben, und die Baronin gab endlich gegen ihr richtiges Gefühl dem Verlangen der Ihrigen nach, weil sie für sich keine lebhaften Wünsche und kaum noch lebhafte Besorgniß hegte.

So fuhren denn an einem frühen Morgen die großen, vierspännigen Reisewagen vor das Portal. In dem einen wollte der Freiherr mit den beiden Frauen, in dem anderen sollte Renatus mit seiner französischen Bonne und der Kammerjungfer seiner Mutter fahren, die während der kurzen Reise den Dienst bei den beiden Damen zu versehen hatte; aber schon am ersten Reisetage zeigte es sich, daß die Baronin es nicht ertragen konnte, Tag über in der Gesellschaft der lebhaften Herzogin zuzubringen, und man mußte für den nächsten Morgen die Einrichtung treffen, sie den einen Wagen allein mit ihrer Kammerjungfer einnehmen zu lassen, um ihr die nöthige Ruhe zu gönnen.

Es war am Mittage des dritten Tages, nachdem man Richten verlassen hatte, als man dem Freiherrn, der das ganze erste Stockwerk des Gasthauses für sich in Beschlag genommen hatte, die Nachricht brachte, Herr Flies, den er zu sich bitten lassen, sei gekommen. Der Freiherr befahl, ihn herein zu führen,

und setzte sich auf das Sopha, den Besuch zu erwarten, damit er nicht nöthig hatte, ihm etwa entgegen zu gehen, denn nun er an der Schwelle der mündlichen Verhandlung stand, dünkte ihm diese noch lästiger als die schriftliche zu sein.

Als Herr Flies eintrat, hieß der Freiherr ihn mit den Worten: Sie sind pünktlich, lieber Flies! willkommen.

Ich bin ein Geschäftsmann! entgegnete dieser höflich. Aber der Freiherr konnte sich eines gewissen Erstaunens bei dem Anblicke des Juweliers nicht erwehren. Er kam ihm größer, ansehnlicher vor, denn er trug sich aufgerichteter als früher; seine Kleidung war einfach, indeß nach der Mode und von den besten Stoffen. Er hatte eine gewisse demüthige Weise, gewisse tiefe Verbeugungen und gewisse Manieren, die er sonst als Stammesgewohnheiten unwillkürlich zur Schau getragen, völlig abgelegt und dafür eine ruhige Haltung gewonnen, welche ihn dem Freiherrn wie einen Fremden erscheinen machte. Er hatte vorgehabt, ohne Weiteres mit Herrn Flies die Angelegenheit zu durchsprechen, wegen derer er ihn rufen lassen; nun er den Kaufmann vor sich hatte, dessen Augen klug und forschend auf ihm ruhten, wußte er nicht gleich, von welchem Punkte er die Sache in Angriff nehmen sollte, und wie alle vom Glücke Verwöhnten vor jeder Unbequemlichkeit zaghaft und zaudernd, sagte er: Wie geht es Ihnen, lieber Flies? Ich habe Sie lange nicht gesehen, ich war lange nicht hier; aber ich wollte meinem Sohne doch einmal eine Stadt zeigen und muß auch einen der hiesigen Aerzte wegen der Baronin zu Rathe ziehen.

So sind die Frau Baronin leidend? fragte Flies.

Recht sehr, recht sehr, antwortete der Freiherr mit sichtlicher Zerstreutheit; ich denke, der Doctor muß bald kommen!

Er hatte noch immer nicht den Muth, dasjenige zu verlangen, was er mit Leichtigkeit gefordert haben würde, als er sich noch im Vollbesitze seines Vermögens und seines Ansehens

gewußt hatte, und Herr Flies, welcher den Zustand des Freiherrn wohl erkannte, fand es daher angemessen, ihm mit der Bemerkung entgegen zu kommen, daß es ihm, da er den Arzt erwarte, wahrscheinlich erwünscht sein werde, die Geschäfte schnell zu beenden, und daß er ihm einen, wie er glaube, sehr annehmbaren Vorschlag für dieselben zu machen habe.

Der Freiherr, sehr zufrieden, daß er nicht derjenige zu sein brauchte, der die Verhandlungen in Gang brachte, und doch zugleich verdrießlich darüber, daß Flies sich so heiter und frei zu fühlen schien, während er selbst sich von dessen gutem Willen mehr als ihm lieb war abhängig wußte, verlangte den Vorschlag zu hören.

Herr Flies zog die Briefe, welche er von dem Freiherrn erhalten hatte, aus seiner Brusttasche hervor und sagte: Verstehe ich die Meinung Ihres letzten Briefes recht, Herr Baron, so wünschen Sie außer der Summe, welche auf Rothenfeld jetzt aufgenommen war, eine zweite Hypothek in gleichem Betrage auf Rothenfeld, und eine eben so große auf Neudorf eintragen zu lassen.

Der Freiherr bejahte das; Flies machte ein nachdenkliches Gesicht. Es war dem Freiherrn, als säße er angeklagt vor seinem Richter.

Die Posten sind stark, hob nach kurzem Schweigen der Kaufmann an, und Geld ist theuer! Es wird Ihnen große Zinsen kosten, Herr Baron, Zinsen, die kaum aufzubringen sein werden, wenn wir einmal ein Mißjahr haben, wie eben jetzt, und vollends wenn der Krieg ....

Der Freiherr wurde ungeduldig. Das sind Vorstellungen und keine Vorschläge, mein lieber Flies! rief er, ihn unterbrechend. Die ersteren habe ich mir selber längst gemacht, wollen Sie mich die anderen hören lassen?

Ich weiß nicht, ob sie dem Herrn Baron passen werden,

hob jener an. Ich denke mein Geschäft mit Nächstem einmal aufzugeben.

Natürlich, Sie sind ein reicher Mann! rief der Freiherr, dem die Gemächlichkeit des Kaufmannes unerträglich dünkte.

Nun, ich habe allenfalls zu leben, entgegnete dieser mit Gelassenheit, und ich fühle, daß es mir nicht mehr bekommt, die ganzen Tage im Laden und im Comptoir zu stehen. Fünfunddreißig Jahre solcher Arbeit lasten auf dem Menschen, und meine Frau hat auch ihre Ruhe verdient. Meine Tochter....

Liebster Flies, unterbrach ihn der Freiherr, Sie dürfen glauben, daß Ihr Wohlergehen mich freut, aber die Vorschläge, welche Sie mir zu machen hatten....

Hangen damit eben zusammen, Herr Baron! versicherte der Kaufmann. Wer sich zur Ruhe setzen will, muß vorsichtiger werden, als der Geschäftsmann, darf nicht Alles auf eine Karte, auf einen Wurf setzen und muß sich für den Fall, daß die Ruhe ihm doch nicht zusagt, immer ein Capital zur Hand halten, mit dem sich allenfalls einmal wieder etwas anfangen läßt. Ich wäre nicht abgeneigt, Geld auf Rothenfeld herzugeben, es ist ein schönes Gut; auch Neudorf ist ein schönes Gut, und es würde sich auch wohl auf Neudorf ein Capital beschaffen lassen; aber die zweite Hypothek auf Rothenfeld würde mir nicht conveniren, Herr Baron, und deßhalb wollte ich Ihnen den Vorschlag machen, ob Sie nicht etwas von Ihrem liegenden Besitze verkaufen wollten?

Der Freiherr fuhr auf: Verkaufen? — Sie werden doch nicht glauben, daß ich eines meiner Güter zu verkaufen denke? Sie denken doch nicht daran, daß ich Neudorf oder gar Rothenfeld, wo ich eben jetzt die Kirche baue, verkaufen soll?

Herr Flies lächelte kaum merkbar, und mit einem Blicke seiner klugen Augen, den ein Achtsamer nicht mißverstehen konnte, sagte er: Wie sollte ich adelige Güter kaufen wollen,

Herr Baron, und vollends die neue Kirche, was sollte mir die? — Nein, Herr Baron, ich dachte an Ihre Güter nicht; aber wie wäre es mit dem Hause, das der Herr Baron von der Fräulein Tante in Berlin ererbten? Es steht leer, wie ich gesehen habe.

Der Freiherr schwieg, denn obschon der Vorschlag, der ihm am leichtesten aus den Verlegenheiten helfen konnte, ihm sofort einleuchtete, widerstrebte ihm doch der Gedanke, sich irgend eines Besitzthumes zu entschlagen, auf das äußerste. Während er sonst seines Hauses in der Residenz mit großer Gleichgültigkeit gedachte, stand es ihm jetzt in seiner ganzen Würdigkeit vor Augen, und er fühlte sich mit mannigfachen Banden und Erinnerungen an dasselbe gefesselt. Was wollen Sie denn mit einem solchen Hause thun? fragte er endlich.

Herr Flies lächelte abermals, und so, daß der Baron es sehen mußte. Was ich damit machen will? — Ich war im vorigen Jahre mit Frau und Tochter in der Residenz und es hat den beiden dort gefallen. Meine Tochter liebt Musik, liebt das Theater, und ich habe nur das eine Kind. Ich denke deßhalb nach der Residenz zu ziehen, und das Haus der Fräulein Tante ist mit seinem großen Garten recht wie meine Tochter es sich wünscht.

Der Freiherr biß sich unwillkürlich auf die Lippe. Er hatte den Mann zu schonen, den er brauchte, aber es fiel ihm schwer, ihm nicht zu sagen, daß und wie sehr dieser Vorschlag ihm ungeeignet scheine, ja wie sehr er ihn beleidige. In seinem Hause, in dem Hause, an welchem, seit sein Großvater es erbaut, das stolze Arten'sche Familienwappen prangte, sollten Handel und Gewerbe künftig ihr Wesen treiben? Wo Fräulein Esther den Besuch des großen Friedrich empfangen, sollten Judenfrauen ihren Kaffee trinken? Nimmermehr! Er stieß den Gedanken weit zurück; der Kaufmann fügte sich augenblicklich,

aber er wollte nun auch von dem anderen Darlehn nichts wissen, weil er, so lange er nicht nach der Residenz übersiedele, seine hiesigen Geschäfte, für die er seine ganzen Capitalien brauche, fortzuführen denke; und da der Freiherr, beleidigt durch den Zwang, den Flies ihm anthun zu wollen schien, sich weder zum Nachgeben noch zu einem eingehenden Verhandeln geneigt bewies, so empfahl sich jener, die ganze Angelegenheit ruhig dem Ermessen des Freiherrn überlassend.

Drittes Capitel.

Einige Tage waren seit diesem Gespräche vergangen, und der Freiherr hatte sie nicht angenehm verlebt. Die Baronin fuhr zwar täglich aus, um ihrem Sohne die Stadt und deren Merkwürdigkeiten zu zeigen und sich an der Freude des Knaben zu ergötzen, aber die ungewohnte Lebensweise regte sie auf, die Luft in den enggebauten Straßen schien ihr sehr drückend, und der Ausspruch des zu Rathe gezogenen Arztes hatte auch nicht tröstlich gelautet, obschon er keine bestimmte Erklärung von sich gegeben. Es war für den Winter von einem Aufenthalte in einem milden Klima die Rede gewesen, Italien, an das man dabei dachte, konnte jedoch unter den obwaltenden politischen Verhältnissen nicht wohl zum Aufenthalte einer Leidenden gewählt werden. Dazu erinnerte der Freiherr sich mit Unbehagen und Bedenken des Geldaufwandes, welchen einst die italienische Reise seiner Mutter und seiner verstorbenen Schwester erfordert hatte; und sollte er auch die Gattin, wie die Schwester, über die Alpen gehen und nicht lebend wiederkehren sehen?

Er liebte Angelika nicht mehr, aber die Vorstellung, die junge, schöne Frau vor sich sterben zu sehen, ging ihm doch nahe, und dabei wollten seine Geldangelegenheiten sich durchaus nicht, wie er es wünschte, ordnen lassen. Die Kaufleute, denen es bekannt war, daß die Herren von Arten bisher alle ihre Geschäfte mit dem Hause Flies gemacht hatten, und die es wußten, wie dieses wohl im Stande wäre, das anscheinend so

sichere Darlehn zu leisten, wurden mißtrauisch, eben weil man ihnen das Geschäft anbot. Denn der bisherige Banquier der Herren von Arten konnte es sicherlich nur aus einem wichtigen Grunde zurückgewiesen haben. Sie zögerten, machten Schwierigkeiten, verlangten, wie Herr Flies es dem Baron vorausgesagt hatte, Zinsen, die ihn zu neuen Anleihen nöthigen mußten, und da der Freiherr auf solche Weise nun an sich selber die alte Erfahrung bestätigt fand, daß Geld und Credit für denjenigen, der sie braucht, stets schwer zu haben sind, so sah er sich immer wieder auf den Hausverkauf hingewiesen.

Die Nothwendigkeit hat eine überzeugende und verführerische Beredsamkeit. Je länger er ihr gegenüberstand, um so mehr räumte es sich der Freiherr ein, daß er eigentlich niemals Freude an dem Hause in der Residenz gehabt und daß Keiner der Seinigen dort gern oder glücklich gelebt habe. Seit es erbaut worden, hatte es mit Ausnahme kurzer Besuche, welche die Familie in der Stadt gemacht, fast immer leer gestanden, bis Fräulein Esther es bezogen; und weder die Erinnerungen an sie, noch jene, welche sich an die sechs Monate knüpften, die der Freiherr mit Angelika nach seiner Verheirathung in der Residenz zugebracht hatte, waren von der Art, ihn an das Haus zu fesseln. Auffallen konnte es Niemandem, daß er es verkaufte, da er es nicht benutzte. Die Schwierigkeiten, mit denen die grillenhafte Besitzerin die Abtretung des Grundstückes an einen Anderen belastet hatte, waren nicht unüberwindlich; und daß Herr Flies, den er als einen bequemen Geschäftsmann kannte, sich nicht kleinlich zeigen würde, wo er für sich und seine Familie etwas Angenehmes zu erreichen wünschte, darauf meinte der Freiherr rechnen zu dürfen.

Die Angelegenheit ließ ihm keine Ruhe, sie beschäftigte ihn am Tage, sie quälte ihn in der Nacht. In seinen Träumen ging er mit seinem Sohne in dem alten Hause umher, und

von den Wänden stiegen die Bilder der Tante herab und verfolgten ihn und den Knaben mit leidenschaftlicher Hast, daß er sich und das Kind nicht vor ihnen zu retten wußte. Wenn er angstvoll die Thüre und das Portal des Hofes erreicht hatte, so stand die Tante auch da wieder vor ihm und wehrte ihm den Ausgang; und jenseit des Gitters thürmten sich dichte Wolken auf, aus denen der Juwelier mit seinem zufriedenen Lächeln auf ihn herniedersah und ihn fragte: Was wollen Sie mit dem alten Hause, Herr Baron? Es ist darin für Sie nicht mehr geheuer!

Am Morgen nach einer solchen Nacht beschloß er, ein Ende damit zu machen, nur um der lästigen Gedanken los zu werden; aber der Mittag kam heran, ehe er sich dazu bringen konnte, den darauf bezüglichen Brief zu schreiben.

Herr Flies saß in behaglicher Sonntagsruhe mit Frau und Tochter in dem Garten hinter seinem Hause, als ihm das Schreiben des Freiherrn zu Händen kam, und da die Kriegsräthin mit ihrem Manne zu einer Picknickpartie auf das Land gefahren war, verstand es sich von selbst, daß Paul den freien Tag bei seinen Freunden und Beschützern zubrachte.

Von dem Herrn Baron von Arten! sagte der Diener, als er Herrn Flies den Brief übergab. Die Mutter warf dem Vater einen Blick des Einverständnisses zu, den er nicht beachtete. Er las das kurze Schreiben, sagte, daß er nicht ermangeln werde, sich morgen in der Frühe einzustellen, und entließ den Diener. Die Mutter fragte nichts, Herr Flies sprach auch nicht von der Sache; da sie aber Alle wußten, um was es sich handelte, konnten sie sich denken, was der Brief bedeute, und nur Paul sah fortwährend nach Herrn Flies hinüber, als wünsche er in den Mienen desselben die Antwort auf eine Frage zu lesen, die er nicht zu thun wagte. Er vermochte nicht bei dem Buche zu bleiben, mit dem er beschäftigt gewesen war;

er stand auf, ging fort, kam wieder — man war nicht gewohnt, ihn so unstät zu sehen.

Endlich, als Seba sich erhob, um einen Auftrag für die Mutter auszurichten, folgte er ihr nach, und seinen Arm in den ihrigen legend — denn der vierzehnjährige Knabe war fast so groß als sie — sagte er, während eine dunkle Röthe sein schönes, kräftiges Gesicht überzog: Seba, ist denn mein Vater hier?

Der bebende Ton seiner Stimme ging ihr zu Herzen, und sie drückte ihm beruhigend die Hand, als sie seine Frage bejahte.

Warum sagtest Du mir's nicht?

Was konnte es Dir helfen? gab sie ihm zur Antwort.

Er schwieg einen Augenblick, dann fragte er: Ob er sich wohl nach mir erkundigt hat?

Sie entgegnete, daß sie es nicht wisse, aber sie stellte ihn nicht damit zufrieden.

Du würdest es wissen, wenn es geschehen wäre, sagte er, und ich bin kein Kind mehr, dem man mit Unwahrheiten ein Vergnügen macht. Er hat nicht nach mir gefragt!

Er seufzte, als er diese Worte sprach. Sie waren inzwischen zu den Anderen zurückgekehrt und es konnte nicht weiter die Rede davon sein. Indeß Seba sah, daß in seinem Innern die Aufregung nicht vorüber war, und als er sich später wieder eine Weile mit ihr allein befand, verlangte er zu erfahren, wo sein Vater wohne.

Seba erschrak. Weßhalb fragst Du mich das? sagte sie.

Er antwortete ihr nicht gleich, wie das seine Weise war, wenn er seine Rührung zu besiegen strebte, und sagte dann, sich gewaltsam zusammennehmend, während seine Lippen bebten: Ich möchte ihn doch wenigstens einmal sehen, meinen Vater! — Aber seine Bewegung war mächtiger als sein Wille, die Thränen traten ihm in die Augen, er schüttelte zornig und unzufrieden

mit sich selbst den Kopf und eilte aus dem Garten fort in das Haus.

Daß der Knabe nicht leicht von einer Sache abließ, die er sich in den Sinn gesetzt hatte, war eine Eigenthümlichkeit an ihm, welche Alle kannten, die mit ihm zu thun hatten, und Seba fand es daher für nöthig, als Paul's Pflegeeltern am Abend von ihrer Ausfahrt wiederkehrten, sie von seinem Verlangen und von dem ganzen Vorgange zu unterrichten. Daß man ihn davon zurückhalten müsse, seinen Vater aufsuchen zu gehen, darin stimmten Alle überein. Madame Flies und der Kriegsrath waren nur der Ansicht, daß man ihn vertrösten, ihn beschwichtigen solle, bis der Freiherr abgereist sei, die Kriegsräthin hingegen dachte es ihm gradezu und entschieden zu verbieten, ohne sich auf Gründe mit ihm einzulassen, aber wie immer nahmen Herr Flies und Seba sich des Knaben an.

Er ist reifen Verstandes und festen Sinnes, sagte der Erstere, und man soll auch von einem Knaben seines Alters blinden Gehorsam fordern, wenn man die Aussicht hat, ihn vernünftig von dem Rechten überzeugen zu können. Er muß völlig aufgeklärt werden über die Lage, in welche seine Geburt ihn versetzt hat. Er ahnt sie, ohne ihre bürgerlichen Folgen zu begreifen, und wie überall, so hat auch hier das halbe Wissen für die Empfindung etwas Verwirrendes, für den Verstand etwas Aufregendes. Was er aber zu hören hat, wird er am besten von Seba erfahren, da sie die Einzige ist, mit welcher er über diese Angelegenheit gesprochen hat, und bittere Kunde muß man wo möglich mit freundlichem Munde versüßen.

Er hielt es darauf der Tochter vor, was sie dem Knaben zu sagen habe, und man verabredete, daß man ihn unter irgend einem Vorwande in der Frühe, ehe er in die Schule gehe, zu Seba senden solle. Indeß die Kriegsräthin war keine Frau, die sich fremden Anordnungen zu fügen oder ihren Einfällen

und Aufwallungen zu gebieten vermochte, und sie mißtraute der rücksichtsvollen Schonung, die man Paul zu gewähren wünschte. Sie hatte, seit sie von der Ankunft des Freiherrn erfahren, sich der Hoffnung hingegeben, daß er sich nach Paul erkundigen, daß er schriftlich oder vielleicht gar persönlich nach ihm und nach seinem Ergehen und Verhalten fragen werde, und sie hatte nach ihrer Weise mancherlei Plane auf die Zufriedenheit des Freiherrn gebaut; denn nichts ist erfinderischer im Hoffen, als der sinkende Wohlstand, und im Sinken waren die Lebensaussichten der Kriegsräthin nun lange schon begriffen.

Der Präsident, welcher sonst im täglichen Verkehre mit dem Kriegsrathe es eben nicht gewahrt hatte, daß dieser dem allgemeinen Menschenlooſe des Alterns nicht entgehe, und der sonst auf das bescheidene Wesen und das sich Alles eigenen Urtheils enthaltende regelmäßige Arbeiten dieses Beamten einen besonderen Werth gelegt hatte, glaubte jetzt zu erkennen, daß eine maschinenmäßige Unterwürfigkeit dem Dienste nicht förderlich sei und daß man von einem alternden Manne keinen geistigen Fortschritt und keine Aenderung seiner Gewohnheiten mehr zu gewärtigen habe. Von einer Beförderung des Kriegsrathes, auf welche der Präsident seiner Zeit die schöne Laura hoffen lassen, konnte also jetzt nicht mehr die Rede sein. Es waren demselben bereits mehrfach jüngere, selbstdenkende Collegen vorgeschoben worden, die solche Auszeichnung durch Enthüllung jedes kleinen Mangels, der sich in der Amtsführung ihres älteren Collegen etwa nachweisen ließ, rechtfertigen zu müssen glaubten; und sich aus einem bevorzugten Mitgliede eines Collegiums plötzlich zu einem überwachten und getadelten herabsinken zu sehen, das war eine Kränkung, welche auch einen festeren Charakter als den des Kriegsrathes überwältigen und einen Stärkeren als ihn dahin bringen konnte, sich widerstandslos der Entmuthigung zu überlassen.

Die gesellschaftlichen Folgen dieser Wandlung blieben natürlich denn auch nicht lange aus. Seit man nicht mehr mit Sicherheit darauf bauen konnte, den einflußreichen Präsidenten immer in dem Freundeskreise des Kriegsrathes zu finden, legte man nicht mehr dasselbe Gewicht auf dessen Einladungen, und da man bald bemerkte, daß der Präsident es nicht wie früher erwartete, überall, wohin er kam, den Kriegsrath mit seiner Frau zu finden, unterließ man es öfter, dieselben zu den Gesellschaften aufzufordern. Beide Eheleute empfanden das sehr bitter, aber wenn Herr Weißenbach geneigt war, sein Schicksal über sich zu nehmen, so war Laura anderer Ansicht. Was sie entbehren mußte, gewann einen doppelten Reiz für sie, und das Verlangen, wiederzugewinnen, was sie einst besessen hatte, die galante Freundschaft ihres alten Gönners und die darauf begründete gesellschaftliche Geltung, regte sie zu neuen Anstrengungen und Unternehmungen auf. Sich zurückzuziehen, weil das Glück sich von ihr wendete, war nach ihrer Meinung eine Schwäche, deren eine gescheite Frau sich nicht schuldig machen durfte. Wenn man den Leuten nicht mehr durch die Freundschaft des Präsidenten wichtig scheinen konnte, so mußte man suchen, ihnen das Haus in anderer Weise angenehm zu machen, und mit etwas mehr Aufwand, als man bisher getrieben hatte, ließ sich das wohl bewerkstelligen. Freilich wohnte man, seit Herbert einen Theil der Zimmer inne hatte, nicht mehr so gut und bequem, als früher, und auch die Handwerker ließen sich nicht mehr so leicht als sonst mit Versprechungen vertrösten. Aber man mußte nur Muth haben, nur gewisse tägliche Gewohnheiten ablegen, auf deren Entbehrung es ja für Menschen, die einen bestimmten Zweck im Auge hatten, nicht ankommen konnte; man mußte nur zeigen, daß man immer noch wohlauf, daß man aus eigenen Mitteln unabhängig sei, um seine alte Stellung zu behaupten und um dem Präsidenten zu beweisen,

daß es kein Eigennutz, sondern Freundschaft, reine Freundschaft sei, wenn man nicht aufhöre, eine Annäherung an ihn zu suchen, und sich Mühe gebe, die alten Beziehungen wieder anzuknüpfen.

Laura hatte übrigens mit dem Kriegsrathe jetzt ein leichtes Spiel. Ein Mann, der sein Selbstgefühl aus der Anerkennung gezogen, welche Andere ihm zollten, wird haltlos, wenn ihm diese fehlt; und unfähig, in sich selber zu beruhen, wird er leicht dahin gebracht, sich fremdem Willen unterthan zu machen, wenn er durch diesen hoffen kann, die ihm entschwundenen Vortheile wiederzugewinnen. Der Kriegsrath war ein bedächtiger Mann, ein überlegender Haushalter gewesen, so lange er sich in seinem Amte geachtet wußte und so lange er seine Einnahmen und Ausgaben in strengem Gleichgewichte zu erhalten vermocht. Jetzt, da dies nicht immer gelingen, da die Abschlüsse seines Buches sich nicht mehr so sicher wie seine amtlichen Cassen-Abschlüsse gestalten wollten, konnte er den Anblick seines Haushaltsbuches nicht mehr ertragen, und weil ihn die Gewißheit peinigte, daß er mehr verbrauchte, als er sollte, hatte er es allmählich aufgegeben, seine Ausgaben zu verzeichnen und seine Rechnungen zu machen. Heimliche Angst, drückende Zweifel konnte er ertragen; aber Zahlen waren sein Leben lang ihm Freude und Genuß gewesen; Zahlen als Ankläger vor sich zu sehen, das ging über seine Kräfte, und sich wieder mit den Zahlen seiner Bücher auszusöhnen, war Alles, wonach er trachtete. Er war zu jeden Entbehrungen, er war sogar bereit, seiner Laura, wie sie es verlangte, die Verwaltung seines Einkommens zeitweilig ganz zu überlassen, nur mit seinen Zahlen sollte sie ihn versöhnen, denn die Zahlen standen vor ihm auf in regelrechter Reihe, und starrten ihn an und riefen nach Ausgleichung, und er konnte ihnen und konnte sich nicht helfen, wie auch die Angst und Scham ihm die bleich gewordenen Wangen rötheten. Die Summe der einen Seite wuchs immer

weiter über die Summe der anderen Seite hinaus, und weder Laura's Vertröstungen noch ihre kühnen und zuverlässigen Hoffnungen vermochten das zu ändern.

Seit Jahr und Tag hatte sie ihn darauf hingewiesen, daß ihnen einmal von dem Freiherrn eine nachhaltige Hülfe und Befreiung kommen müsse. Allerdings war die Theilnahme, welche derselbe für seinen Sohn bezeigte, niemals eine persönliche und keine lebhafte gewesen. Er hatte niemals selbst nach Paul gefragt; in allen den Verhandlungen, welche der Caplan mit der Kriegsräthin gepflogen, war des Freiherrn Name nie erwähnt, und es war für Paul auch außer der durch den Caplan regelmäßig besorgten Pensionszahlung weiter nichts gethan worden. Sie hatten die Schulzeugnisse des Knaben dem Caplan eingeschickt, hatten von diesem die immer wiederholte Weisung erhalten, ihn streng und einfach zu erziehen und wohl darauf zu achten, zu welchem Berufe Paul's Anlagen und Neigungen ihn führen könnten, da er für sich selber einzustehen haben werde. Nichts desto weniger war, wie Laura es ihrem Manne aus einander setzte, der Freiherr ihnen, die sie ihm sein Geheimniß so wohl bewahrten, ganz entschieden hoch verpflichtet, und daß endlich in dem Vater die Stimme des Blutes und des Herzens einmal für den Knaben sprechen, daß er endlich doch einmal kommen werde, selbst nach ihm zu sehen, daß der Anblick des ihm so gleichen Sohnes ihn bewegen, daß er ihnen danken werde, was sie für Paul gethan, das war für Laura über jeden Zweifel sicher. Man mußte nur warten, es nur mit Anstand durchhalten bis zu dem rechten Augenblicke, dann konnten die Folgen ihres einstigen raschen Entschlusses gar nicht fehlen, dann mußte der Kriegsrath die reichen Früchte ihrer Gutthat ernten und dann würde er auch eine neue Bestätigung ihrer Behauptung erhalten, daß er sich immer am besten stehe, wenn er dem Rathe seiner klugen und voraussichtigen Laura folge.

Die Nachricht, daß der Freiherr in der Stadt sei, hatte Laura natürlich in eine große Aufregung versetzt. Alle die Plane, welche sie gehegt, standen jetzt an der Grenze ihrer Verwirklichung.

In jedem Augenblicke erwartete sie, eine Benachrichtigung von dem Freiherrn zu erhalten oder ihn plötzlich bei sich eintreten zu sehen. Sie ließ ihre Zimmer in besondere Ordnung bringen, sie kleidete sich zeitiger an, als sie sonst pflegte, um nicht bei einer etwaigen Ueberraschung in unangemessener Weise erscheinen zu müssen, und immer wieder ging sie an den Spiegel, um zu sehen, wie die Miene zurückhaltenden Verständnisses sie kleide, mit welcher sie dem Freiherrn entgegen zu treten dachte.

Sie hatte sich ein völliges System der Unterhaltung zurecht gemacht. Sie mußte als Erzieherin des Knaben der sittlichen Würde nicht ermangeln, sie durfte aber auch nicht eine übertriebene Sittenstrenge an den Tag legen, um den Vater nicht zu verletzen. Leichtlebig und doch ernsthaft, vornehm und doch zuvorkommend, selbstständig und fügsam mußte sie sich darstellen, um die Freundschaft des Freiherrn erwerben und ihm das Anerbieten nahe legen zu können, welches sie ihm zu machen wünschte, das Anerbieten, seinen Sohn an Kindesstatt zu adoptiren, um ihm mit dem Namen Weißenbach, mit dem Namen eines angesehenen Beamten eine Stellung in der Welt und in der Gesellschaft zu eröffnen, die sich ihm mit dem völlig unbekannten Namen Mannert nicht so leicht erschließen dürfte. Natürlich mußten sie und der Kriegsrath sich dann in einer Lage befinden, welche ihnen ein solches Opfer möglich machte; aber sie in diese Lage zu versetzen, konnte einem Manne von den Mitteln und dem Einflusse des Freiherrn gar nicht schwer sein. Sie lächelte, wenn sie sich die Wendung im Geiste wiederholte, mit der sie ihm den Vorschlag thun wollte, sie sah die gütige, zufriedene Miene, sie fühlte den freundschaftlichen Händedruck, durch welchen der Freiherr ihr seinen Dank bezeigte, und sie

hatte auch Nichts dagegen, wenn er es etwa angemessener finden sollte, ihrem Gatten einen besseren Posten in der Residenz zu schaffen. Sie war ihrer hiesigen Verhältnisse ohnehin jetzt müde, denn eine Mittelstadt war für eine Frau wie sie doch eigentlich niemals der rechte Wirkungskreis gewesen.

Es paßte Alles so vortrefflich zusammen, wie sie es sich ausgedacht hatte, es konnte nicht fehlschlagen, wenn nur der Freiherr kam, und kommen mußte er, weil sie sich sonst ja nicht zu helfen wußte. Wie sollte sich nicht fügen, was für sie so unerläßlich schien?

Da brachte plötzlich der Einfall des unseligen Knaben einen Stillstand in ihre muthig vorwärts gehenden Gedanken. Wenn Paul seinen Vorsatz ausführte, wenn er, ohne dazu ermächtigt zu sein, den Freiherrn aufsuchte, wenn dieser glauben konnte, daß man Paul geflissentlich von der Anwesenheit seines Vaters benachrichtigt, ihn vielleicht dazu verleitet habe, sich dem Freiherrn zu nahen, so war Alles verloren. Und dem Zufalle, der Laune eines Kindes, dem Verstande und der Beredsamkeit eines unerfahrenen Mädchens alle ihre Aussichten anzuvertrauen, das wäre eine Unvorsichtigkeit gewesen, deren sich nur ihr stets zuwartender, gelassener Mann oder Leute wie ihre Wirthe schuldig machen konnten, die es gar nicht mehr zu wissen schienen, daß man fremden Beistandes bedürfen könne.

Wollte sie nicht die Mühe langer Jahre vergebens getragen haben, nicht mit all ihren Hoffnungen im Angesichte des Hafens scheitern, so mußte sie ihre Maßregeln treffen, so mußte sie mit dem Knaben sprechen, und das sogleich, denn sie fühlte sich eben in der richtigen Verfassung für den Zweck. Sie wollte, wenn etwa der Freiherr am nächsten Tage käme, Herr über alle ihre Mittel sein! Ihr durfte die Unruhe den Schlaf dieser Nacht nicht rauben; für Paul hatte es keine Noth, denn — Kinder schlafen immer!

Viertes Capitel.

Paul war noch nicht zu Bette gegangen, als seine Pflegeeltern nach Hause kamen. Er stand am offenen Fenster und sah in die Straße hinaus. Gegenüber in dem Gasthofe brannte das Licht in vielen Fenstern; aber es war nicht das vornehmste Hotel, das lag mehr zur Seite, und sein Vater konnte doch nur in dem vornehmsten Gasthofe wohnen, der immer noch lange nicht so schön und prächtig war, als Schloß Richten mitten in dem großen Parke.

Schloß Richten lebte in den glänzendsten Farben in dem Geiste des Knaben. Alles, was er Großes und Erhabenes von den Prachtbauten der verschiedensten Zeiten gehört, Alles, was er den Schilderungen der Märchenwelt entlehnt, das hatte seine lebhafte Phantasie allmählich auf Schloß Richten übertragen. Je älter er geworden war, um so fester hatte sich in ihm das Verlangen ausgebildet, dieses Ideal seiner Gedanken wiederzusehen und, wie er das in mannigfachen Erzählungen gelesen, einst von seinem Vater in seinem Vaterhause aufgenommen zu werden. Seine ganze Entwicklung war auf dieses eine Ziel gerichtet. Und nicht wie der verlorene Sohn in der Bibel, nicht als ein Bettler, als ein Hülfesuchender wollte er vor seines Vaters Thüre treten. Gut und brav und geehrt wollte er sein, so gut, so brav, so geehrt, daß seine arme Mutter noch im Grabe stolz auf ihn sein durfte, daß er Lob und Liebe von des

Vaters Munde hören mußte, wie sie Seba, der er diese ganze Sinnesrichtung dankte, stets von ihren Eltern zu Theil ward.

Wie kam es aber, daß sein Vater ihn nicht suchte? Er hatte ihn ja so oft auf seinen Knieen geschaukelt, als Paul noch ein Kind gewesen war und niemals daran gedacht hatte, daß es etwas Schönes sei, geliebt zu werden. Und damals hatte er seine Mutter noch gehabt! Weßhalb liebte sein Vater ihn jetzt nicht mehr, da er keine Mutter mehr hatte, die ihn an ihr Herz schloß, da er wußte, wie elend seine Mutter umgekommen war, und da ihn außer Seba Niemand liebte? Alle Eltern liebten ihre Kinder; alle Väter hatten ihre Kinder bei sich; alle Väter freuten sich an ihren Kindern! Warum freute sein Vater sich nicht an ihm? Was hatte er verschuldet, daß sein Vater ihn nicht liebte, daß er ihn nicht sehen mochte, da er doch in seiner Nähe weilte?

Seit Jahren hatte er darüber nachgesonnen, ohne daß er sich die Sache zu erklären gewußt hätte, aber sie drückte ihn nur desto schwerer. Es ängstigte ihn, wenn seine Kameraden sich nach seiner Heimath, nach seinen Eltern, nach seinen Aussichten erkundigten, und gerade ihn, so meinte er, gingen sie immer mit solchen Fragen an. Er mochte nicht sagen, seine Mutter habe sich ertränkt, er mochte es Niemanden wissen lassen, daß sein Vater sich um ihn nicht kümmere, und Kinder verstehen es noch nicht, jene halben Antworten zu geben, mit denen Erwachsene sich vor einer ihnen unangenehmen Zumuthung zu schützen wissen. Aber eben die Befangenheit, die Verlegenheit, welche er nicht verbergen konnte, reizte die grausame Neugier seiner Genossen, weil sie ihnen ein ungewohntes Schauspiel bot; und Kinder sind wie die Fliegen, die sich stets auf wunde Stellen setzen.

Den ganzen Abend hatte er so am Fenster gestanden und in die Straße geschaut. Einstmals hatte die Mutter ihm be-

fohlen: Zähle die Fenster des Schlosses! Heute hatte er die Fenster der beiden Gasthöfe gezählt und zugesehen, wie die Lichter hinter denselben kamen und verschwanden, und sich gefragt und wieder gefragt: Wo mag denn meines Vaters Zimmer sein? Wo mögen denn wohl die glücklichen Kinder schlafen, welche die Rehe hinter dem Gitter füttern und die hinter den goldenen Scheiben des schönen Schlosses wohnen?

Eine große Traurigkeit hatte ihn dabei überfallen. Er mochte nicht essen und mochte auch kein Licht haben. Was sollte er auf der Welt, in der er nicht Eltern, nicht Geschwister hatte, in der Niemand nach ihm fragte? Wohin er seine Gedanken wendete, es freute, es reizte ihn nichts. Wozu sollte er lernen, wozu sich auszeichnen? Wer kümmerte sich um ihn? Was kam darauf an, ob etwas aus ihm wurde? — Er hätte gern weinen mögen, hätte er's nur gekonnt. Die Augen waren ihm so müde und so schwer wie das Herz, er konnte sie kaum erheben, sie sanken ihm immer wieder nieder, als hätte er etwas Böses gethan und dürfe sie nicht aufschlagen.

Es that ihm wehe, als plötzlich der helle Lichtschein ihn berührte, als die Kriegsräthin in das Zimmer trat und ihn fragte, weßhalb er hier im Dunkeln sitze. Aber er hatte es nicht nöthig sich zu entschuldigen, denn sie nannte es gut, daß er noch wach sei, nahm ihren Hut und Shawl ab, zog ihre langen Handschuhe aus und setzte sich dann dem Lichte gegenüber auf das Sopha. Ihr Hals und ihre Wangen sahen von der Erhitzung des Tages noch ganz roth aus. Sie hatte die entblößten Arme über einander geschlagen und sich weit nach hinten gelehnt. Das that sie immer, wenn sie mit dem Kriegsrathe oder mit Paul zu schelten gedachte. Es ließ auch nicht lange auf sich warten.

Paul! rief sie ihn mit ihrer trockenen Stimme an, die immer hart klang, wenn sie dieselbe nicht geflissentlich und

schmeichelnd sänftigte. Komm' einmal her, Paul, ich habe noch mit Dir zu sprechen!

Eine unbestimmte Ahnung durchzitterte ihn, und mit einer Bangigkeit, wie er sie nie zuvor empfunden, fragte er, ihren Mittheilungen voraneilend: Von meinem Vater?

Wie kommst Du darauf? rief sie vorwurfsvoll, obschon seine Lebhaftigkeit ihr die Mühe einer Einleitung ersparte und ihr also recht erwünscht war.

Mein Vater ist ja hier, sagte er schüchtern.

Dein Vater, Dein Vater! wiederholte sie im Tone des Tadels; hat er Dir gesagt, daß er danach verlangt, Dein Vater zu sein? Hat er Dir gesagt, daß Du sein Sohn bist?

Paul sah die Kriegsräthin erschrocken an; er verstand nicht, was sie meinte.

Hat der Herr Baron von Arten oder haben wir es Dir jemals gesagt, daß Du sein Sohn bist?

Nein, versetzte er leise, denn jedes Wort, das die Kriegsräthin zu ihm sprach, schmerzte ihn mehr als ein Schlag.

Woher bildest Du es Dir denn ein? Woher kommst Du auf den Einfall?

Meine Mutter hat es mir gesagt, entgegnete er gepreßt.

Ach, Deine Mutter! rief die Kriegsräthin; Deine Mutter hätte auch etwas Klügeres und Besseres thun können, als Dir solche Dinge in den Kopf zu setzen; sie wußte ja am besten, wie es mit Dir stand!

Der Knabe regte sich nicht, aber seine Mienen drückten eine solche Angst aus, daß der Kriegsräthin bange davor wurde, und mit dem Gedanken, daß sie ein Ende machen und allen Thorheiten ihres Pflegesohnes vorbeugen müsse, sagte sie schnell und fest: Ist es Dir denn noch niemals aufgefallen, daß Deine Mutter keine Baronin war und nicht in dem Schlosse bei Deinem Vater wohnte?

Er antwortete ihr nicht. Siehst Du also, fuhr sie fort, wie gedankenlos Du immer bist! Wenn Du es Dir nur ein wenig hättest überlegen wollen, würdest Du Dir Alles selber haben sagen können! Deine Mutter war ja gar nicht die Frau des Herrn Barons, war nur von niederem Stande, ein Bauermädchen oder so etwas, und gar nicht mit dem Herrn Baron getraut! Das ist aber eine Sünde und eine Schande, und darum hat der Herr Baron Dich fortgegeben! Er mochte Dich nicht bei sich haben und wollte Dich auch nicht an einem Orte lassen, an welchem alle Welt es wußte, wo Du herstammtest, und wo Dir Deine Geburt lebenslang zur Schande gereichen mußte! Was willst Du also von dem Herrn Baron?

Sie hätte noch lange so fortsprechen können, ohne daß der fassungslose Knabe sie unterbrochen, sie hätte ihn noch oftmals fragen können, ohne daß er ihr geantwortet haben würde. Er hörte Alles, als klinge es aus weiter, weiter Ferne dumpf und unverständlich zu ihm herüber, und doch traf ihn Alles bis ins Herz. Es war ihm, als höbe man ihn von dem Boden empor, auf dem er stehe, und drehe ihn in der Luft umher, und in aller seiner Pein hatte er doch den Drang, sich von den Qualen zu befreien, die man ihn erdulden ließ, sich loszureißen, fortzulaufen, die Hand zum Schlage zu erheben und dem Zorne, der beängstigenden Scham und der Verzweiflung Luft zu machen, die ihn fast erstickten, die ihn lähmten. Einmal in seinem Leben war ihm eben so, beinahe eben so zu Muthe gewesen: auf dem Balle, bei welchem der Graf Berka von dem Freiherrn von Arten gesprochen hatte, und wo ihm eingefallen war, was seine Mutter ihm gesagt hatte; aber die Pein, welche er jetzt eben litt, war weit größer, war noch weit schwerer! Er konnte sie nicht fassen, obschon er sie ertrug.

Nun, Paul, sagte die Kriegsräthin endlich mit milderem Tone, da sein starres Schweigen ihr lästig ward, nun weißt

Du, woran Du bist, und Du bist alt und klug genug, daß man es Dir sagen konnte. Du bist nur ein unehelicher Sohn des Herrn Barons, und er braucht sich, wenn Du eingesegnet bist, gar nicht weiter um Dich zu kümmern. Sei also ordentlich und vernünftig, und beweise ihm durch Deinen Gehorsam, daß Du die großen Wohlthaten, die er Dir gethan hat, verdienst. Er hätte gar nicht nöthig gehabt, Dich hier als unsern Sohn erziehen zu lassen; aber wenn Du ihm gehorchst, wenn Du ihn nicht ohne seine Erlaubniß an Dich erinnerst, wird er gewiß seine Hand nicht von Dir abwenden. Ich will sehen, was ich für Dich bei ihm zu erwirken und ob ich es nicht vielleicht für Dich durchzusetzen vermag, daß wir Dich an Kindesstatt annehmen, daß Du immer bei uns bleiben und daß Du doch auf diese Weise einen Namen bekommen kannst, mit dem Du Dich in der Welt und vor den Leuten sehen lassen darfst! Und nun geh', und schlafe Dich aus, und sei vernünftig!

Nein, nein! rief der Knabe so laut und plötzlich, daß die Kriegsräthin davor zusammenschreckte.

Du willst nicht gehen? fragte sie und nahm ihn bei der Hand.

Er zog seine Hand aus der ihrigen. Ich will keinen anderen Namen haben, ich will meinen Namen behalten, ich will Paul Mannert heißen und nicht anders!

Die Kriegsräthin schüttelte ärgerlich das Haupt und schob ihn fort. Heiße, wie Du willst, sagte sie, und geh' zu Bett! Das aber bitte ich mir aus, daß Du keine Dummheit machst und Dir nicht etwa beikommen läßt, den Herrn Baron belästigen zu gehen!

Sie nahm das Licht und verließ ihn; Paul blieb allein im Dunkeln zurück, aber das Dunkel genügte ihm nicht, es war ihm nicht undurchdringlich genug. Er eilte fort in seine Kammer, warf sich in seinen Kleidern auf sein Lager und

hüllte das Gesicht in die Kissen. Er wollte nichts sehen, nichts hören, es sollte ihn auch Niemand sehen, Niemand etwas von ihm hören.

Sterben, sterben, ich will sterben! rief es immer in seinem armen, jungen Herzen, und die bittere Scham brannte in seinem Gehirn, daß die Thränen ihm davon versiegten.

Sünde und Schande, hatte die Kriegsräthin gesagt. Sünde und Schande! sagte er sich immerfort, hörte er es immerfort um sich erklingen. Sünde und Schande waren es gewesen, die seine Mutter in den Tod getrieben hatten! Eine Sünde war es, daß er auf der Welt war, die Schande heftete sich an ihn, und ihr konnte er nicht entfliehen! — Nun wußte er, weßhalb seine Kameraden ihn immer um seine Eltern fragten, warum sie immer wissen wollten, wo er zu Hause sei. Sie hatten alle Mütter, die getraut mit ihren Männern waren, sie hatten alle Väter, die sich ihrer nicht zu schämen brauchten, sie hatten ein Vaterhaus, in das sie hineingehörten. Er hatte nichts, nicht Vater, nicht Mutter und nicht Heimath! Nichts war sein eigen als die Schande, die mit ihm geboren war; und nicht einmal seinen Namen wollte man ihm lassen, auch seinen Namen wollte die Kriegsräthin ihm nehmen, die ihn so gemartert hatte, daß er auch in seiner Herzensangst nicht mehr weinen konnte! Das war es gewesen, was ihn zum Aufschreien gezwungen, das war es gewesen, weßhalb er so ängstlich sein Nein, Nein! gerufen. Sein Name war das Einzige, das ihm gehörte. Er hatte nichts, nichts auf der Welt, als diesen seinen Namen, den sollte man ihm nicht nehmen, nur den Namen nicht!

Er schlug die Hände über dem Kopfe zusammen und weinte endlich bitterlich. Aber schmerzlich, wie die Thränen ihm entquollen, befreiten sie ihn dennoch von der dumpfen, erdrückenden Angst, die auf ihm gelegen hatte, und er konnte wieder etwas

Anderes denken, als die Worte Sünde und Schande, obschon seine Gedanken aus derselben Wurzel stammten.

Er sagte sich, daß jetzt Alles anders sei, anders werden müsse. Es kam ihm vor, als sei der gestrige Tag schon lange, lange vergangen, so lange vergangen, wie die Zeit, in der er als kleines Kind mit der Mutter vor dem Schlosse gestanden hatte; denn gestern war er ja auch noch ein Kind gewesen, und jetzt war er das nicht mehr. O, nein, nicht mehr!

Er seufzte, als er sich dies sagte, und hätte doch nicht zu erklären vermocht, was in ihm vorgegangen sei. Er wußte nicht, daß er kein Kind mehr sei, weil das Leben ihn also zu seufzen gelehrt, weil der Schleier plötzlich vor ihm zerrissen worden war, der die Kindheit von dem Leben abtrennt, und weil an dessen Schwelle die kalte Unerbittlichkeit der Welt mit ihren Gefährten, dem Kummer und dem Schmerze, vor ihm gestanden hatten.

Er konnte nicht schlafen. Wirre Vorstellungen trieben sich in seinem Kopfe umher, daß der Kopf ihn schmerzte und die Unruhe ihn nicht rasten ließ. Die Finsterniß, welche er erst gesucht hatte, fing ihn zu ängstigen an, aber das frühe Tageslicht minderte den Zustand nicht, bis er endlich, als die Sonne schon drüben an den Dachfenstern des Nachbarhauses golden wieder zu scheinen anfing, müde und frierend einschlief.

Gegen die Gewohnheit mußte man ihn mehrmals wecken. Die Magd, welcher dies oblag und die ihm sein Frühstück gab, sagte ihm, er möge, ehe er zur Schule gehe, noch bei Mamsell Seba vorsprechen. Er hörte es, aber heute mochte er nicht zu Seba gehen. Sie wußte es ja auch!

Auf der Straße traf er wie immer mit einigen von seinen Kameraden zusammen; das war ihm unlieb. Er achtete nicht auf ihre Unterhaltungen, er konnte auch in der Schule sich nicht zwingen, dem Unterrichte zu folgen. Man kannte ihn nicht

wieder. Lehrer und Schüler fragten ihn, ob er krank und weßhalb er so traurig sei. Er versicherte, daß ihm nichts fehle. Er wollte auch gern lachen und munter sein wie sonst; aber es wollte ihm nicht gelingen. Es freute ihn nichts. Was sollte er auch hören, was sollte er sehen, was kümmerte ihn denn auf der Welt, als die eine verzweiflungsvolle Frage: wissen sie es denn, wer weiß es denn? — Es wurde ihm ärger und ärger zu Sinne, es zerriß ihm fast das Herz, denn er hatte es mit einem Male an sich selbst erfahren, was Unglück sei und wie es schmerze.

Aber während der arme Paul also die erste schwere Last des Lebens auf sich wuchten fühlte — und jungen, ungewohnten Schultern fällt sie zehnfach schwerer, als wir es ermessen — rühmte sich die Kriegsräthin gegen ihren Mann, daß sie es vorgezogen habe, sicher zu gehen, weil sie es nicht liebe, sich in wichtigen Angelegenheiten auf fremde Einsicht und Gewandtheit zu verlassen. Da sie zufällig Paul gestern noch am Fenster gefunden, habe sie ihm lieber gleich gesagt, was er früher oder später doch erfahren müssen, und sie habe es ihm kurz und rund heraus gesagt, denn das Vertuschen und Verweichlichen könne sie nicht leiden; der Mensch müsse bei Zeiten daran gewöhnt werden, die nackte Wahrheit zu ertragen.

Und wie hat Paul die Mittheilungen aufgenommen? fragte der Kriegsrath mit sichtlicher Besorgniß.

Wie soll er sie aufgenommen haben, entgegnete die Frau, Du kennst ihn ja! Er machte die großen Augen noch weit größer auf und starrte mich an, wie das seine Art ist, hinter der Du und die Flies'sche Familie Gott weiß welche Eigenschaften verborgen glaubt, und die mir von jeher einfältig und frech erschienen ist. Den Schlaf hat es ihm nicht geraubt, denn man hat ihn kaum erwecken können.

Der Kriegsrath gab sich damit wie jetzt überhaupt mit

allem Uebrigen zufrieden; aber er ging dennoch zu Madame Flies, ehe er sich in sein Bureau verfügte, um sie zu benachrichtigen, daß seine Frau mit Paul gesprochen habe und daß Seba es also nicht zu thun brauche, wenn der Knabe dies nicht selbst veranlasse. Denn, sagte er, meine Frau glaubt das zwar nicht, aber ich weiß, der Junge hat Ehrgefühl und Herz, es wird ihn wurmen und er wird's nicht leicht verwinden.

Fünftes Capitel.

Wie befindest Du Dich heute? fragte der Freiherr seine Gattin, als sie sich an dem Tage von der Tafel erhoben hatten.

Sie antwortete ihm, daß es ihr nicht übel gehe.

Aber Mama, sagte Renatus, Du hast ja Blut gespieen!

Der Freiherr ward achtsam, denn das war nie zuvor geschehen, und er erkundigte sich lebhaft, ob der Arzt davon benachrichtigt worden sei.

Angelika beruhigte ihn darüber. Sie sagte, wie der Doctor ihr versichert, daß dies gar Nichts auf sich habe, wenn sie sich nur vor heftigen Gemüthsbewegungen und vor Erhitzung hüte. Nur so bald als möglich auf das Land zurückzukehren, habe er ihr gerathen, und sie selber trage auch danach Verlangen, denn sie habe sich in den Städten niemals wohl befunden.

Der Freiherr meinte, sie sähe eben jetzt erhitzt aus, indeß sie wiederholte, daß sie sich erleichtert, ja freier fühle als seit langer Zeit, und nachdem er eine Weile etwas zu überlegen geschienen, sagte er, sich zu ihr wendend:

Da Du Dich nach Richten sehnst, meine Liebe, ist es mir recht erwünscht, daß ich meine Geschäfte hier beendet habe, und daß unserer Abreise von meiner Seite jetzt nichts mehr im Wege steht. Selbst Deine Aussage, daß Du Dich in der Stadt niemals so wohl befunden als in Richten, ist mir sehr erfreulich, — wie sich denn mitunter Alles leicht und geschickt fügt, während manchmal Alles uns zu widerstreben scheint!

Angelika verstand nicht, was der Freiherr meinte oder worauf diese letzte Aeußerung sich beziehen konnte; aber seine Zutraulichkeit, sein ruhiges Eingehen auf die Unterhaltung überraschten sie, denn sein Verkehr mit ihr war seit ihrem Zerwürfniß so kurz und so ganz äußerlich gewesen, daß sie sich nicht erinnern konnte, irgend eine allgemeine Bemerkung von seinen Lippen gehört zu haben, wenn sie sich mit ihm allein befunden hatte. Sie fragte ihn, was ihn zu jener Betrachtung veranlaßt habe, und er antwortete:

Ich meinte damit, daß uns oftmals, wenn wir mit irgend einem Entschlusse nicht zu Stande kommen können, ein sogenannter Zufall über alle Schwierigkeiten forthilft. Geben wir ihm verständig nach, folgen wir seiner Weisung, so werden wir es plötzlich gewahr, daß alle unsere Bedenken auf falschem Boden erwuchsen, und welche Vortheile es uns bringt, welche Erleichterungen sich uns bereiten, wenn wir uns entschließen, diesen falschen Standpunkt aufzugeben und zu verlassen. Er hielt ein wenig inne und sprach dann, da er die Augen Angelika's mit einer Art von Besorgniß auf sich gerichtet sah, zögernd, aber doch mit anscheinendem Gleichmuthe: Ich habe mich seit Jahren mit der unnöthigen Sorge um das Haus der Tante Esther getragen. Jedes Frühjahr, jeder Herbst haben Reparaturen darin nöthig gemacht, und es ist ein Capital völlig unbenutzt und ungenossen geblieben, nur damit ein paar alte und zum Theil mürrische Domestiken, einige alte Bilder und ein paar alte Kläffer nicht von ihrer Stelle gerückt zu werden brauchen. Die Sorge bin ich endlich los!

Du bist der Sorge los, und wie das? fragte die Baronin.

Ich habe heute das Haus verkauft! entgegnete er und erhob sich, um ein Notizbuch von einem Seitentische zu holen. Angelika konnte sein Gesicht nicht sehen, er mochte sie auch nicht anblicken, und es war ihm unlieb, daß sie schwieg.

Das gute, alte Haus! sagte sie nach einer Weile.

Du hast es nie geliebt, entgegnete er ihr, wie kannst Du es beklagen?

Ich dachte nur, wie Alles doch so wandelbar und so vergänglich ist! gab sie ihm zur Antwort. — Er blätterte in dem Notizbuche; sie ließ ihn gewähren, bis sie endlich mit der Schüchternheit, welche sie dem Freiherrn gegenüber jetzt niemals mehr verließ, leise die Frage aufwarf: Mußtest Du das Haus verkaufen, war es denn nicht zu vermeiden, Franz?

Aber er mißkannte den Ton der Betrübniß und der Sorge, der aus ihren Worten sprach, und ihn für einen Vorwurf haltend, sagte er: Der Kirchenbau in dem unseligen Rothenfeld hat zu viel Geld verschlungen, und die durch Herbert nöthig gewordene Entlassung Adam's macht mir große Schwierigkeiten. Es blieb mir keine Wahl!

Er wußte, was er ihr mit diesem Ausspruche that, und er bereute ihn sofort; denn wenn sie auch nicht mehr mit einander zu verkehren vermochten, ohne sich gegenseitig zu verletzen oder doch verletzt zu glauben, nöthigte der Zustand der Baronin ihm dennoch Theilnahme und Rücksicht ab. Er versuchte es also, sie mit seinen Worten und mit dem Ereigniß auszusöhnen, indem er leichthin von gewissen Einzelheiten der Gutsverwaltung und seiner Geschäftsverhältnisse zu reden anhob, deren er sonst niemals gegen sie erwähnte. Aber weit entfernt, sie zu beruhigen, erhöhten die Mittheilungen nur ihre Besorgnisse. Er ließ sie bemerken, daß sie in Mamsell Marianne, die er nach den Anordnungen von Fräulein Esther jetzt nach Richten nehmen müsse, eine Pflegerin erhalten werde, wie sie dieselbe schon lange nöthig gehabt habe; mitten in diesen Auseinandersetzungen unterbrach ihn jedoch Angelika plötzlich mit dem Ausrufe: Weiß es die Herzogin?

Nein, entgegnete der Freiherr, von der Frage nicht ange-

nehm berührt, und ich wünschte auch, daß ihr die Sache wenigstens vorläufig noch verborgen bleibe!

O gewiß, rief die Baronin, und beide, der Freiherr sowohl als Angelika, fühlten sich, wenn auch aus verschiedenen Gründen, eben durch die Erinnerung an die Herzogin verstimmter und gedrückter als zuvor. Die Unterhaltung gerieth völlig ins Stocken. Endlich sah der Freiherr nach der Uhr und sagte dann, auf den früheren Gegenstand des Gespräches zurückkehrend: Wie es mir überhaupt willkommen ist, von dem Besitze des Hauses frei zu werden, so ist mir es auch angenehm, daß grade Flies es kaufte. Er hat sich wie immer als einen bequemen Geschäftsmann, hinsichtlich des Kaufpreises auch nicht kleinlich bewiesen, und da er sein hiesiges Geschäft nun aufzugeben denkt, hat er mir freiwillig das Anerbieten gethan, Dich Dein Schlüsselgeld — denn ein solches kommt Dir zu — aus seinem Magazine wählen zu lassen, wobei er Dich sicher nicht beschränken wird. Es sind Leuchter, silberne Schalen, Kelche dort, die trefflich für unsern Altar passen und Dir und dem Caplan sicherlich Freude machen würden. Hat der Arzt Dir auszufahren gestattet und fühlst Du Dich dazu geneigt, so möchten wir, da die Herzogin auch Luft zu schöpfen wünscht, vielleicht noch heute diesen kleinen Einkauf abthun, und wir könnten dann auf morgen Mittag unsere Rückreise festsetzen.

Angelika, die sich von jeher gefällig den Anordnungen ihres Gatten gefügt, ließ sich dies jetzt immer doppelt angelegen sein. Sie erklärte sich also gleich bereit, die vorgeschlagene Fahrt zu unternehmen, aber es kostete sie eine große Ueberwindung; denn im sichern Reichthum, in den geordnetsten Verhältnissen erwachsen, und auferzogen in dem Glauben an die Unantastbarkeit des ererbten Besitzes, war sie von der Nachricht, welche sie eben jetzt erhalten hatte, sehr erschüttert worden. Nur die entschiedenste Nothwendigkeit konnte ihren Gatten, wie sie glaubte, be-

wogen haben, das Haus in fremde Hände übergehen zu lassen; hatte er doch oftmals es ausgesprochen, wie er es für einen Mann in seiner Stellung geboten finde, in der Residenz ansässig zu sein und dort ein festes Domicil zu haben. Sie hätte ihn gründlich fragen mögen, was denn geschehen sei, sie hätte völlige Auskunft fordern mögen; die Weise, mit welcher der Freiherr die ganze Angelegenheit behandelte, zeigte ihr aber, daß er keine Erörterungen wünsche, und sie wollte ihm nicht beschwerlich fallen, da eine innere Stimme ihr verrieth, daß es ihm nicht leicht sei, den Gleichmuth zu behaupten, den er zu zeigen für angemessen hielt.

Schweigend Unruhe zu ertragen, muß man gesund sein, und Angelika war krank. Ihre Kammerfrau sah sie bedenklich an, als sie ihren Hut und ihren Shawl verlangte, um auszufahren; auch die Herzogin, welche man benachrichtigt hatte, und die gekommen war, die Ausfahrt mitzumachen, warnte davor; indeß auf den Ausspruch des Arztes gestützt, der sie freilich in ihrer gegenwärtigen Erregung nicht gesehen hatte, ließ sich die Baronin von ihrem Vorhaben nicht abbringen, und dem Freiherrn war daran gelegen, sie und sich selber zu zerstreuen.

Es war um die vierte Nachmittagsstunde, als sein Wagen vor dem Flies'schen Hause hielt, und wie immer, wenn er die Arten'sche Familie erkannte, kam der Juwelier heraus, sie zu empfangen und sie selbst in seinen Laden einzuführen. Angelika hatte das stets völlig in der Ordnung gedünkt, heute mißfiel ihr die Zuvorkommenheit des Mannes. Sie konnte sich überhaupt einer Abneigung gegen ihn nicht erwehren. Seine Höflichkeit däuchte ihr unwahr, däuchte ihr spöttisch zu sein. Was mochte er in diesem Augenblicke denken? Wie stolz mochte er sich fühlen, und weßhalb kam die Frau herein, die künftig in dem Hause wohnen sollte, das Angelika bisher gehört hatte, das ihrem Renatus einst gehören sollte?

So wie jetzt in diesem Momente, war der Baronin noch nie zu Muthe gewesen. Es kränkte, es beleidigte sie Alles, selbst der freigebige Gleichmuth, mit welchem Herr Flies sie zwischen den werthvollen Gegenständen, die er vor ihr aufstellen ließ, zu wählen ersuchte. Nie zuvor in ihrem Leben hatte sie im Verkehr mit den Personen, von denen sie bedient ward, daran gedacht, daß sie vornehm sei, niemals hatte sie sich gefragt, ob man ihr die ihr gebührende Ehrerbietung zolle, niemals hatte sie darauf geachtet, wie ihr Gatte sich benehme. Heute dachte sie daran, heute achtete sie darauf. Denn sie meinte es dem Juwelier darthun zu müssen, daß sie die Freifrau von Arten sei und bleibe, auch wenn er das Haus besitze, das ihr Geschlecht erbaut hatte; sie hielt es für nöthig, ihn zu überzeugen, daß sie gleichgültig sei gegen die Werthgegenstände, welche er ihr darbot, und als theile der Freiherr ihre Gedanken, fehlte auch ihm heute die bequeme Leutseligkeit, die ihm sonst überall, wo er erschien, eine so freudige Zuvorkommenheit erweckte.

Die Herzogin, welche mit kleinen Einkäufen für sich beschäftigt war und daneben von Angelika bei ihrer Wahl zu Rathe gezogen wurde, wußte nicht, was das veränderte Betragen der Baronin und die Art und Weise bedeuten solle, mit welcher der Freiherr dem Juwelier begegnete, für den er sonst immer ein großes Wohlwollen geäußert hatte. Sie meinte es auf das Uebelbefinden, auf die Reizbarkeit Angelika's oder auf irgend eine Mißhelligkeit zwischen ihr und ihrem Gatten schieben zu müssen, zu welcher vielleicht diese Anschaffung der Altar-Geräthschaften den Anlaß gegeben habe. Herr Flies hingegen erklärte sich die Erscheinung leicht, wenn er auch keine Ursache hatte, sie unbeachtet hinzunehmen. Er blieb geduldig, wie es dem Verkäufer ziemt, er zeigte sich gefällig, obschon Angelika eine Lust daran zu haben schien, ihn und seine Leute zu bemühen; aber sein Ton ward kälter, sein klarer Blick senkte sich forschend und

fest in die von Erregung leuchtenden Augen der Baronin, und die Ueberzeugung, daß dieser Mann errathe, was in ihr vorgehe, daß er wisse, wie es nicht mehr so wohl stehe um das Haus des Freiherrn von Arten, und wie sie zum ersten Male schwere Sorge trage um die Zukunft ihres Gatten, ihres Sohnes, ihres Geschlechtes, empörten das stolze Herz der kranken Frau.

Sie ist eine Berka und weiß, wie ihre Sachen stehen; dachte der Juwelier. Nun, es kann ihr auch nicht schaden, wenn ihr Stolz gebeugt wird! — Und er hatte Recht! Heute, eben jetzt, da ihr Stolz gekränkt ward, fühlte die Baronin es mit schmerzlichem Genusse, daß sie stolz sei. Es befriedigte sie, dem reichen Juden ihren Stolz zu zeigen, sie hätte viel darum gegeben, wenn auch der Freiherr sich noch kälter gegen den Juwelier bewiesen, wenn Renatus nicht so freundlich mit der Frau desselben geplaudert hätte, wenn die Herzogin nicht dabei gewesen wäre! denn Angelika war zorniger, erbitterter, als sie sich je gekannt hatte, und doch fand sie sich durch diesen Zorn erniedrigt und er that ihr selber wehe, furchtbar wehe! — Das Herz klopfte ihr beängstigend, die Stirn schmerzte sie, die Pulse flogen ihr wie im Fieber. Sie konnte sich nicht in ihre Lage finden, sie spielte mit Bewußtsein eine Rolle, in der sie sich mißfiel. Und Alles, Alles mißfiel ihr heute, die Geräthschaften, für die sie sich endlich ausgesprochen hatte, der Verkäufer und ihr Gatte, das Leben und die Welt!

Komm', Renatus, rief sie endlich, als Herr Flies, sich verbeugend, die gewählten Gegenstände in das Hotel zu schicken versprach, komm' Renatus, wir sind fertig: laß uns gehen!

Als sie sich aber mit diesen in unmuthiger Eile ausgesprochenen Worten zu ihrem Sohne wandte, erblickte sie plötzlich einen anderen, älteren Knaben neben diesem stehend. Er war groß, schien breitschulterig werden zu wollen, und sein dunkles,

schönes Antlitz mit den mächtigen Augen und den hochgeschwungenen Brauen, sein voller, stolzer Mund sahen noch kräftiger neben dem blonden und sehr zart gebauten jungen Freiherrn aus. Das ganze Aeußere des fremden Knaben, der feste und doch angstvolle Blick, mit dem seine Augen an dem Freiherrn hingen, fielen ihr auf. Sie hatte sein Eintreten nicht bemerkt, sie war ihn überhaupt nicht gewahr geworden, bis eben jetzt, aber ein räthselhaftes Etwas in des Knaben Wesen und Erscheinung erfaßte sie mit plötzlicher Gewalt. Auch der Freiherr schien seiner erst in diesem Momente ansichtig zu werden. Angelika sah zu ihrem Gatten, sah zu dem Knaben hinüber. Da begegneten sich auch die Blicke des Freiherrn mit dem Blicke des fremden Knaben, und Angelika täuschte sich nicht, der Freiherr wurde bleich, während eine dunkle Röthe die Wangen des kleinen Fremden überzog.

Sie sah es, wie der Freiherr sich finster von ihm wandte, sie sah, wie des Knaben Brauen sich düster zusammenzogen, sie fühlte den scharfen, stechenden Blick, den er auf den Freiherrn, auf Renatus warf. Sie wollte ihren Sohn entfernen; aber auch dieser schien von den dunklen Augen des fremden Knaben festgehalten zu werden, und ihm nahe tretend, rief er: Aber der Knabe da sieht ja ganz wie Du aus, lieber Vater, leibhaftig wie Dein Bild im Ahnensaal!

Der Ausruf von Renatus machte auch die Herzogin auf den Vorgang aufmerksam. Sie wandte sich nach dem kleinen Fremden hin; Paul's Aehnlichkeit mit seinem Vater mußte Jeden überraschen.

Des Freiherrn Auge war über den Sohn Paulinens schnell und flüchtig fortgeglitten. Er hatte sich entfernt und Renatus mit hinaus geführt. Der Juwelier gab Paul ein Zeichen, das Zimmer zu verlassen; aber der Knabe blieb wie angewurzelt

auf derselben Stelle stehen, und sein Blick, sein finster glühender Blick mit aller seiner Noth und Pein traf nur noch die Baronin, traf nur noch sie bis mitten in das Herz. Sie konnte den Blick nicht ertragen.

Auch das noch, auch das noch heute! rief sie und brach zusammen, während ein heißer Blutstrom ihren Lippen entquoll.

Sechstes Capitel.

Es war Alles still im Hause, aber Niemand schlief. Schrecken und Sorge hielten Jedermann wach.

Als die Baronin von dem Blutsturze befallen und der Arzt herbeigekommen war, hatte er es für unmöglich oder doch für höchst gefährlich erklärt, sie in diesem Zustande nach ihrem Hotel bringen zu lassen, in welchem ohnehin kaum die für eine solche Kranke unerläßliche Ruhe und Bequemlichkeit zu finden waren, und Herr und Madame Flies hatten augenblicklich mit der größten Bereitwilligkeit dem Freiherrn ihre ganze Wohnung und ihre Dienste zur Verfügung gestellt, die man unter diesen Verhältnissen annehmen zu müssen geglaubt hatte.

Vorsichtig hinaufgetragen, lag Angelika in dem besten Zimmer des Hauses, das in den Garten hinaussah, wohl gebettet, vor dem Schimmer der Nachtlampe geschützt, und hörte schlaflos die leisen Pendelschläge der Uhr aus dem Nebenzimmer an ihr Ohr klingen, die sich langsamer, ach, viel langsamer bewegten, als der fiebernde Schlag ihres müden Herzens. Ihre Kammerfrau befand sich an ihrem Lager, hinter dem Bettschirme wachte geräuschlos Madame Flies.

Nebenan in ihrer Stube saß Seba an dem offenen Fenster. Sie hatte sich nicht ausgekleidet. Sie mußte etwas erwarten, denn sie sah in kurzen Zwischenräumen immer wieder auf die Straße hinaus, und es war nicht die milde Schönheit der warmen

Sommernacht, die sie dazu verlockte. Paul war verschwunden, und man suchte ihn.

Als er am Nachmittage aus der Schule gekommen war, hatte er einen prächtigen Wagen, einen reich geschmückten Jäger vor der Thüre des Hauses stehen sehen. Ganz hingenommen von einem einzigen Gedanken, war er, wie er das oftmals that, in das Comptoir gegangen, um zu fragen, wem die schöne Equipage zugehöre.

Dem Freiherrn von Arten, sagte ihm der Lehrling. Paul starrte ihn bei den Worten so erschrocken an, daß der junge Mensch nicht wußte, was dem Knaben beigekommen sei, und ihm den Namen des Freiherrn mit der Frage wiederholte, ob Paul ihn nicht verstanden habe.

Ja, ich habe ihn verstanden, antwortete er, und ging hinaus; indeß er wußte nicht, wohin er gehen sollte. Er lief die Treppe hinauf, sich oben zu verbergen. Aber wovor sollte, wovor hatte er sich zu verbergen? Ich habe ja nichts verbrochen, dachte er, und doch war ihm so bange, doch war er so verwirrt. Er konnte es nicht mehr aushalten oben in seinem Stübchen; sein Vater war ja unten!

Er wartete eine kleine Weile; er meinte, der Freiherr werde, da er nun im Hause sei, zu seinen Pflegeeltern kommen und ihn rufen lassen. Er horchte, ob die Thüre nicht aufgehe, ob Niemand die Treppe emporsteige, ob der Wagen fortfahre. Es blieb Alles still. Mit Einem Male sagte er sich: Wenn der Wagen fortfährt, dann ist es zu spät, dann ist Er auch fort! — und wie ein Pfeil schoß er die Treppen hinunter. Er öffnete die Stube, welche an den Laden anstieß; es war Niemand darin. Er suchte Seba, er hätte sie etwas fragen mögen, aber er mochte sich nicht noch einmal entfernen. Die Thüre nach dem Laden war nur angelehnt; er drückte sie behutsam weiter auf. Nun konnte er die Stimmen unterscheiden und hören, was man sprach;

aber nur Herr Flies und eine Dame redeten. Sollte mein Vater schon fortgegangen sein? fragte er sich, und das Verlangen, sich zu überzeugen, trieb ihn vorwärts. Wenigstens sehen wollte er seinen Vater doch. Er trat in den Laden hinein, man bemerkte es nicht, und doch mußte er mit beiden Händen den Tisch anfassen, um nicht aufzuschreien.

Ja, das war er! Nun kannte er ihn! Das war sein Vater, sein lieber Vater! Nun besann er sich auf Alles! Wie oft hatte er ihn in die Höhe gehoben, wie oft hatte er ihn geküßt, sein Vater, der Onkel Baron! Auf seinen Knieen hatte er ihn reiten lassen; auf dem Stuhle hinter dem Onkel Baron hatte er gestanden und seine kleinen Arme um dessen Hals geschlungen, bis der Onkel ihn zu sich gezogen und ihm die Geschichte erzählt hatte, die Geschichte — auf die er sich nicht mehr recht besinnen konnte und die ihm doch noch immer in den Sinn kam. — Sein ganzes Herz flog dem Freiherrn entgegen. Onkel Baron, lieber Vater! wollte er rufen im vollen Glücksgefühle — aber er ist ja nicht Dein Onkel, sagte er sich, und Vater darfst Du ihn nicht rufen, denn er will nichts von Dir wissen, weil Du in Sünde und in Schande geboren bist! — Er schauderte zusammen, er fühlte es wie einen Fluch über sich liegen.

Er blickte den Freiherrn an, er blickte die schöne, schlanke Dame an, er stand dicht neben dem blonden Knaben, er kannte sie alle!

Das war sein Vater, das war seines Vaters Frau, das war sein kleiner Bruder; der Bruder, welcher hinter den goldenen Fenstern des schönen Schlosses wohnte und der die Rehe und die Hirsche hinter dem Gitter füttern durfte. Er hätte ihm die Hand geben mögen, wenigstens mit dem Bruder hätte er sprechen und wissen mögen, wie er heiße. Er ging an ihn heran, indeß in dem Augenblicke bemerkte ihn Madame Flies, und dringend und leise befahl sie ihm: Geh', geh', lieber Paul! Geschwind, mach', daß Du fortkommst, Kind!

Aber diese Anweisung bewirkte gerade das Gegentheil, obwohl er ihre Bedeutung ganz und gar verstand. Die Rührung, die Sehnsucht, welche er gefühlt, machten einer trotzigen Empfindung Platz. Er wollte nicht gehorchen, nicht hinausgehen; er wollte bleiben, er wollte sehen, was denn daraus werden würde. Endlich mußte der Freiherr sich doch umdrehen, endlich mußte er ihn doch erkennen, denn er war ja sein Sohn; und wenn er ihn erkannte —

Da drehten sie sich Alle um, da schlug die Bemerkung seines Bruders, der Aufschrei der Baronin an sein Ohr. Er sah, wie sein Vater sich kalten Auges von ihm wendete, wie man die Baronin als eine Sterbende davontrug, er fühlte, wie Madame Flies ihn heftig zurückstieß, und als falle es mit klingenden Hammerschlägen auf ihn nieder, so tönte es immerfort in seinem Kopfe: Mache, daß Du fortkommst! Sie waren Alle hinausgegangen. Er blieb ganz allein in dem Laden zurück.

Was gehe ich sie auch an? Was gehen sie mich an? dachte er, und doch fiel ihm die Einsamkeit sehr schwer. Er sah sich in dem Laden um, als müsse er sich Alles recht einprägen, damit er es nicht vergesse. Den Laden sehe ich auch nicht wieder, sagte er sich, und dabei merkte er erst, daß er beschlossen habe, fortzugehen. Er hatte schon die ganze Nacht daran gedacht. Er konnte es nicht aushalten, hier zu bleiben, wo Jedermann es wußte, daß er in Sünde und in Schande geboren sei. Er wollte seinem Vater nicht wieder vor die Augen treten, denn er liebte den Vater nicht mehr, er wollte von ihm nichts mehr wissen, nichts mehr hören, nichts mehr haben, gar nichts mehr haben!

Trotz und Verzagtheit, Liebe und Haß, erwachtes Ehrgefühl und erlittene Kränkung stürmten wild durch einander auf ihn ein, und dazwischen tauchte das Bild seiner Mutter, wie er es sich gestaltet hatte, vor seiner Seele auf, und er erinnerte sich, wie sie geendet, wie die Verzweiflung sie aus der Welt und in

den Tod getrieben hatte. Er wußte auch nicht, was er hier sollte; er mochte Niemanden sehen, von Niemandem gesehen werden, und am wenigsten von seinem Vater, der sich von ihm abgewendet, und von der Kriegsräthin, die ihm gesagt hatte, daß er in Sünde und Schande geboren sei und daß ein Schimpf auf ihm ruhen werde all sein Leben lang. Das wollte er nie wieder von eines Menschen Munde vernehmen; er wollte hin, wo Niemand ihm das sagen konnte, wo Niemand es wußte, Niemand ihn kannte — fort! Er nahm seine Mütze und ging. —

In der Unruhe und Aufregung, welche das Erkranken der Baronin veranlaßt hatte, beachtete man es nicht, daß Paul nicht um die gewohnte Stunde zum Vesperbrode kam. Als die Kriegsräthin ihn später vermißte, meinte sie, daß Schrecken und Furcht vor einer Strafe ihn abhalten möchten, vor ihr zu erscheinen, da sie ihm verboten, sich seinem Vater in den Weg zu stellen, und da er jetzt erlebt habe, welch ein Unheil er damit angerichtet. Indeß es war nicht seine Weise, ohne Erlaubniß fortzugehen oder sich feige einer Strafe zu entziehen, und als eine Stunde um die andere verging, als der Abend hereinbrach, als die Dämmerung der Nacht zu weichen begann, fing man unruhig zu werden an, und vor Allen zeigte sich Seba besorgt.

Man hatte Paul's Büchertasche unten auf dem Zahltische liegen gefunden; der Lehrling hatte ihn eine Weile im Laden stehen und dann fortgehen sehen. Man schickte zu den Knaben, mit denen er Verkehr hielt, er war aber bei keinem von ihnen gewesen; man fragte in der Straße, ob man ihn bemerkt, aber Niemand wußte sich dessen zu erinnern, und wer achtet auch an einem schönen Sommerabende, an dem die Leute alle draußen sind, auf das Kommen und Gehen eines Knaben?

Um elf Uhr, als Angelika ruhiger geworden war und als der Freiherr das Haus verlassen wollte, um sich in seinem Gasthofe zur Ruhe zu begeben, trat er in die Wohnstube der Flies'schen

Familie ein. Er fand nur Seba in derselben, und nachdem er gebeten, ihn augenblicklich zu benachrichtigen, wenn der Zustand der Baronin seine Anwesenheit erheischen sollte, fragte er: Wer war der Knabe, Mademoiselle, der sich in Ihrem Laden aufhielt, als die Baronin von dem üblen Anfalle betroffen ward?

Wie er das fragen kann? dachte Seba. Sie hätte ihm sagen mögen: Es ist Ihr Sohn, und Sie wissen das. Indeß sie überwand sich und antwortete: Es ist der Pflegesohn des Kriegsraths Weißenbach, der hier im Hause wohnt.

Sein Name?

Paul Mannert, sprach sie nachdrücklich, und wie fest das Auge Seba's auch auf den Freiherrn gerichtet war, sie konnte keine Veränderung in seinem ernsten Gesichte lesen. Das empörte sie, und, hingerissen von der Angst um ihren Schützling, voll Abscheu vor der Ruhe seines Vaters, die mit ihrer Sorge in so grellem Widerspruche stand, rief sie: Er ist aber nicht mehr da, der Knabe! Er ist fort, der Paul, und wir suchen ihn vergebens! Gott gebe, daß er in seiner Verzweiflung nicht wie seine Mutter geendet hat!

Wie ein Blitz zuckte es durch die Gestalt des Freiherrn, es zitterte in seinen Mienen, und mit bebender Lippe fragte er: Was wissen Sie von ihm, Mademoiselle?

Er mußte sich niedersetzen; Seba war über ihr eigenes Thun erschrocken, aber der Grimm gegen diese vornehmen Männer, die Alles unter die Füße treten zu können glaubten, die Empörung über die Herzenskälte des Freiherrn, die Erinnerung an die Schmach des eigenen Geschickes hoben sie über sich hinaus, und kalt und stolz, wie der Freiherr eben erst vor ihr gestanden hatte, sagte sie: Ich weiß wer der Knabe ist, weiß, daß seine Mutter in Verzweiflung ihren Tod im Wasser gesucht, und Gott gebe, daß er ihr's nicht nachgethan hat, denn er fühlte sich verstoßen!

Der Freiherr fuhr auf. Er wollte die unberechtigte Anmaßung dieses Judenmädchens zurückweisen, aber das harte Wort erstarb ihm auf der Lippe, und wie im Schmerze schloß er die zornfunkelnden Augen. Das währte indeß nicht lange, dann hatte er seine Wahl getroffen, seine Entscheidung schnell gefaßt, und während Seba in ihrem Herzen noch darüber triumphirte, daß es ihr gelungen war, einen dieser Edelleute, den Freiherrn von Arten, der seines Kindes vergessen konnte, der Herbert beleidigt, der Adam gekränkt, der kein Herz hatte, so wenig Graf Gerhard ein Herz gehabt, unter ihrem Blicke zusammenbrechen und vor ihrem Worte zittern und leiden zu sehen, erhob der Freiherr sich und sagte mit schonender Herablassung: Ihre Aufregung macht Ihrem guten Herzen Ehre, Mademoiselle Flies, und der Unerfahrenheit muß man selbst den Mangel an der nöthigen Delicatesse nachsehen! Ich hoffe, daß man nichts versäumt, den Knaben aufzufinden, an dem Sie so viel Antheil nehmen! Der Vorsicht wegen will ich selbst dafür Schritte thun lassen! Leben Sie wohl, Mademoiselle!

Seba stand und blickte ihm nach. Sie biß die Zähne auf einander, um die laute Verwünschung zurückzudrängen, welche ihr aus dem Herzen auf die Lippen stieg. Sie hörte, wie der Baron leise mit ihrem Vater sprach, dem er im Hause begegnete, und zornig das Haupt schüttelnd, rief sie: Es giebt keine Gerechtigkeit im Himmel und auf Erden, wenn nicht einst der Tag der Vergeltung für sie Alle kommt, wenn sie nicht ernten müssen, was sie säeten!

Aber es blieb ihr nicht lange Zeit für ihre Gedanken. Ihr Vater, der Kriegsrath und die Kriegsräthin kamen herbei; sie sollte noch einmal Alles erzählen, was sie gestern von Paul gehört, was sie mit ihm gesprochen, und während sie im Grunde nur wenig zu sagen hatte, während sie gar keine Vermuthung hegte, die auf irgend eine Spur zu leiten vermocht hätte, wurde

die Kriegsräthin nicht müde, es immer zu wiederholen, mit welcher Voraussicht und Sorgfalt sie gehandelt, wie sie allein daran gedacht habe, dem geschehenen Unheil vorzubeugen, und wie nur der widerspänstige Charakter des Knaben, den er von seiner Mutter habe, sie um die Früchte jahrelanger Opfer gebracht, alle ihre Plane zerstört, die Baronin von Arten auf das Krankenlager geworfen und dem Freiherrn die übelsten Begriffe von der Erziehung gegeben haben müsse, welche Paul genossen. Sie verlangte Anerkennung, Trost und Zuspruch von ihrem Manne und von den Andern zu erhalten, und nicht ein einziges Mal fiel es ihr ein, welchen Antheil sie an der traurigen Gemüthsverfassung des armen Knaben hatte, und kein Vorwurf in ihrem Innern sagte ihr, daß sie und ihre unheilvollen Aufklärungen ihn aus dem Hause getrieben, in welchem sie, die Trostbegehrende, nie eine Aufwallung der Liebe, nie ein Herz für ihn gehabt hatte.

Während sich bei Seba und bei den Männern mit den fortschreitenden Stunden die Hoffnung, daß Paul freiwillig wiederkehren werde, verminderte, und die Sorge, daß er ein unglückliches Ende genommen habe, sich steigerte, gab die Kriegsräthin, als sie sich ermüdet zu fühlen begann, immer zuversichtlicher sich der Erwartung hin, Paul werde nach Kinder-Art von selbst nach Hause kommen, wenn Hunger und Müdigkeit ihn dazu trieben, und wenn man nur aufhören wolle, so ängstlich auf seine Wiederkehr zu achten. Er sei fraglos ganz in der Nähe, er warte nur auf die Gelegenheit, sich unbemerkt in seine Schlafkammer zu schleichen. Und stets bereit, die Umstände so anzusehen, wie es mit ihren Wünschen am besten zusammenstimmte, nannte sie es das Gerathenste, die Ruhe zu suchen und nicht um eines Knabenstreiches willen das Haus, die Nachbarschaft oder gar, wie es in Folge eines Schreibens, das der Freiherr dem Kriegsrathe für den Polizei-Director übergeben, geschehen war,

die Stadtbehörden in Bewegung zu setzen. Indeß weder der Schlaf, dem die Einen sich überließen, noch die Herzensangst, mit welcher Seba in ihrem Zimmer wachte, änderten das Geschehene; — Paul blieb aus.

Gegen den nächsten Mittag, als die Kammerjungfer der Baronin sich entfernt hatte, um aus dem Hotel verschiedene Gegenstände herbeizuholen, deren man für die Kranke bedurfte, hatte Seba deren Stelle an dem Lager eingenommen.

Die Sonne schien warm in das Zimmer hinein, durch die geöffneten und leicht verhängten Fenster stieg der Duft der Reseda aus dem Garten in das Gemach. Man hörte das leise Säuseln der Blätter, der linde Windhauch bewegte die Vorhänge, und hier und da schlich sich ein gedämpfter Sonnenstrahl hinein, seinen Schimmer über Angelika's bleiche Stirn und über ihr goldblondes Haar verstreuend. Es waren schwere Stunden gewesen, der Tag und die Nacht, die hinter ihr lagen. Sie hatte kein Auge geschlossen.

Als sie am verwichenen Nachmittage von ihrer Erschöpfung zu sich gekommen war, hatten ihre ersten Worte Paul gegolten.

Unfreiwillig habe ich seine Mutter getödtet, unfreiwillig giebt er mir den Tod! sagte sie zum Freiherrn, der düster brütend an ihrem Lager weilte. Sie verlangte nach Paul, sie wollte ihn sehen; man stellte ihr die Anordnung des Arztes dagegen auf, und sie verzichtete auf die Erfüllung ihrer Forderung. Aber ihre Gedanken blieben mit ihm beschäftigt, und selbst als die verwirrenden Nebel des Fiebers ihren Sinn überwältigten, sah sie ihn vor Augen. Bald rief sie, daß er sie ergreife, daß er sie morde, bald klagte sie sich an, daß sie ihm die Mutter nicht ersetzt habe, und gelobte ihm, es künftig zu thun. Dann wieder mußte sie ihn im Kampfe mit Renatus wähnen, denn sie schrie auf und beschwor den fremden Knaben, ihres Sohnes zu schonen, der schuldlos an all dem Unheil sei. Noch am Mittage, als

Seba an ihr Lager gekommen war, hatte sie gewacht, und erst unter Seba's Obhut, die mit so brennenden Erinnerungen an ihrer Seite saß, hatte sie Schlaf und Ruhe finden können.

Seba hatte die Baronin zuerst gesehen, als man sie, eine Bewußtlose, in dieses Zimmer brachte. Sie hatte es bis dahin geflissentlich vermieden, ihr zu begegnen, aber sie kannte dieses Antlitz. Sie kannte diese hohe, weiße Stirn, diese schmale, feine Nase, den kleinen Mund mit seinen weichen, vollen Lippen. Gerade so zogen an der Schläfe sich die blauen Adern unter der durchsichtigen Haut des Grafen hin, gerade so bogen seine leichten Brauen sich in der Mitte ihrer Wölbung aufwärts. Jeder Zug dieses schönen Antlitzes war ihr vertraut, und sein Anblick wendete ihr das Herz im Busen um.

Alles, was sie seit Jahren durchlebt und durchlitten, es drängte sich in ihr in diese Stunde zusammen! Sie mußte es noch einmal erleben und erleiden, sie konnte kaum der Hast ihrer eigenen Gedanken, der wilden wechselnden Gewalt ihrer Empfindungen folgen. Gerhard's Schwester lag in ihrem Vaterhause, eine zum Tode Erkrankte, vor ihren Augen da. Es war des Grafen Schwester, über der sie wachte, von deren Schlummer sie jede Störung fern zu halten strebte, — und Jahre lang hatte sie die Nächte im grimmen Schmerze durchwacht, in Verzweiflung durchweint, in Scham durchseufzt — um Gerhard's willen! Mit welcher Stirn würde er da stehen, wenn die Baronin einst Seba's Namen vor ihm nennen würde, den Namen des vertrauensvollen Mädchens, dessen Glück und Liebe er so frevelhaft gemordet! Wenn er, er selber es wäre, wenn er so daläge, hülflos mir hingegeben! dachte sie.

Tödtlicher Haß und das heiße Verlangen, sich zu rächen, schwelgende Erinnerungen und Erbarmen mit dem eigenen Leide bedrängten sie, und es dünkte sie ein Fluch, daß sie den Haß kennen lernen, daß die Verachtung statt der Liebe in ihr lebendig

geworden war. Dann wieder fühlte sie sich plötzlich über alle Trübsale fortgetragen, leicht und frei. Sie konnte auf ihre Vergangenheit zurückblicken wie auf eine abgelegte Hülle, die ihr fern lag, sie fühlte sich durch ihr Denken und Thun weit über sie hinausgehoben, und doch blutete ihr das Herz, doch schwammen ihre Augen in Thränen; denn wie sie auch danach rang, sich neu aufzuerbauen, — es blieben ihr doch unwiederbringlich jene unschätzbaren Güter verloren, ohne welche das Menschenleben trübe wird wie ein Tag, dem die Sonne bei seinem Aufgange und Niedergange nicht leuchtet: die freudige Erinnerung an die eigene Jugend und der Glaube an das Glück der Zukunft!

Und wenn sie eine Weile den eigenen Erinnerungen und dem Schmerze nachgegeben, dann fiel der arme Paul, ihr armer Paul ihr ein. Wo mochte er weilen, wo konnte er sein? Sie hätte hinauslaufen mögen, ihn zu suchen, aber wohin sollte sie sich wenden? Warum war er nicht zu ihr gekommen, der er doch vertraute, die er liebte, die ihn in ihr Herz geschlossen, als dieses Herz sich an Liebe und an Freude ganz verarmt geglaubt? Was mußte ihm geschehen sein, was mußte man ihm gethan haben, daß er ihrer nicht gedacht, daß er sie vergessen hatte? Es war ihr, als müsse sie ihn rufen, als könne er gar nicht ausbleiben, wenn sie ihn nur riefe; aber hier, an diesem Lager, durfte sie ihn nicht rufen, nicht seinen Namen nennen, denn hier, in ihrem Schutze, sollte die Gräfin Berka, die schöne Frau des Freiherrn von Arten, Ruhe finden, die Frau, um deretwillen die Mutter Paul's die sonnige Erde verlassen und sich begraben hatte in des Wassers kalte, dunkle Tiefe.

Wie aber, wenn auch Paul wirklich nicht mehr auf der Erde weilte? dachte sie; wenn auch seinen schönen jungen Leib die Wellen verschlungen hätten, wenn seine Augen, in deren hoffnungsreiche Fröhlichkeit sie sich so gern versenkt, gebrochen wären, wenn die Fluth ihn jetzt schon mit sich trüge weit hinaus,

hinaus ins Meer! Ihr graute vor der Vernichtung seiner jugendlichen Schönheit — ihr graute vor dem Tode. Und schwebte nicht vielleicht auch über dem stolzen, blonden Haupte, das hier vor ihren Augen schlummerte, schon des Todes Sichel? War denn jetzt Alles dem Untergange geweiht?

Sie neigte sich leise zu der Kranken hernieder, um zu hören, ob sie athme, da schlug Angelika matt die Augen auf und blieb mit dem träumerischen Blicke an Seba haften. Sie konnte sich nicht besinnen, wo sie war, sie schaute Seba mit Befremdung an, aber ihre Miene wurde dabei immer freundlicher, und beide Hände faltend, bewegte sie leise ihre Lippen.

Seba kniete nieder, um ihre Worte zu verstehen. Die Baronin schien das mit Ueberraschung zu gewahren. Sie faßte nach Seba's Hand; ein leises Ach! entfloh ihrem Munde, da sie dieselbe berührte, und mit schmerzlicher Klage sagte sie: Ich lebe also noch?

Ja, Gott sei Dank, Sie leben! rief Seba. Gott sei Dank, Sie leben! wiederholte sie, von einer Rührung ergriffen, die sie nicht bemeistern konnte, und Sie werden leben bleiben!

Die Baronin legte ihre Hand matt und langsam auf das Haupt der Knieenden. Ich bin sehr müde, seufzte sie, und die Augen schließend, während sie Seba's Hand in der ihrigen hielt, bat sie: Gehen Sie nicht von mir, es ist mir wohl in Ihrem Schutze!

Theure, theure Frau! rief Seba, indem sie die Hand der Kranken an ihre Lippen preßte und heiße Thränen ihre Augen füllten.

Was haben Sie? fragte die Kranke ängstlich. Aber Seba nahm sich schnell zusammen. Nichts, nichts, sagte sie. Ich bin so glücklich, daß Sie Ruhe finden, daß Sie mich um sich haben mögen!

Angelika drückte ihr die Hand, und aufs Neue nahm der Schlummer der Ermattung sie gefangen.

Seba aber saß still und regungslos an ihrem Lager. Sie dachte des Uebels nicht mehr, das der Bruder dieser Frau ihr gethan, weil sie jetzt der Schwester liebend beistand; sie vergaß des eigenen Unglücks über dem Leiden dieser Frau, und wie Wolken sich bilden und vergehen, sich formen und ihre Formen wechseln, daß man nicht weiß, wofür man sie zu halten und wie man sie zu deuten hat, während doch das Auge und der Sinn sich nicht von ihnen abzuwenden vermögen: so zogen an ihrem Geiste die Gestalten des Grafen und des Freiherrn, Angelika's und Herbert's und der Geschwister aus dem Amthause vorüber, und dazwischen dachte sie des Knaben, dem sie so viel verdankte und dem sie von ganzem Herzen zu vergelten gewünscht.

Wie komme ich, eben ich denn gerade in diesen Menschenkreis? Weßhalb laufen alle diese Schicksalsfäden in dem Bereiche zusammen, den ich übersehe? Und was kann, was soll ich thun inmitten dieser Menschen? Ich, die ich selbst unglücklich und ohne alle Hoffnung bin? fragte sie sich immer und immer wieder.

Da quoll es warm in ihrem Herzen empor, jenes beseligende Lieben um des Liebens willen, das dem Menschen noch Glück bereitet, wenn er sich alles Wünschens und Wollens für sich selbst entschlagen hat, und mit überwallender Empfindung rief sie sich zu: Ich kann lieben, hoffen, helfen und trösten! Ich will hoffen für den armen Paul, und vor Allem Dich trösten und Dir helfen, Du schöne, kranke Frau!

Siebentes Capitel.

Alle Bemühungen bewiesen sich fruchtlos; Paul kam nicht wieder. Ein Arbeiter hatte spät am Abende einen Knaben, auf den die Beschreibungen des Vermißten paßten, am Außenhafen gesehen, aber wohin er gegangen oder wo er geblieben war, das hatte er nicht bemerkt. Die Polizei, die man in Bewegung gesetzt hatte, war ungeübt und lässig, und man kannte damals jene wundervollen Erfindungen noch nicht, welche, Zeit und Raum überwindend, dem Menschen fast eine Allgegenwärtigkeit verleihen und sich zu unfehlbaren Dienern und Boten unserer Freude, unseres Schmerzes, unserer Sorge machen. Man mußte abwarten und hoffen oder sich bescheiden, das Schlimmste zu erfahren, und in diesem Falle war die Liebe verzagter als der Eigennutz.

Die Kriegsräthin, welche ohne das ansehnliche Kostgeld ihres Pflegesohnes gar nicht auszukommen wußte, rechnete zuverlässig auf dessen Wiederkehr; Seba betrauerte seinen Verlust. Sie allein hatte die leidenschaftliche Natur des Knaben, die starken, tiefen Empfindungen gekannt, deren er fähig war, und die ihn in einem Augenblick vernichtender Enttäuschung leicht zu einem Aeußersten getrieben haben konnten. Wohin sie sich wendete, fehlte ihr Paul, vermißte sie ihren jungen Gefährten, dessen zuversichtliche Liebe ihr ein Bedürfniß geworden war, und mit dessen Zukunft sie sich zu beschäftigen liebte, wenn ihr der Muth gebrach, der eigenen Zukunft zu gedenken; und wie sie sich auch

dagegen wehrte, drängte sich ihr doch oftmals die entmuthigende Vorstellung auf, daß Paul besser daran gewesen sein würde, wenn er sich ihr nicht angeschlossen, und sich im Verkehr mit ihr nicht über seine Jahre hinaus entwickelt hätte.

Es war gut für Seba, daß die Familie von Arten noch immer in der Stadt war, die Baronin noch immer in dem Flies'schen Hause verweilen mußte, denn es gab Seba eine Beschäftigung, welche sie von dem Schmerze um den Knaben abzog.

Der Arzt hatte es, selbst als die dringendste Gefahr vorüber war, entschieden widerrathen, die Kranke in den Gasthof bringen zu lassen, und Madame Flies wollte davon auch gar nicht sprechen hören. Ihr gutes Herz und ihre bürgerliche Eitelkeit fanden eine große Befriedigung darin, eine solche Dame zu bedienen und zu pflegen, mit ihr beständig zu verkehren, ihren Umgangsgenossen von diesem Verkehr zu erzählen, und daneben dachte sie, in dem romantischen Glauben an die wunderbaren Wege der Vorsehung, von welchem nur wenige Frauen frei sind, man könne doch nicht wissen, wozu es gut sei, daß die Schwester des Grafen Gerhard eben in ihrem Hause erkranken müsse und daß sie ihre Seba und die ganzen Verhältnisse der Familie nun so unerwartet kennen lerne. In der Residenz hatten schon Grafen und Prinzen sich mit Jüdinnen verheirathet, und was Einer Jüdin widerfahren war, konnte der andern auch begegnen, besonders wenn dieses ihre Seba war.

Weniger angenehm war es dem Freiherrn, seine Gemahlin noch immer in der Obhut der Familie Flies zu wissen und sich von dieser eben in diesem Augenblicke Verbindlichkeiten auferlegen zu lassen, die er nicht bezahlen, nicht gleich vergelten konnte. Sein Geist war ohnehin verdüstert, sein Gemüth beschwert. Das plötzliche Wiedersehen seines Sohnes, an dem er einst gehangen, das eben so plötzliche Verschwinden desselben hatten einen furchtbaren Eindruck auf ihn gemacht. Trotz des flüchtigen

Blickes, den er auf Paul geworfen, hatten die Schönheit des Knaben, die auffallende Aehnlichkeit mit dem von Arten'schen Geschlechte ihn erschüttert, und es war eine wundersame Freude gewesen, mit der er Paul's unleugbare Ueberlegenheit über Renatus anerkannt. Auch jetzt konnte er des Zwiespaltes in seinem Innern nicht Meister werden. Er ließ die eifrigsten Nachforschungen nach Paul anstellen, so widerwärtig das dadurch gemachte Aufsehen und die unvermeidliche Besprechung aller seiner persönlichen Verhältnisse ihm auch waren. Er litt unter dem Gedanken an den immer wahrscheinlicher werdenden Untergang des Knaben, und er trug doch kein Verlangen danach, ihn wieder vor sich zu sehen; aber auch Renatus mochte er nicht um sich haben, und vor Allem vermied er es, Seba zu begegnen, deren herbe Wahrhaftigkeit ihn schwer beleidigt hatte.

Selbst die Gesellschaft der Herzogin war ihm nicht willkommen. Ihre leichte Unterhaltungsgabe vermochte nicht, ihn zu zerstreuen, ihr Bestreben, ihn von sich abzuziehen, that ihm jetzt nicht wohl. Er fühlte sich allein und von jedem Anspruche an ihn belästigt. Erst nachdem er sich eines Tages eingestanden, daß auf ihm ein schweres, ein besonderes Schicksal laste, daß eine dämonische Gewalt, mächtiger als sein Wille, nicht aufgehört habe, ihn, seit er sich von Pauline getrennt und mit der Baronin verbunden habe, zu verfolgen, begann er seine Fassung wieder zu finden. Er kam sich eben durch diese Besonderheit seines Looses ausgezeichnet und wie durch seine Geburt und die Bedeutung seiner Person von den ihn umgebenden Menschen geschieden und über sie erhaben vor. War es doch etwas so Gewöhnliches, glücklich zu sein! Ein Jude wie Flies konnte das Glück für sich haben auf allen seinen Wegen, denn das Glück wohnt und waltet auf jener breiten Heerstraße des Lebens, auf der sich die Mittelmäßigkeit und die Niedrigkeit berechnend und schwachherzig bewegen. Ein Mann, der wie der Freiherr

seinem inneren Bedürfen, seinem Glauben an ein Ideales, der einzig den großmüthigen Regungen seines Herzens folgte, der seinen Ehrbegriffen und den unabweislichen Pflichten seines Standes nachzuleben hatte, der wandelte auf einem anderen Pfade, der hatte wenig Aussicht, auf seinem einsam erhabenen Wege dem Glücke zu begegnen. Was war es denn gewesen, als Großmuth, daß er einst sein Leben an das Leben eines armen Kindes gesetzt? Was war es gewesen, als sein Glaube an ein Ideales, der ihn bewogen, dieses Mädchen zu bilden? Seinen Standespflichten zu genügen, seinem alten Stamme zur Ehre hatte er das geliebte Geschöpf von sich entfernt und sich mit Angelika verbunden. Aus Achtung vor seiner Ehe und um Angelika seinen guten Willen zu beweisen, hatte er darauf verzichtet, Paulinen's Sohn unter seinen Augen aufwachsen zu lassen — und beide, Pauline und ihren Sohn, hatte der Tod ereilt, beide hatte er Angelika geopfert, der Frau geopfert, die ihn für einen Mann vergessen können, dem er großmüthig und vertrauend, wie er Angelika vertraut, sein Haus geöffnet. Großmuth und das Gefühl der Standesehre hatten ihn bewogen, die Herzogin und den Marquis gastlich bei sich aufzunehmen. Sein eigenes Ehrgefühl hatte ihn veranlaßt, sich auf das Ehrgefühl des Marquis zu verlassen, und wie hatte dieser ihm die Rücksicht für die Herzogin, wie hatte er ihm das Zutrauen gedankt, das er ihm bewiesen! — Großmuth war es gewesen, die ihn zu dem Bau der Kirche getrieben, als er Angelika nach einer äußeren Befriedigung ihres religiösen Sinnes trachten sehen, deren er für sein Theil nicht bedurfte; und all diese hohen Empfindungen, all sein edles Wollen hatten ihm keine beglückende Frucht getragen, hatten ihm die Liebe der Menschen nicht zugewendet, ja, waren von ihnen kaum erkannt geschweige denn gewürdigt worden. Sogar sein ältester Lebensgenosse, der Caplan, ward ihm nicht mehr gerecht, hielt nicht mehr zu ihm, wie er es erwarten durfte, und auch

die Herzogin hatte es nicht ganz begriffen, daß ein Mann wie er mit seinem Glauben, mit seinem Vertrauen und mit seiner Neigung nicht unterhandeln, daß er keine Gemeinschaft mehr mit seiner Gattin haben könne, wenn deren Hingabe für ihn nicht mehr eine volle und unbedingte war. Auch die Herzogin verstand ihn nicht vollkommen, nicht wie er's bedurfte. Er stand allein, ganz allein in seiner Umgebung, unter seinen Standesgenossen, weil ihnen allen der rechte Sinn des Adels verloren gegangen war. Aber das Bewußtsein dieser Einsamkeit warf ihn nicht nieder, sondern hob ihn in seinen Augen über die Andern hoch empor; denn „fortis in adversis", „Muth in Widerwärtigkeiten" war der Wahlspruch seines Hauses! Mochte die Gunst des Lebens sich von ihm wenden und das Glück sich ihm entziehen, — den stolzen Herzschlag seines edeln Blutes, den frei über die Reihen der niedrig geborenen Menschen sich aufschwingenden Sinn seines alten adeligen Geschlechtes, den konnte ihm nichts rauben; und diese Vorzüge immer und gegen Jedermann mit Entschiedenheit geltend zu machen, das däuchte ihm in diesen Zeiten und in seiner besonderen Lage seine ideale Aufgabe, die wahre Aufgabe des Edelmannes zu sein.

Madame Flies jedoch, die in ihrer schlichten Güte wenig Ahnung von solchen idealen Lebensaufgaben hatte, weil sie sich immer an das Nächste und an das Natürliche hielt, sah es mit Erstaunen, wie ruhig und sicher der Freiherr einherschritt, wie das Verschwinden des Knaben, wie die Krankheit seiner Gemahlin, wie selbst die Verwicklung seiner Vermögensverhältnisse und alle jene Sorgen, von denen eine einzige zu tragen ihr schwer gefallen sein würde, ihn gar nicht anzufechten schienen. Sie wußte nicht, sollte sie ihn bewundern und loben, oder ihn verabscheuen und tadeln, aber sie konnte sich, wenn sie den Freiherrn am Krankenbette der Baronin sah, es wohl erklären, warum dieselbe seufzte, sobald er sie verließ, warum sie ihr und vor

Allem ihrer Seba so freundlich die weiße, schmale Hand entgegen reichte, so oft sie sich ihr nahten.

Die Kranke hatte nach dem Caplan verlangt und der Freiherr sogleich eine Staffette zu ihm gesendet; indeß es mußten Tage um Tage vergehen, ehe man auf sein Eintreffen rechnen durfte, und der Arzt sah, da er jede Aufregung für die Baronin scheute, die nothwendig verzögerte Ankunft des Geistlichen nicht ungern. Angelika hingegen fragte an jedem Morgen, ob der Caplan noch nicht angekommen sei, schien aber sonst kaum ein Bedürfniß nach Mittheilung zu haben. Sie lag meist still und in sich gekehrt mit gefalteten Händen da und verlangte wenig, wenn sie im Laufe des Tages ihren Sohn einmal gesehen hatte, dem sie mit ernster Zärtlichkeit begegnete. Seba, die ihr unverkennbar die liebste Pflegerin war, verließ sie selten. Einstmals, als sie wieder an ihrem Bette weilte und das Sonnenlicht sie wieder so hell wie an dem ersten Krankheitstage Angelika's umfloß, blieb diese lange in ihrem Anschauen versunken, dann reichte sie ihr die Hand und sagte: So wie in diesem Augenblicke hatte ich Sie in Ihrem weißen Kleide vor mir, als ich, aus dem ersten träumerischen Schlummer erwachend, den ich unter Ihrer Hut genossen, Sie für meinen Schutzgeist hielt! Sie blickten so liebevoll, so traurig auf mich nieder! Sie sind gewiß sehr gut! Und daß man Ihnen ansieht, wie sanft, wie glücklich Ihr Lebensweg gewesen und wie Sie reinen Herzens sind, das macht mir Ihre liebe Nähe so erquicklich!

Es fuhr wie ein Messerschnitt durch Seba's Brust. Alles Blut entwich aus ihren Wangen, ihre Lippen zuckten, und mit dem Ausrufe: Und das sagen Sie, eben Sie! sank sie vor dem Lager der Baronin auf die Kniee, das Gesicht in ihren Händen bergend. Aber in dem nämlichen Augenblicke kam ihr auch der Gedanke, daß sie Angelika erschreckt habe, daß sie sie nicht beunruhigen dürfe, und gewaltsam die Herrschaft über sich gewinnend,

richtete sie sich empor. Ihre Wangen waren noch bleich, indeß ihr Mund konnte wieder lächeln, und Angelika's Hände sanft in die ihren schließend, sprach sie freundlich: Wie mich das freut, daß meine Dienste Ihnen angenehm und meine Nähe Ihnen lieb ist! Nur danken, nur loben müssen Sie mich nicht, ich verdiene das nicht!

Wer eine Wunde in seinem Innern zu verbergen hat, wird feinfühlig für fremden Schmerz. Angelika hörte, daß in Seba's Worten mehr als jene höfliche Ablehnung eines Dankes verborgen war, mit der die gesellschaftliche Sitte sich ihr Dankescapital auf Zinsen legen läßt; darum wagte sie keine Frage zu thun, aber die Frage, was ihrer sanften Pflegerin begegnet sein, was sie erfahren und erlitten haben könne, beschäftigte sie fort und fort. Sie wünschte von ihr zu hören, sie wünschte zu wissen, ob ihre Theilnahme für Seba Werth besitzen könne, und sie hatte, als ihre Kräfte sich wieder hoben, keine große Mühe, Madame Flies von ihrem einzigen Kinde, von ihrer Seba sprechen zu machen.

Mit größter Genugthuung erzählte dieselbe der Baronin wie jedem Anderen von der fröhlichen Kindheit, von der ersten, blühenden Jugend ihrer Tochter, von den zahlreichen Bewerbern, welche sie zurückgewiesen, und wie sie jetzt mit ihren bleicheren Wangen und ihrem ernsten, stillen Blicke, so schön sie sei, doch lange nicht mehr so herrlich aussehe, als vordem.

Aber was hat Ihre Tochter denn so verändert? War sie krank oder was ist ihr geschehen? fragte die Baronin, die, abgesehen von ihrer Theilnahme für Seba, immer mehr von der Fremdheit der Lebensverhältnisse, welche sie umgaben, angezogen wurde.

Madame Flies schöpfte Athem. Also endlich war er doch gekommen, der Augenblick, auf den sie so lange gehofft, auf den sie sich vorbereitet hatte, seit die Baronin in ihrem Hause dar-

niederlag, endlich war er gekommen, endlich war er da! Sie rückte näher an das Bett heran, sah vorsichtig hinter den grünen Schirm, der das Lager der Baronin umgab, schob sich die Kantenhaube zurecht und sagte mit klopfendem Herzen, während sie vertraulich ihre Hand auf den Arm der Kranken legte: Aufrichtig, gnädige Frau Baronin, wissen Sie denn gar nichts von uns? Hat er Ihnen denn gar nicht von ihr gesprochen?

Angelika verstand sie nicht. Was soll ich denn von Ihnen wissen, meine Beste?

Nicht von mir, Gott bewahre, nicht von mir; denn was wir gethan haben, war unsere Schuldigkeit, und wir haben es sehr gern gethan! Nur von meiner Seba meinte ich! bedeutete die Mutter.

Von Seba — wer sollte mir wohl von ihr gesprochen haben? fragte Angelika.

Ich dachte der Herr Graf! — Aber freilich, der Herr Graf sind gerade.... Sie wollte sagen: wie der Herr Baron; indeß sie unterdrückte das Wort, und Angelika fiel ihr mit der Frage: Von welchem Grafen sprechen Sie? auch lebhaft in die Rede.

Madame Flies schwankte einen kurzen Augenblick. Sie wußte, daß sie auf dem Punkte stand, ein Unrecht gegen die Ruhe der ihr anvertrauten Kranken zu begehen, und daß Seba ihr sicherlich nicht danken würde, was sie unternahm; aber die Selbstsucht und die anmaßende Gewaltthätigkeit, von denen die Liebe so vieler Mütter nicht frei ist, trugen es über jede Rücksicht davon, und auf die wiederholte Frage Angelika's, welchen Grafen sie denn meine, antwortete sie schnell, als wolle sie es sich unmöglich machen, sich eines Besseren zu besinnen: Wen denn anders, als den Herrn Grafen Berka, den Grafen Gerhard, der im Quartiere bei uns lag!

Die Baronin schwieg. Es war lange her, daß Jemand

ihr von ihrem Bruder gesprochen hatte. In der Welt, in welcher sie lebte, wußte Jedermann, daß sie mit ihrer Familie zerfallen war, und man hütete sich, sie daran zu erinnern; aber sie hatte in den bangen Stunden, in welchen sie zu sterben geglaubt, sich lebhaft nach ihrem Vater und nach ihrer Mutter gesehnt, und hier in diesem Hause, in dem sie, fremd unter Fremden, einer Liebe theilhaftig wurde, welche sie an ihr Vaterhaus gemahnte, hier plötzlich von ihrem Bruder reden zu hören, kam ihr wie ein Gruß aus fernen Tagen, wie ein Gruß der Ihrigen vor.

Sie kennen meinen Bruder? fragte sie endlich.

Ob ich ihn kenne! rief Madame Flies, und erging sich in einer Schilderung des Grafen, in einer weitläufigen Erzählung der kleinen Erlebnisse, die man hier im Hause zur Zeit seines Aufenthaltes mit ihm gehabt, um dabei der Bewunderung gedenken zu können, welche er ihrer Tochter gezollt, und es mit lebhaftem Kopfschütteln völlig unbegreiflich zu finden, daß er ihres Hauses und ihrer Seba niemals gegen die Schwester Erwähnung gethan habe.

Angelika schwankte unentschlossen. Jene Schamhaftigkeit der Seele, welche die zuverlässigste Bewahrerin und Schutzwehr wirklicher Würde ist, machte sie davor zurückschrecken, einer Frau, welcher eben diese Eigenschaft fehlte, ein Vertrauen zu beweisen, das bei ihr sicherlich nicht wohl aufgehoben war; aber sie mochte auch den Bruder nicht gegen die Menschen undankbar erscheinen lassen, denen sie sich selbst zu so großem Danke verpflichtet fühlte, und die Rücksicht auf Andere trug es bei ihr über ihr eigenes Empfinden fort. Ich habe meinen Bruder seit Jahren nicht gesehen! sagte sie nach langem Zögern leise und begütigend.

Indeß sie hatte selbst diese Aeußerung zu bereuen; denn nun der Damm der strengen Zurückhaltung einmal durchbrochen war, überstürzte Madame Flies die Kranke mit den Fragen

ihres beschränkten Erstaunens, ihrer scharfsichtigen Neugier, und wie man sich von der harmlosen und doch quälenden Zudringlichkeit eines Kindes, nur um der Beunruhigung zu entgehen, oftmals mehr entlocken läßt, als man ihm irgend zuzugestehen dachte, so fand Angelika, als Madame Flies sich zurückzog, daß sie, solcher anmaßenden Herzlichkeit in ihrer Umgebung nicht gewohnt, der Fragenden mehr, weit mehr anvertraut, als sie irgend beabsichtigt hatte. Aber auch sie meinte erfahren zu haben, was ihr bisher nicht deutlich gewesen war. Sie meinte jetzt zu wissen, weßhalb Seba sich nicht verheirathet hatte, weßhalb ihre dunkeln Augen oft so traurig und forschend auf ihr ruhten, ja, weßhalb ihre Zärtlichkeit sie so warm umfing; und Seba wurde ihr nur werther, seit die Baronin sich sagen konnte: auch sie liebte hoffnungslos, auch ihr traten die Schranken entgegen, welche die Stände von einander halten, auch sie hat es gekannt, das hoffende Verlangen und das traurige Entsagen, und sie ist besser als Du, denn keine Pflicht verbot ihr, frei über ihre Liebe zu verfügen, und kein Eid stand zwischen ihr und ihres Herzens freier Wahl!

In dem einsamen Sinnen des Tages, in dem schlaflosen Brüten der Nächte hatte Angelika eine Einkehr in sich selbst gehalten, sich Bekenntnisse gemacht, wie man sie nie vor einem Andern, wie man sie nur dem eigenen Gewissen abzulegen vermag; denn es gibt ein Innerstes in dem Seelenleben fast eines jeden Menschen, das er nicht Preis geben kann, ohne das geheime Band zu zerreißen, welches die Elemente seines Wesens zusammenhält, ohne sich des freien Willens zu entäußern, der ihn zu einem selbstständigen Menschen, eben zu dem Menschen macht, als welcher er sich von der Masse seiner Mitmenschen unterscheidet. Jedes Bekenntniß, welches der Mensch vor einem andern Menschen ablegt, ist daher immer ein bedingtes. Die Persönlichkeit, die Meinung, der Glaube dessen, vor dem wir

sprechen, wirken auf uns zurück, und hüllenlos, schrankenlos wahr vermag der Mensch nur gegen sich selbst zu sein, wenn Geständniß und Urtheil, aus gleicher Quelle entspringend, in Eins zusammenfallen.

So lange sie sich in der Nähe und unter der geistigen Obhut des Caplans befunden, hatten sein religiöser Sinn und sein fester Glaube sie vor jedem Schwanken bewahrt. Sie hatte selbst die Sehnsucht nach dem ihr versagten Glücke eine Sünde in ihrer Brust gescholten. Das Beispiel des Caplans hatte sie zur Entsagung ermahnt, und wie der Freiherr es auf seine Weise that, hatte auch sie danach gestrebt, sich mit dem Gedanken an ihre bevorzugte Lebensstellung, mit der Erinnerung an ihren Rang und an ihre Geburt zu trösten und von dem Schicksale damit abgefunden zu glauben.

Aber die Gedanken und Anschauungen des Menschen gehören ihm nur an, wie die Frucht dem Samenkorn angehört. Sie werden in ihrer mehr oder weniger schnellen Entwickelung, wie in der Art ihrer Entfaltung durch die äußeren Umstände bedingt, und seit Angelika nicht mehr im Schlosse weilte, seit sie nicht mehr ausschließlich von ihren Standesgenossen umringt, nicht mehr von der Unterwürfigkeit ihrer Dienerschaft umgeben ward, fing die Welt an, ihr verwandelt zu dünken, weil der Blick sich änderte, mit dem sie in ihr Inneres und in das Leben schaute.

Von dem Tage ab, an welchem sie des Freiherrn Gattin geworden war, hatte die Ruhe sie geflohen. Schwere Enttäuschungen, Sorge um seinen Gemüthszustand, Gewissenszweifel, religiöse Kämpfe und Familienzerwürfnisse hatten ihre Seele nicht zum Frieden gelangen lassen, ehe die Herzogin ein Gast des freiherrlichen Hauses geworden war, und seit dem Erscheinen dieser Frau war Angelika nicht nur sich selber, sondern war ihr auch der Mann verloren gegangen, dessen Namen sie trug

und dem sie sich für gute und für böse Tage unauflöslich verbunden hatte.

Jetzt, da sie nicht mehr täglich auf die Unternehmungen und auf die Handlungsweise der Herzogin zu achten hatte, da die Anforderungen augenblicklicher Nothwehr sie nicht mehr in Beschlag nahmen und sie mit nachdenkender Prüfung auf die vergangenen Jahre zurückblicken konnte, wurden ihre Erlebnisse ihr klar und räthselhaft, deutlich und fast unbegreiflich zu gleicher Zeit. Sie konnte sich die Liebe nicht wegläugnen, welche sie für Herbert hegte, aber sie vermochte sich es jetzt völlig darzulegen, mit welcher berechneten Arglist die Herzogin sie dahin gebracht hatte, sich eine Neigung für den jungen Architekten zuzutrauen, und wie schlau und geflissentlich sie dieselbe in ihr zu nähren, ja, selbst durch ihr Abmahnen anzufeuern verstanden habe. Sie erinnerte sich, mit welchem Erschrecken es sie erfüllt, als die Herzogin ihr zuerst die Möglichkeit einer Liebe für Herbert vor das Auge geführt; sie durfte sich sagen, daß sie redlich dagegen angekämpft habe, und wenn sie daneben auf die Verwicklungen, auf das Unglück blickte, das über sie gekommen war, das ihrem ganzen Hause drohte, so vermochte sie sich nicht, wie der Freiherr, fest auf sich selbst zurückzuziehen, sondern sie fragte sich: Warum ward mir dieses Schicksal? Warum legte Gott mir Prüfungen auf, die zu bestehen er mich zu schwach gemacht hat? Grade jetzt, wo sie des festen, gottvertrauenden Glaubens nöthiger als jemals hatte, versagte er sich ihr, und ihr Verlangen nach der beruhigenden Nähe des Caplans steigerte sich an ihrem Trostbedürfnisse, obschon sie eben in ihrem gegenwärtigen Leiden die Führung und Fügung einer höheren, sie erziehenden und aufklärenden Macht zu erkennen geneigt war.

Krank und im höchsten Grade hülfsbedürftig, hatte sie sich in einem bürgerlichen Hause auf die Pflege einer ihr fremden Familie angewiesen gefunden. Keine Verwandtschaft, keine ge-

meinsame Erinnerung, keine Gleichheit der Gesinnungen, nicht einmal der religiöse Glaube verband sie diesen Menschen. Man hatte die Baronin von Jugend auf gelehrt, die Bürgerlichen gering zu schätzen, die Juden zu verachten; ihre Wirthe, ihre Pflegerinnen, die das wußten, ließen sie es nicht entgelten, sondern umgaben sie mit einer Liebe, die ihr das Herz erwärmte und es ihr darthat, was der Mensch dem Menschen über alle Verschiedenheit des Glaubens, der Meinung und der Bildung hinaus zu sein vermag. Sie hörte es gar nicht mehr, was ihr Anfangs in der Sprache des jüdischen Kaufmanns auffällig gewesen war; sie merkte die Verstöße gegen die gute Form nicht mehr, welche Madame Flies sich in ihrem Eifer häufig zu Schulden kommen ließ. Sie sah nur das uneigennützige Wohlwollen, mit welchem man sie bediente, nur den Eifer, mit dem man ihre Wünsche zu errathen strebte; sie fühlte nur die Güte, von der sie in jedem Augenblicke umgeben ward, und oftmals meinte sie sich ihrer allmählichen Genesung nur darum zu erfreuen, weil ihre Pflegerinnen sich über dieselbe so glücklich bezeigten. Sie vergaß es fast, daß sie vornehm sei, so heimisch ward es ihr unter der Obhut ihrer Wirthe. Nur der Dank der Kranken, der jungen Frau gegen die ältere, mütterliche Pflegerin war in ihr lebendig, wenn Madame Flies sich neben ihr bemühte, und die Baronin hatte es bald genug erlernt, wie die Stunde der Noth die Schranken niederwirft, welche die Stände von einander halten; sie lernte es in ihrer Hinfälligkeit, wie erhebend es sei, bei seinen Mitmenschen freiwilliger Hingebung und reiner, erbarmender Menschenliebe zu begegnen.

Noch an dem Tage ihres Erkrankens hatte die Aussicht, daß die Familie Flies künftig das Haus von Fräulein Esther, das von Arten'sche Haus in der Residenz bewohnen werde, die Baronin in allen ihren Ansichten gekränkt; jetzt konnte sie mit

völliger Ruhe daran denken. Denn obschon ihr Befinden sich besserte, sagte ihr eine bestimmte und unabweisliche Ahnung, daß ihr Lebensziel ihr nicht allzu fern gesteckt sei, und vor dem Glauben an die eigene Vergänglichkeit verlor die Vorstellung von der Vergänglichkeit und Wandelbarkeit alles Bestehenden immer mehr ihre Schrecken für sie, bis sie ihr als eine Nothwendigkeit, ja, fast als eine Wohlthat zu dünken begannen. Wie den Freiherrn der Gedanke an die Wandelbarkeit und Vergänglichkeit aller Dinge zur stolzen Aufrechterhaltung seines Ichs und seiner persönlichen Bedeutung anreizte, so machte die gleiche Erkenntniß seine Gattin mild und weich, denn das Gleiche wirkt verschieden, je nach dem Boden, auf den es fällt, je nach den Elementen, mit denen es sich vermischt.

Muß ich doch meinen eigenen Leib, meines Geistes Haus, in Staub zerfallen lassen, sagte sich Angelika, wie dürfte mich's betrüben, daß ein Haus von Stein und Mörtel nicht auf ewige Zeiten hinaus denjenigen zu eigen bleibt, deren Väter es errichteten! Renatus hat seinen eigenen Leib und seinen eigenen Geist von Gott empfangen, mag er sich auch, gleich seinen Ahnen, sein eigenes Haus erbauen, und wie Gerhard und ich hier in diesem fremden Hause weilten und von seinen Bewohnern Gutes erfuhren, Liebe gewannen, so mag die schöne Seba in Gottes Namen in dem Hause leben, das wir unser eigen nannten und das ich einst bewohnte; nur — fügte sie seufzend hinzu — möge sie dort glücklicher werden, als ich!

Achtes Capitel.

Sie haben sich lange erwarten lassen, sagte der Freiherr, als an einem Abende der Caplan bei ihm eintrat, und fast wäre Ihre Gegenwart hier nicht mehr gefordert, denn ich kann Sie mit der erfreulichen Kunde empfangen, daß die Baronin ihrer Genesung entgegengeht. Wir sind also hoffentlich zum Längsten hier gewesen und werden die Schwüle der Stadt bald mit unserer frischen Luft vertauschen können, nach der auch unsere Kranke zu verlangen anfängt. Aber was bringen Sie uns, lieber Freund, der Sie von Hause kommen?

Zuerst meine Entschuldigung wegen meines späten Eintreffens.

Lassen Sie das, lassen Sie das! Unser ruhiges Leben hat Ihnen die Gewohnheit schnellen Aufbrechens genommen, ich kenne das, und im Grunde war das niemals Ihre Sache! rief der Freiherr, anscheinend in der besten Stimmung. Ich hoffe nur, daß nicht ein Unwohlsein Sie zurückgehalten hat!

Nur wirkliche Krankheit hätte mich hindern können, dem Rufe der Frau Baronin und meiner Pflicht zu folgen! sagte der Geistliche mit einer ernsten Zurückhaltung, die den Freiherrn zu der Frage veranlaßte: Sie hatten also andere Gründe, die Sie zum Verweilen zwangen?

Ja, Herr Baron, und sie waren nicht so erfreulich, als die angenehme Kunde, mit der ich hier empfangen werde! Da aber in allem Unglück sich immer noch etwas findet, was man

zu segnen hat, so möchte ich's ein Glück nennen, daß die Frau Baronin und die Frau Herzogin eben jetzt von Hause fern gewesen sind!

Der Freiherr sah den Geistlichen fest an und sagte: Sie lassen mich sehr langsam erfahren, was Sie mir zu sagen haben; es ist also sicher etwas recht Verdrießliches geschehen!

Leider mehr, als das! sprach der Caplan. Am Mittwoch vor Pfingsten langte der Wagen in Richten an, den man zum Abholen des Standbildes nach der Stadt gesandt hatte, und der Verabredung gemäß wurde es gleich nach Rothenfeld gebracht, um dort vor der Kirche abgeladen und ausgepackt zu werden. Da die Vorbereitungen für die Aufstellung im Voraus getroffen waren, gab der Bauführer denn auch die Weisung, mit der Errichtung der Gruppe sofort zu beginnen.

Und durch die Ungeschicklichkeit unserer Arbeiter ist sie beschädigt worden! rief der Freiherr.

Nein, Herr Baron! Der Bildhauer selbst hat sie, wie er übernommen, herausgebracht und auch die Auspackung besorgt.

Und die Arbeit, wie ist sie ausgefallen? unterbrach der Freiherr den Geistlichen noch einmal.

Es war eine lobenswerthe Arbeit; die Gestalt des Christus recht edel, der Kopf voll Ausdruck, und auch die Figur der büßenden Magdalena nahm sich schön und charakteristisch aus.

Sie sagen: es war eine schöne Arbeit, die Figur nahm sich gut aus — was soll das heißen? fragte der Freiherr.

Das Standbild ist zerstört! berichtete der Geistliche, und sein Ton und seine Miene verriethen die Empfindung, welcher er das Wort nicht gab.

Zerstört? Und wie, durch wen? rief der Freiherr lebhaft.

Durch geflissentlich erregten Glaubenshaß! antwortete der Caplan mit jener Selbstbeherrschung, welche ihm zur Natur geworden war.

Den Freiherrn jedoch verließ in diesem Falle seine Fassung, und mit dem Fuße stampfend, rief er heftig: Unerhört! Das ist ganz unerhört! Sind denn jetzt alle Teufel los? — Aber er bereute diese Aufwallung eben so schnell, und sich niedersetzend, während er auch dem Geistlichen einen Sessel anwies, sprach er: Man sollte sich eigentlich in diesen Zeiten über nichts mehr wundern und auf jede Art von Ausschreitungen vorbereitet sein; dennoch überrascht uns, wenn uns widerfährt, was wir Andere in gleicher Weise erleben sahen. Verzeihen Sie meine Aufwallung und fahren Sie fort. Halten Sie mir nichts zurück, mein Freund, ich bin jetzt vollkommen vorbereitet.

Am Mittwoch, fuhr der Caplan fort, war, wie gesagt, die Gruppe angekommen, Samstags, als die Feierstunde nahte, hatte man die Arbeit des Aufstellens beendet; ich fuhr also nach Rothenfeld, das Geleistete zu betrachten. Die Gruppe gereichte dem ganzen Baue zur Zierde; man konnte in jeder Weise seine Freude daran haben. Man hatte keine Schwierigkeiten, keine Störungen irgend welcher Art bei der Aufrichtung gehabt. Die Arbeiter, welche niemals ein Kunstwerk gesehen, hatten es angestaunt; nun standen die Kinder draußen an dem Gitter und betrachteten es neugierig. Des Försters Sohn, ein aufgeweckter Knabe, fragte mich, ob das die Mutter Maria sei, die an dem Kreuze kniee. Als ich ihm Bescheid gab, ging der Candidat vorüber. Er war, wie immer, zum Pfingstbesuch zu seinen Eltern nach Neudorf gekommen, aber er hatte sich, was er doch sonst zu thun pflegte, bei mir nicht sehen lassen.

Der Bursche war mir stets zuwider, bemerkte der Freiherr, den Erzähler unterbrechend, und er weiß es, daß seine ehrgeizige Scheinheiligkeit, wie man diese Richtung von oben her jetzt auch beschützt, bei mir ihre Wirkung verfehlt!

Um so größer und unheilvoller war aber die Wirkung, welche er auf die Gemeinde übte, berichtete der Geistliche, der

sich geflissentlich jedes Urtheils enthielt und sich nur auf die Mittheilung der Thatsachen beschränkte. In der Absicht, die Leute an ihn zu gewöhnen, hatte der Pfarrer seinen Sohn, wie seit Jahren, auch jetzt wieder am zweiten Feiertage für sich die Predigt halten lassen, und der Candidat mochte die Abwesenheit der Herrschaften für den geeigneten Zeitpunkt angesehen haben, in welchem er seinem Zorne gegen unsere Kirche einmal Luft machen und bei seinen Vorgesetzten sich damit eine geneigte Anerkennung verdienen könne. Die Aufstellung des Standbildes, meine zufällige Unterredung mit dem Knaben, deren Zeuge der Candidat eben so zufällig geworden war, boten ihm dazu den erwünschtesten Stoff und Anlaß, und er hat sich denn in den heftigsten Ausdrücken, in jenen landläufigen Redensarten gegen den Baalsdienst, gegen die Götzenanbetung, gegen die heimliche Verführung zu derselben und gegen unsere Kirche überhaupt, so lange gehen lassen, bis er es der Gemeinde endlich förmlich an das Herz gelegt, sich über die Gewalt zu beschweren, die man ihr mit dem Baue der Kirche angethan habe, und die Errichtung von Götzenbildern in dem Lande der reinen Lehre nicht zu dulden.

Die Frechheit kennt nicht Maß, nicht Ziel! rief der Freiherr, sich von seinem Sessel erhebend. Und die Leute, wie verhielten sie sich? Was thaten sie?

Es traf sich übel, daß ihrer Aufregung eine Gelegenheit, sich zu bekunden, dargeboten wurde. Mißgestimmt waren sie seit langer Zeit, und die Menge liebt es ja, Alles, worunter sie zu leiden hat oder wovon sie sich beeinträchtigt glaubt, auf eine und dieselbe Ursache und Quelle zurückzuführen. Als die Leute von Neudorf aus der Kirche nach Rothenfeld zurückkehrten, machten die Kammerjungfer der Frau Herzogin und der Koch eben ihren Feiertags-Spaziergang. Aus ihrer Heimath des Anblicks gewohnt, den das Standbild ihnen darbot, warfen ihr

religiöses Gefühl und ihre Rührung bei dem Gedanken an das verlassene, unglückliche Vaterland sie betend zu den Füßen des Heilandes nieder. — Sie knieend im Gebet erblicken, an ihrer Andacht Aergerniß nehmen und diesem Aerger Ausdruck geben, war bei den vorübergehenden Leuten Eines. Wir wollen unseren Sabbath nicht durch Götzendiener schänden lassen! rief eine Stimme, und als hätte es nur dieses Anstoßes bedurft, so erhob sich von allen Seiten der Ruf: Nieder mit dem Götzenbilde! Nieder mit den Götzendienern! Jagt das fremde Pack zum Lande hinaus!

Weiter, weiter! drängte der Freiherr.

Im Begriffe, mich hieher zu Ihnen zu begeben, kam ich mit meinem Wagen durch Rothenfeld. Schon beim Einfahren in das Dorf sah ich, daß etwas Ungewöhnliches vor sich gehen müsse, und das wüste Durcheinander lärmender Stimmen zeigte mir den Weg. — Der Caplan hielt einen Augenblick inne, dann sagte er: Erlassen Sie es mir, Ihnen die Scene zu schildern, die ich auf dem Kirchhofe erleben mußte. Die Leute kannten sich nicht in ihrer Aufregung. Alt und Jung, Männer und Weiber waren über die beiden Unglücklichen hergefallen. Man machte ihnen die Flucht unmöglich, man steinigte sie buchstäblich, während die kräftigsten unter den Männern das Standbild zu Boden rissen und mit Aexten darauf einhieben. Das Flehen, der Angstschrei der beiden Gemarterten übertönten das Geschrei und Toben der Wüthenden.

Aber war denn Niemand da, der Einhalt that? fragte der Freiherr, athemlos vor zorniger Erregung. Wo war der Pfarrer? Wo war Steinert? Wo war der Justitiarius? Und Sie selbst, Caplan ....

Sie vergessen, Herr Baron, daß der unselige Vorfall sich nicht in Neudorf, sondern in Rothenfeld ereignete, daß der Pfarrer also nichts davon erfuhr, bis Alles vorüber war —

und es wird ihm dies sicherlich das Erwünschteste gewesen sein. Steinert war über Land gefahren, und der Justitiarius, der sich unter den Besuchern der Kirche befunden hatte und gleich herzukam, hatte, wie ich, vollauf zu thun, die beiden Verwundeten ....

Verwundet — die Unglücklichen sind verwundet? Aber doch nicht ernstlich, es hat doch mit ihnen keine Gefahr, Caplan?

Der Caplan zuckte die Schultern. Die Verwundung des Kochs war unbedeutend, er ist völlig davon hergestellt. Mademoiselle Lise aber, die ein Steinwurf an die Schläfe traf — ist todt!

Der Geistliche hielt inne; der Freiherr schloß unwillkürlich die Augen. Er sprach kein Wort. Die Hände auf dem Rücken ging er mit schwerem Schritte im Zimmer auf und nieder. Ein Mord, sagte er endlich tonlos, ein Mord an einem schwachen, wehrlosen Weibe — entsetzlich! — Und die Herzogin — wie wird sie es vernehmen? — Und wieder fing er an umherzuschreiten.

Nach einer Weile hob der Caplan noch einmal an: Auch mich hatte ein Stein am Hinterkopfe verletzt ....

Sie, Sie, mein Freund? rief der Freiherr, in der Sorge um den altbewährten Lebensgenossen alles Andere vergessend und an den Geistlichen herantretend, dessen Hände er in lebhafter Bewegung ergriff. Darum also fiel mir Ihr übles Aussehen auf; aber freilich solch einen Anlaß, solch einen Grund war ich mir nicht vermuthend. Und jetzt, wie fühlen Sie sich jetzt?

Denken Sie nicht an mich, sprach der Caplan, die Wunde war nicht schwer, und — fügte er mit seiner sanften Stimme begütigend hinzu — der sie mir schlug, des Hirten armer, schwachsinniger Bube, wußte in Wahrheit kaum, was er gethan hatte.

Der Freiherr athmete schwer auf, drückte dem Geistlichen

tief ergriffen die Hand und wandte sich ab. Es widerstand ihm, seine Erschütterung zu zeigen. Er trat an das Fenster, das auf den Markt hinaussah, aber er gewahrte nichts von dem, was draußen vor seinen Augen vorging. Er war einzig mit dem so eben Gehörten beschäftigt, ganz in seine Gedanken versunken. So verging eine geraume Zeit. Beide Männer hielten vor einander zurück, was doch ausgesprochen werden mußte, und beiden ward das Schweigen drückender, je länger es sich fortsetzte.

Endlich raffte der Freiherr sich zusammen. Lassen Sie uns zu Ende kommen! sagte er finster und gepreßt. Wie verlief die Sache, und wie verließen Sie die Dinge?

Es war, als ob der Unfall, den ich erlitten hatte, sie zur Besinnung brächte. Ein paar Frauen in meiner Nähe riefen meinen Namen, sprangen mir bei, versuchten mich zu schützen. Ich redete ihnen zu, verlangte ihre Hülfe für die Unglückliche, der Anblick der Sterbenden erschreckte die Sinnlosen und brachte einen Stillstand in ihre wilde Aufregung. Diesen benutzte der Justitiarius. Er nannte sie Verbrecher und verlangte die Auslieferung des Mörders. Sie hatten nicht daran gedacht, daß sie ein Verbrechen begangen, daß sie einen Mord verübt hatten; sie schwankten, ob sie dieses Bewußtsein durch neue Unthat in sich übertäuben, ob sie sich durch neue Wildheit über ihr Erschrecken forthelfen oder sich aus Furcht zerstreuen sollten.

Da haben Sie das Volk, rief der Freiherr mit bitterem Hohne, da haben Sie das Volk, dessen Menschenrechte man anerkennen, dem man Freiheit und Gleichheit zugestehen, dem man Antheil an der Regierung des Landes zuerkennen soll! Rohe, wilde Bestien, nur durch Zwang zu bändigen, durch Strenge und Gewalt in den Schranken der Menschlichkeit zu erhalten! — Das sind die Freiheitshelden, die jenseit des Rheines ihr Wesen getrieben haben — Kirchenschänder und Mörder! Aber so wahr Gott lebt, ich denke es ihnen gründlich zu verleiden!

Ja, sagte der Caplan, sie bedürfen der Zucht, sie können der Führung, der Leitung nicht entbehren und werden dies jemals schwerlich können. Aber soll das Messer für die That einstehen, die man mit ihm verübt? Soll die bildungslose Masse dafür einstehen, daß man also die freie Gleichberechtigung der Culte ausübt? Soll ein armer, irregeleiteter Bauernbursche es entgelten, wenn man von den Kanzeln des Landes unsere heilige Kirche schmähen darf? Soll es ihm hingehen, dem unreifen jungen Manne, dem lutherischen Candidaten, daß er sich auflehnte gegen das Gesetz seines Landes, gegen den Willen seines Königs, der unsere Gewissensfreiheit und unsere freie Religionsübung so gut wie die der Andersglaubenden zu schützen hat? Wollen Sie es dulden, daß dieser freche anmaßende Mensch Ihren Entschließungen, Ihrem freien Willen auf der Kanzel Ihrer eigenen Kirche entgegentritt? daß er Ihre Leute zur Beurtheilung Ihrer Handlungen aufreizt, daß er sie zu Ihren Richtern macht? — Ich für meinen Theil habe gleich gethan, was meines Amtes war. Ich habe noch an demselben Tage dem Fürstbischof einen Bericht der Vorgänge eingesandt. Ich habe ihn aufgefordert, bei der Regierung Beschwerde über den Angriff zu führen, der durch den Candidaten gegen unsere freie Religionsübung vollführt ist, und es müßte keine Gerechtigkeit im Lande mehr zu finden sein, wenn uns unser Recht, und dem Gotthard nicht das seinige werden sollte.

Es war selten, daß der Caplan sich also lebhaft äußerte, und dem Freiherrn fiel es daher auf. Er hatte in dem ruhigen Laufe der Zeiten es fast vergessen, daß sein alter Lebensgenosse noch etwas Anderes als nur sein Hausgeistlicher, daß er ein Mitglied jenes großen Clerus, jenes wundervollen Organismus sei, dessen Mitglieder, aus allen Schichten des Volkes hervorgehend, über die ganze Welt zerstreut, in sich vereinigt, und losgelöst von allen Banden der Familie, in Einem der Ihrigen

gipfeln, der sich die höchste irdische und geistliche Machtvollkommenheit zuerkennt, von welcher ein Theil auch dem geringsten Angehörigen dieses Bundes übertragen wird, so daß ein jeder zur Befestigung und Stärkung des großen Ganzen mitwirkt, während er sich von demselben getragen, gehoben und beschützt weiß. Aber es war dem Freiherrn nicht willkommen, daß der Caplan ihn in diesem Augenblicke an seinen Zusammenhang mit seiner Kirche mahnte, daß er für seinen Theil Maßregeln getroffen und selbstständige Schritte gethan hatte. Er sah dies als einen Uebergriff in seine Rechte an und er war eben jetzt noch weniger als sonst gewillt, seinen Rechten etwas zu vergeben.

Ohne daher auf die Anmahnungen des Caplans weiter einzugehen, sprach er kalt und ernst: Ehe wir daran denken dürfen, die Freiheit unseres Cultus zu vertreten, scheint es mir nothwendig, daß den Verbrechern ihre Strafe, daß Justiz geübt werde, wo gegen das Gesetz gefrevelt ward. — Was hat der Justitiarius gethan?

Der Caplan, der sich zurückgewiesen sah und dies für sich und mehr noch für die heilige Sache, der er diente, schwer empfand, ließ den Freiherrn seine Antwort eine kleine Zeit erwarten. Dann sagte er: Bei dem wüsten Angriffe, den man auf unsere unglücklichen Glaubensgenossen richtete, bei der Plötzlichkeit und Wildheit, mit der Alle zugleich über die Beklagenswerthen herfielen, war es nicht zu sagen, wer die That verübt. Jeder konnte, Niemand wollte der Mörder sein, und noch hatte der Justitiarius nichts entschieden, als Steinert von seinem Ausfluge zurückkam. Mit Einem Blicke übersah er, was geschehen war, mit Einem Satze war er vom Pferde, und rasch den Stephan aus Neudorf bei der Brust fassend, rief er: Wer's gethan hat, das weiß in diesem Augenblicke Gott allein, aber sein Theil Schuld wird dieser hier an all dem Unheil haben, denn ich habe sie oft genug von ihm gehört, die Redensarten

gegen den Kirchenbau und gegen die Fremden und die Franzosen. Er wird auch jetzt wieder der Anführer gewesen sein! Führt diesen hier vor allen Dingen weg, und dann wollen wir weiter sehen; das Uebrige wird sich finden!

Und was dann? fragte der Freiherr, dessen Miene sich belebte, da er hörte, daß eine entschlossene Hand über die Aufrührischen gekommen war.

Steinert selbst übergab dann Stephan den beiden Amtsboten; in dem Bestreben, sich zu rechtfertigen, zieh der Verhaftete Andere der Schuld, und auch diese hat man festgenommen; es sitzen ihrer acht. Murrend und drohend gingen die Männer, weinend und schreiend gingen die Weiber aus einander. Steinert eilte nach Neudorf in die Pfarre. Ich war nicht im Stande, meine Reise an dem Nachmittage fortzusetzen, und hätte ich es vermocht, so wäre es doch nicht zulässig gewesen. Ich mußte bleiben, um die Stelle zu weihen, wo die Erschlagene ruhen sollte, und um sie zu bestatten, und in Beidem habe ich keine Störungen erlitten. Ich habe ihr Grab in der Nähe des zertrümmerten Standbildes graben lassen, damit die Leute es auf ihrem täglichen Wege vor den Augen haben.

Der Caplan schwieg, der Freiherr hatte sich niedergelassen und den Kopf auf die Hand gestützt. Er schauderte zusammen, aber er sagte nicht, was ihn bewegte, bis er sich plötzlich mit dem Ausrufe: Gleich morgen muß ich hin, gleich morgen! von seinem Sessel erhob.

Um Ihre Rückkehr zu bitten, hatten sowohl Steinert als der Justitiarius mir auch aufgetragen! meldete der Caplan, indem er gleichfalls aufstand.

Und weshalb das? fragte der Freiherr.

Um zu begnadigen, wo jene nur Gerechtigkeit zu üben hätten!

Der Freiherr blieb vor ihm stehen. Und Sie würden

mir rathen, dem Gesetze vorzugreifen? Sie würden der Meinung sein, daß ich durch schwache Nachgiebigkeit ähnlichen Freveln Thür und Thor öffne?

Ich würde die höchste Strenge für den bewußten Urheber des Frevels fordern und Gnade üben ....

Der Freiherr fuhr auf. Strenge fordern, wo ich nicht zu richten habe, und freveln lassen, wo ich Herr bin? — Nein, Caplan! Ich gehe nach Hause, morgen — aber sie sollen sich meiner Rückkehr nicht zu freuen haben, sie sollen sehen, daß ich der Herr bin!

Der Caplan versuchte, Einspruch zu thun, des Freiherrn Ansicht umzustimmen, aber es gelang ihm nicht.

Ueberzeugung gegen Ueberzeugung! sagte der Freiherr. Sie folgten Ihrem Gewissen, als Sie sich an den Fürstbischof wandten, ich folge dem meinigen, indem ich mich meines Rechtes bediene, mir selber Recht schaffe, und ich muß der verruchten Rotte zeigen, was sie vor meinem Willen und Belieben gilt! Aber vor allen Dingen muß ich die Herzogin sehen! — Und der Thüre zuschreitend, sprach er zu sich selber: Das ist ein schwerer, schwerer Gang!

Neuntes Capitel.

Der Tod und das gewaltsame Ende ihrer Kammerjungfer erschütterten die Herzogin nicht in dem Grade, in welchem der Freiherr es gefürchtet hatte. Die Revolution mit ihrer Schreckensherrschaft hatte die Menschen ihres Landes hart gewöhnt, und die Herzogin hatte mehr verloren, hatte unter dem Beile der Guillotine zahlreiche Opfer fallen sehen, die einen anderen Anspruch an ihr Herz und an ihr Mitgefühl gehabt, als ihre Dienerin, wie sehr dieselbe ihr auch ergeben und bequem gewesen war. Hätte die Herzogin sich in Richten befunden, hätte sie heute die Dienste von Mademoiselle Lise empfangen und sie morgen entbehren, morgen mühsam einen Ersatz für sie suchen müssen, so würde sie ihren Verlust schmerzlicher bedauert haben und von dem Ereignisse mehr ergriffen worden sein. So aber übte die Entfernung ihre abschwächende Kraft. Die Herzogin hatte daneben die Bemerkung gemacht, daß die junge Kammerjungfer der Baronin eben so brauchbar und weniger launenhaft als die alte Mademoiselle Lise sei, und die Herzogin machte niemals einen unnützen Gefühlsaufwand, wo sie nicht etwas Bestimmtes damit zu erreichen dachte. Sie nannte die Todte ein Opfer ihres frommen Glaubens, eine arme Martyrin, und kaum hatte sie diese Bezeichnung für sie gefunden, als sie dieselbe mit so viel Leichtigkeit handhabte, als wäre es der Eigenname der Erschlagenen gewesen. Sie war mit jedem Ereignisse fertig, sobald sie die Form gefunden hatte, in der sie es betrachten und den

Anderen darstellen wollte, und wichtiger als alles Uebrige war ihr jetzt die Frage, ob sie den Freiherrn nach Richten begleiten oder in der Stadt zurückbleiben solle, um erst mit Angelika nach deren erfolgter Herstellung auf das Land zu gehen.

Daß man der Kranken den Vorfall in Richten verbergen müsse, verstand sich von selbst. Indeß für die plötzlich beschlossene Abreise des Freiherrn mußte man ihr doch Gründe angeben, und während man überlegte, was man ihr sagen sollte, ging die Herzogin mit sich selbst zu Rathe. Angelika hatte seit ihrem Erkranken sich weniger als sonst die Mühe genommen, den Anschein eines guten Einvernehmens zwischen sich und ihrem Gaste aufrecht zu erhalten. Die Frauen sahen sich oft in mehreren Tagen nicht; wenn die Herzogin sich entfernte, wurde also in ihrem Verhältnisse zur Baronin nicht eben viel verändert. Sie hatte neben ihr nicht zu gewinnen und nicht zu verlieren, aber dem Freiherrn konnte sie ihre Freundschaft beweisen, wenn sie sich erbot, ihn in einem Augenblicke zu begleiten, in welchem widerwärtige Ereignisse und unangenehme Pflichten ihn in Anspruch nahmen.

Während er es noch mit gewohnter Rücksicht überdachte, wie er in seiner Abwesenheit am besten für das Behagen der Herzogin sorgen könne, hatte diese ihren Entschluß gefaßt, und sanft ihre Hand auf seinen Arm legend, sagte sie: Heute, mein Freund, behandeln Sie mich nicht nach meiner Würde, denn nicht nur in der Ehe, auch in der Freundschaft verbindet man sich für gute und für üble Tage. Sie können nicht glauben, daß ich hier verweilen werde, wo ich Niemandem von Nutzen bin, und daß ich Sie allein nach Richten gehen lasse, wo es mir vielleicht doch hier und da gelingt, Ihnen mit meinem Geplauder über eine verdrießliche Stunde fortzuhelfen, und wo Sie an mir wenigstens eine verständnißvolle Zuhörerin besitzen, wenn Sie sich zu irgend welchen Mittheilungen aufgelegt fühlen. Das muß

feststehen unter uns, daß ich Sie jetzt begleite, und ich meine, auch unsere Kranke wird den Caplan ruhiger bei sich behalten, wenn sie weiß, daß Sie, mein Freund, deßhalb nicht ohne Gesellschaft bleiben müssen.

Der Freiherr, der wie gar viele Menschen jedes Opfer, welches ihm die Seinigen brachten, als selbstverständlich ansah, aber die geringste Gefälligkeit, welche ihm von Fremden bewiesen ward, hoch anzuschlagen liebte, weil er darin eine doppelte Befriedigung seiner Eitelkeit fand, nahm das Anerbieten der Herzogin mit warmer Erkenntlichkeit auf und an, und nachdem man sich über diesen einen Punkt verständigt hatte, legte alles Uebrige sich leicht zurecht. Man sagte der Baronin, daß eine schwere Krankheit von Mademoiselle Lise den Caplan so lange in Richten zurückgehalten habe, daß die Kranke nach der Herzogin verlange, und daß diese sich bewogen fühle, den Wunsch ihrer vieljährigen Dienerin zu erfüllen. Allein reisen konnte man die Herzogin nicht lassen, und da der Caplan eben erst angekommen, der Freiherr aber lange von Richten entfernt war, so lag es nahe, daß der Letztere die Herzogin nach Hause geleitete und daß er den Vorschlag that, auch Renatus mit sich zu nehmen, für welchen man den Aufenthalt in der Stadt bei der heißen Jahreszeit nicht vortheilhaft glaubte.

Die Baronin zeigte sich mit dieser Einrichtung einverstanden, ja, sie selber machte den Vorschlag, der Herzogin ihre Kammerjungfer ein für alle Mal abzutreten, da sie sich künftig von Mamsell Marianne bedienen zu lassen dachte, und Seba hatte kaum davon gehört, als sie sich erbot, die Pflege und Wartung der Baronin ausschließlich über sich zu nehmen, bis Marianne, die man sogleich benachrichtigen wollte, aus der Residenz bei ihrer Herrin eintreffen würde. Indeß dem Freiherrn wollte das nicht gefallen. Er war gerecht genug, die Dienste zu schätzen, welche Seba der Baronin bisher geleistet hatte, aber er konnte

den Zusammenstoß nicht vergessen, den er um Paul's willen mit Seba gehabt. Allerdings hatte ihr ruhiges und gleichmäßiges Betragen ihm später keinen Grund zum Mißfallen gegeben, und wenn er die Angelegenheit nur von Seiten der Bequemlichkeit betrachtete, so konnte er es gar nicht besser wünschen. Beide Frauen, die Herzogin und Angelika, wurden zufrieden gestellt, beide wußte er bedient, wie sie es bedurften, die Abreise brauchte durch die Wahl einer Kammerjungfer für die Herzogin nicht um eine Stunde verzögert zu werden, und man hatte für die Zukunft eine angemessene Verwendung für Marianne gefunden, während man den Aufwand für die Bedienung der Baronin sparte. Aber mit der fortschreitenden Erholung seiner Frau regte sich in dem Freiherrn ein immer lebhafteres Bedenken dagegen, sie überhaupt in dem Hause des Juweliers zu lassen, weil Herbert in demselben wohnte.

Er hatte augenblicklich daran gedacht, als die Baronin erkrankte, aber er hatte Herbert abwesend gewußt und sich damit beruhigt, daß Angelika das Haus verlassen haben werde, ehe jener in dasselbe wiederkehre. Nun, da er seine Gattin allein zurücklassen sollte, mußte er sich fragen, ob sie von jenem Umstande Kenntniß habe, ob und in wie weit Seba von den obwaltenden Verhältnissen unterrichtet sei und in wie fern er sich auf ihre Zurückhaltung verlassen könne. Mit Angelika jetzt von Herbert zu sprechen, hielt er nicht für rathsam, gegen die Flies'sche Familie irgend eine Abmahnung zu äußern, hätte ihm eine Beleidigung seiner eigenen Ehre gedünkt, und nachdem er in seinem Geiste das Für und Wider schnell erwogen, gab ein Blick auf die Gestalt Angelika's für seine Entscheidung den Ausschlag.

Er hatte immer nur von der baldigen und völligen Herstellung seiner Frau gesprochen, weil es ihm thöricht dünkte, sich unabweisliche Trübsal im Voraus zu vergegenwärtigen, aber jetzt, da er seine Entschlüsse danach zu fassen hatte, verbarg er

sich es nicht, was selbst der Arzt ihm kaum verhehlen mögen: Angelika hatte keine völlige Herstellung zu erwarten, er hatte von der Zukunft dieser Frau nicht viel zu hoffen, nichts mehr zu befahren. Er konnte und mußte ihr zu seiner eigenen Genugthuung gewähren, was sie wünschte, was sie freute. Er gönnte ihr also auch die Gesellschaft Seba's, er gönnte ihr den Aufenthalt im Flies'schen Hause, in dem man zu größerer Beruhigung der Scheidenden auch dem Caplan ein Unterkommen anbot, und zufrieden, sich allen Theilen gefällig zeigen zu können, durfte der Freiherr sich das Zeugniß geben, daß er unter diesen Umständen das Richtige thue, wenn er Angelika der Pflege Seba's überlasse, und sich getrösten, daß er auch in Richten das Nothwendige und Rechte zu thun nicht versäumen werde.

Die Zurüstungen für die bevorstehende Abreise wurden denn nun schnell gemacht, und da die Baronin zuversichtlich hoffte, daß sie in nicht zu ferner Zeit den Scheidenden werde folgen können, trennte sie sich von ihrem Gatten und selbst von ihrem Sohne weniger schwer, als man es für sie gefürchtet hatte.

Sowohl für den Freiherrn als für die Herzogin waren die Ereignisse traurig genug, welche ihre Abreise aus der Stadt veranlaßten, und doch athmeten beide freier auf, als sie sich auf dem Wege fanden. Keiner von ihnen vermißte die arme Kranke, jeder von ihnen fühlte sich fern von ihr erleichtert. Der Freiherr hatte doch gar manche Stunden, in denen er es sich nicht wegleugnen konnte, daß er, von aufgestachelter Eifersucht verblendet, eine schwere Ungerechtigkeit gegen seine Frau begangen habe, welche sie mit einer Ergebung trug, die ihm dieses Unrecht beständig ins Gedächtniß rief. Es kamen Augenblicke, in welchen er die Trennung, die er freiwillig und vermessen über sich und seine Frau verhängt hatte, als einen unheilvollen Schritt beklagte, und in denen Gewohnheit und aufwallende Neigung ihn zu ihr ziehen wollten; aber wo in einer Ehe selbstsüchtiger Stolz einmal

die Alles umfassende und tragende Liebe zurückgedrängt hat, wo das volle Vertrauen einmal anbrüchig geworden ist, da flüchtet die kleinste Mißhelligkeit sich in den Riß, nistet sich ein, schlägt Wurzel und wächst mit der nächsten noch unbedeutenderen Mißhelligkeit zusammen, bis sie stark genug werden, den Riß zu erweitern, und der Bruch wird vollends unheilbar, wenn, wie in dem freiherrlichen Hause, ein scharfes Auge und eine geschickte Hand bereit sind, dem natürlichen Lauf der Dinge arglistig nachzuhelfen. Der Freiherr wußte, daß seine Gattin unglücklich war, er fühlte sich auch nicht glücklich, aber die Herzogin verstand es, jede der Baronin günstige Stimmung in dem Freiherrn entweder zu verbittern oder zu unterdrücken, und was im Beginne nur ein müßiges Spiel für sie gewesen, war ihr allmählich zum Lebenszweck geworden.

Sie hatte am Anfange weder für den Freiherrn noch für Angelika eine besondere Vorliebe gefühlt, aber die Leichtigkeit, mit welcher dieser sich für ihre selbstsüchtigen Zwecke benutzen und ausbeuten ließ, und das heimliche Widerstreben gegen ihren Einfluß, das zu allen Zeiten immer wieder in der Baronin rege geworden war, bis es sich zu einem entschiedenen Mißtrauen und einer nicht mehr verhehlten Abneigung gegen die Herzogin gesteigert, hatten auch die Empfindungen der letzteren bestimmt, und sie fand ein Wohlgefallen daran, es sich auszusprechen, daß sie ihrem guten Vetter, dem Freiherrn, eben so ergeben sei, als sie dessen kränkelnde, empfindsame und für ihn in keiner Weise passende Gemahlin hasse! Ja, dieser Haß war ihr zum eigentlichen Genusse geworden, weil er eine starke, mächtige, sie immer belebende und antreibende Empfindung war. Sie liebte, sie pflegte diesen Haß in sich.

Es versetzte sie in die beste Laune, nun einmal aller Rücksichtnahme für Angelika enthoben zu sein, und auch der Freiherr fand es leichter und angenehmer, die geistreiche, witzige, mit

allen Dingen leicht und schnell fertige Herzogin zu unterhalten, als eine Kranke neben sich zu haben, deren kummervolles Herz, deren besorgter Sinn sich nicht von den Gegenständen abziehen ließen, mit denen sie erfüllt und beschäftigt waren.

Das Wetter war schön, die Gegend, durch die man fuhr, zeigte sich im günstigsten Lichte, die Unbequemlichkeiten, welche das Reisen in jenen Tagen immer noch mit sich brachte, wurden bei der guten Jahreszeit wenig fühlbar, und die Herzogin hatte in ihrem Wanderleben so mannigfache Beschwerden und Entbehrungen ertragen lernen, daß diese Reise an des Freiherrn Seite ihr in der That Vergnügen bereitete. Seine Zuvorkommenheit und ihre Dankbarkeit, seine Galanterie und die heitere Gefallsucht, die geistvollen Frauen nie verloren geht und sie selbst im späten Alter den Männern noch zu erwünschten Gesellschafterinnen macht, steigerten sich an einander, und ihre Gleichaltrigkeit ließ sie beide immer leicht vergessen, daß die Tage der Jugend so fern hinter ihnen lugen. Der Freiherr betraf sich mehrmals bei dem Bedauern, daß er der Herzogin nicht vor zwanzig, vor fünfundzwanzig Jahren so nahe gestanden habe als jetzt; auch sie selber dachte daran, daß es sich mit einem Manne von den Eigenschaften des Freiherrn wohl hätte leben lassen, wenn er ihr, wie ihr Gatte, einen Herzogstitel zu bieten gehabt hätte; und wie die Kindheit es liebt, sich spielend in das Alter der Erwachsenen hinein zu denken, so gefielen die Reisenden sich darin, von ihren Erinnerungen die hellen Farben der Jugend zu entlehnen, um sich mit ihnen vor sich selbst zu schmücken. Sie spielten mit einander Jugend, wie die Kinder Alter spielen, und auf das beste unterhalten durch den Selbstbetrug, einander noch mehr angenähert als je zuvor, schwanden die Reisetage ihnen so anmuthig dahin, daß der Freiherr fast des Anlasses vergaß, der ihn in die Heimath zurückgerufen hatte.

Indeß mit der Annäherung an seine Grenzmark konnte er

sich der Gedanken, die er gern geflohen, doch nicht mehr entschlagen, und die Herzogin bemerkte, wie er still und stiller wurde. Es war spät am Nachmittage, als sie den Wald erreichten, der sich von der Grenze bis nach Neudorf hinzog. Die Hitze war während der letzten Wochen sehr groß gewesen; die Sonne stand noch hoch. Wie mit rothem Golde übergossen, glühten die braunen Stämme der Kiefern, und über ihren breiten, grünen Dächern, auf ihren leuchtenden Wipfeln flammte das heiße Licht. Kein Lufthauch störte die Stille in dem weiten Walde, dessen mächtige, schlanke, von ihren reichen Kronen überwölbte Stämme sich wie die Hallen eines Tempels weithin vor den Reisenden ausdehnten. Man meinte es zu sehen, wie die brütende Hitze den harzigen Stämmen ihren balsamischen Duft entlockte und wie aus den einzelnen moorigen Wiesen, die sich zwischen dem Walde hinzogen, die letzte Feuchtigkeit entwich. Lautlos flogen die Vögel von Zweig zu Zweig, nur die Käfer summten, und langsam, wie beladen mit zu schwerer Bürde, flogen einzelne Bienen über den Wagen hin, während hellfarbige Schmetterlinge ihm in gaukelndem Fluge paarweise folgten.

Auf den Befehl ihres Herrn hatten die Diener geschäftig den Wagen zurückgeschlagen, und in dem Walde umherschauend, sagte der Freiherr, indem er sich mit leichter Hand die Stirn trocknete: Ah, endlich auf eigenem Grund und Boden, endlich in freier, heimischer Natur!

Die Herzogin sah ihn an, als wolle sie sich überzeugen, ob er ernsthaft spreche, und sagte dann lächelnd: Gewisse Dinge kann ich auch meinen ältesten und besten Freunden immer nur mit Mühe glauben, und daß Sie, mein Cousin, sich wirklich an der rohen Natur erfreuen können, daß es Ihnen Vergnügen macht, das Gras auf einer Wiese und das Wasser in einem Bache zu betrachten, davon werden Sie mich nicht überreden. Ueberlassen wir das den Leuten, die, wie der Apostel der Un-

cultur, wie der grillenhafte, unerzogene Rousseau, in der Gesellschaft ihren Platz nicht zu behaupten und mit ihres Gleichen nicht zu leben verstehen. Wir, die wir in unserer Väter Schlössern geboren wurden, dünkt mich, sind nicht dazu gemacht, die Neigungen der gefiederten Waldbewohner und der in Hütten Geborenen zu theilen. Die Bewunderung der Natur ist mir ein zu bürgerliches Vergnügen, ist revolutionärer, als es scheint, und ich für meinen Theil — ich fühle sie nicht!

Der Freiherr, bei welchem solche Einfälle der Herzogin sonst einen schnellen Wiederhall fanden, nahm diesen nicht mit der erwarteten Bereitwilligkeit auf. Das verdroß sie; sie lehnte sich in die Wagenecke zurück, in der Gewißheit, daß ihr Reisegefährte seine Unachtsamkeit bald zu vergüten streben werde. Aber ihre Voraussetzungen täuschten sie, und von der Wärme ermüdet, von der sanften Bewegung des Wagens gewiegt, ließ sie die Augenlider sinken, und bald hatte der Schlummer sie überwältigt.

Dem Freiherrn kam das sehr gelegen. Seine Freude an dem eigenen Grund und Boden währte dieses Mal nicht lange. Schon als er nach der Stadt gefahren, hatte er mit Mißvergnügen gesehen, wie stark die Waldungen mitgenommen waren. Grade die mächtigsten Stämme, die Zierden und der Stolz des Waldes, waren mit diesem Theile der Waldungen der unbarmherzigen Axt erlegen, und jetzt, wo er, von der andern Seite kommend, in die Ferne sah, fand er die Gegend so verändert, daß sie ihm fast wie fremd erschien. Gleich am Eingange des Waldes konnte man die Neudorfer Kirche, welche sonst erst am Ausgange desselben sichtbar gewesen war, erblicken. Es nahm sich nicht übel aus; es mochte auch vortheilhaft sein, daß man das große Terrain zur Seite des Weges gerodet hatte, denn es war schwerer Boden, der nach gehöriger Behandlung guten Ertrag versprach. Aber alle diese Aenderungen waren nicht frei-

willig gemacht; sie waren von einer Nothwendigkeit geboten worden, und es war nicht mehr das heitere Auge des zufriedenen Besitzers, mit dem der Freiherr auf den weiten, schönen Theil des Waldes blickte, der nach den abgeschlossenen Contracten im nächsten Herbste auf Betrieb des Käufers fallen mußte. Er genoß diese Natur nicht mehr rein, er berechnete ihren Ertrag.

Er konnte sich nicht verbergen, daß er eine völlige Aenderung in seiner Lebensführung eintreten lassen müsse, wenn er erhalten wollte, was noch sein war, wenn er auf Renatus vererben wollte, was er überkommen hatte. Aber wie er auch darüber sann, er fand nicht, daß er ein Ungehöriges gethan, er hatte immer nur das von seinen Verhältnissen Geforderte geleistet, und er war so völlig mit seinen Gewohnheiten und Anschauungen verwachsen, daß ihm eine wirkliche Einschränkung unmöglich dünkte. Daß ein Edelmann von Haus und Hof vertrieben, wie seine Freundin heimathlos und flüchtig werden könne, das begriff er, und fast däuchte ihm dieses Loos erträglicher, als inmitten seiner Standes- und Lebensgenossen von seinen Gewohnheiten abzuweichen, oder eine Stufe von der Höhe hinunter zu steigen, auf welcher die Herren von Arten sich hierlands seit Generationen behauptet hatten. Er wiederholte es sich, daß er in seinem vollen Rechte sei, er versuchte endlich, sich es klar zu machen, daß im Grunde gar nichts geschehen sei, ihn zu beunruhigen; denn was war es denn so Wichtiges, daß man ein altes, unbehagliches Haus verkaufte, oder daß man Wälder ausschlagen ließ, um die Mittel für einen großartigen Bau und für neue Cultivirungen zu schaffen? Man konnte in der Residenz, wenn man es wollte, ein schöneres, bequemeres Haus erbauen, und die Herrschaft hatte des Waldes von allen Arten noch genug. Indeß wie oft er sich dies Alles auch wiederholte, es wollte ihm das Wohlgefühl nicht wiedergeben, mit welchem sonst der erste Schatten seines Waldes ihn

erfüllt, und es waren lauter unerfreuliche Bilder, lauter trübe Vorstellungen, die sich in seinem Geiste entwickelten.

Ein scharfer Luftzug schreckte ihn aus denselben empor. Er wurde achtsam, die Sonne schien nicht mehr durch das Laub. Er hörte den Ton des Regenpfeifers, und nicht fern vom Wege klopfte und hämmerte der Specht. Das Wetter hatte sich geändert, während sie durch den Wald gefahren waren. Es überlief den Freiherrn fröstelnd. Auch in seiner Seele klopfte und mahnte es heute gar vernehmlich, und sich in seinen leichten, weißen Reisemantel hüllend, sagte er halblaut und seufzend zu sich selber: Es ändert sich eben Alles; es währt hienieden nichts! — Aber er unterdrückte die Gedankenreihe, welcher der Ausruf entsprungen war, wie jene, welche sich an ihn knüpfen wollte.

Von dem Luftwechsel erwachte die Herzogin. Man hatte das freie Feld erreicht; einzelne Dohlen schwangen sich mit versuchendem Flügelschlage von dem Boden auf, hoben die Köpfe, als wollten sie sehen, woher der Wind komme, und flogen dann dem Walde zu. Krächzend und mit schallendem Flattern folgte ihnen die ganze Schaar. Wir bekommen ein Gewitter, sagte der Freiherr; die Krähen suchen Schutz. Aber ich hoffe, daß wir Richten noch erreichen, bevor das Wetter aufkommt.

Die Kutscher trieben die Pferde an, man fuhr schnell an den Gegenständen und an den Menschen vorüber. Auf den Wiesen war Alles in voller Thätigkeit; man war in der Heu-Ernte und hastete sich bei dem heraufziehenden Wetter, wenigstens die wartenden Wagen noch voll zu laden, um sie womöglich trocken unter Dach zu bringen. Trotzdem erregte das Erscheinen der beiden Reisewagen ein großes Erstaunen. Niemand war von der Heimkehr des Freiherrn unterrichtet gewesen, und man hielt erschrocken mit der drängenden Arbeit inne. Die Mützen flogen bei dem Anblicke des Freiherrn mit gewohnter Unterthänigkeit von den Köpfen, aber die Gesichter lachten nicht so

freudig wie sonst, wenn der Freiherr nach längerer Abwesenheit heimzukehren pflegte. Man fragte einander, was diese unerwartete Ankunft zu bedeuten habe, aber man war nicht begierig, die Antwort des Befragten zu vernehmen; und daß die Herzogin bei dem Freiherrn saß, während die Baronin nicht mitgekommen war, das steigerte die unheimliche Angst, von welcher die Leute sich in der Erinnerung an ihre Missethat ergriffen fühlten.

Jeder Einzelne wollte nicht gern besonders wahrgenommen werden, sondern trat lieber hinter seinen Nebenmann zurück; denn sie dachten, wen der Herr ins Auge fasse, auf den richte sich sein Verdacht so wie sein Zorn. So geschah es, daß die Leute, Alt und Jung, zurückwichen, wo des Freiherrn Wagen vorüberfuhr, und sein scharfes Auge bemerkte das und wußte es zu deuten. Man fürchtete in ihm den Richter, das sollte und mußte so sein. Er war nach Hause gekommen, um strenges Gericht zu üben, aber nichts desto weniger kam es ihm bitter an, denn er fühlte sich dadurch von den Leuten geschieden, die er bis dahin gewissermaßen mit sich Eins gewußt hatte, und ihre scheuen, mißtrauischen Blicke mißfielen ihm.

Im Pfarrhause saß die Pfarrerin wie immer am Fenster in dem großen Lehnstuhle; sie sah hinaus, als sie die Wagen kommen hörte, aber sie fuhr schnell mit dem Kopfe zurück, und als man an dem Hause vorüberkam, war sie verschwunden.

Jetzt wird der Herr Pfarrer von Ihrer Rückkehr unterrichtet, bemerkte die Herzogin, und er wird keine Hymne singen, wenn er sie erfährt.

Gewiß nicht, entgegnete der Freiherr, aber ich finde es unangenehm, Schrecken zu erregen und Furcht einzuflößen.

Trösten Sie sich mit dem Sturme, der über das Land fährt. — Er erschreckt uns auch, aber wir beugen uns seiner Gewalt und er befreit die Luft, damit wir ungehindert und frei in ihr athmen.

Er antwortete ihr nicht. Man hatte den Wagen und die Fenster schließen müssen. Wie Binsen bogen sich die jungen Bäume zu beiden Seiten der Landstraße unter dem schweren Drucke des Sturmes, der Himmel verdüsterte sich mehr und mehr, die dunklen Wolkenmassen rückten einander nach jedem Windstoße näher, ballten sich zusammen, senkten sich tiefer hinab, und wirbelnd flogen die hohen Staubsäulen empor, wo der Wind den ausgedörrten Boden berührte. Bisweilen hörte man fernen Donner rollen, und dann zuckte es hell durch die dunkle Luft, daß man nicht wußte, ob ein Sonnenstrahl noch einmal seinen Weg durch die Wolken gefunden oder ob es der Blitz sei, der die Gegend erhelle. Das Wetter drohte sehr schwer zu werden, und Jedermann hat es auf dem offenen Lande zu fürchten, wenn das Gewölk sich grünlich färbt, als berge es den zerschmetternden und vernichtenden Hagel in seinem Schooße.

Vor der Kirche in Rothenfeld ließ der Freiherr das Fenster herunter. Ein Blick ließ ihn Alles übersehen. Vorn, dicht an dem eisernen Gitter, erhob sich der Grabhügel, welcher die Reste von Mamsell Lise umschloß. Von dem Crucifixe war der rechte Flügel mit dem Arme des Heilandes heruntergeschlagen; ohne Kopf, die Hände verstümmelt, kniete die Büßerin zu seinen Füßen. Der Freiherr mochte den Gräuel nicht sehen, die Herzogin war blaß geworden und biß die Lippen zusammen. Sie sprachen beide nicht.

Im Amte liefen ein paar Knechte umher, die Fensterladen und Thorflügel festzuhaken, während der Hirt die eilende Schafheerde in den Hof trieb. Oben in ihrer Stube schloß Eva das Fenster, aber sie konnte es nicht gewältigen, und es bog sich ein Mann heraus, ihr Hülfe dabei zu leisten. Der Freiherr erkannte ihn, es war Herbert. Der Caplan hatte ihm nichts von dessen Anwesenheit berichtet, er mochte vielleicht auch erst nach der Abreise des Geistlichen in Rothenfeld eingetroffen sein, und es war

natürlich, ja, sogar gefordert, daß er sich hier aufhielt, daß er im Amte wohnte. Der Freiherr würde unzufrieden gewesen sein, hätte er den Baumeister nicht bei seinem Werke gefunden, und er war nun eben so unzufrieden, ja, noch unwilliger darüber, als er ihn eben da erblickte, wo er hin gehörte. Es war für den Freiherrn nicht mehr herauszukommen aus dem Mißmuthe und aus den Verdrießlichkeiten, und ärgerlich sagte er zu sich selber: Mag er sein, wo er will, heirathen soll er nicht, ehe er seine Arbeit hier vollendet hat und so lange die Steinerts in meinem Dienste stehen!

Je mehr er an innerer Ruhe verlor, je mehr er sich aus seinem gewohnten Gleichmaße herausgerissen fühlte, um so reizender wurden ihm die Macht und die Gewalt, über die er zu verfügen hatte, und während ihm noch vor einer halben Stunde die Scheu, mit welcher man ihn empfing, einen betrübenden Eindruck erzeugt hatte, fing er jetzt mit einem ihm bis dahin völlig fremden Vergnügen zu überlegen an, wie er die Missethäter strafen, wie er sie entgelten lassen wolle, daß sie sich gegen seinen Willen aufgelehnt und Hand angelegt hatten an das Heiligthum, das er errichtet.

Der Regen strömte vom Himmel, es blitzte nicht, aber ein elektrisches Feuer flammte zitternd durch die ganze Luft, als die beiden Reisewagen in das große eiserne Gatterthor einfuhren, rasch die Allee durchflogen und auf der Rampe vor dem Portal hielten. Die Diener sprangen von ihren Sitzen, triefend und mit nassen Händen hoben sie Renatus aus dem Wagen, die Bonne und die Kammerjungfer folgten, und vorsichtig half der Freiherr selbst der Herzogin auszusteigen und die Stufen zu überschreiten, welche der wolkenbruchartige Regen schnell unter Wasser gesetzt hatte.

Im Schlosse war Alles in der größten Bestürzung. Es war noch niemals vorgekommen, daß der Freiherr in solcher

Weise, ohne sich anzumelden, nach Hause zurückgekehrt war. In den Zimmern hatte man, weil man Hagel besorgte, der Vorsicht wegen die Läden geschlossen, die Möbel waren während der Abwesenheit der Herrschaft mit Decken verhüllt, die Dienerschaft hatte es sich in ihren Räumen bequem gemacht und mußte erst zusammengeholt werden. Es waren natürlich gar keine Vorkehrungen für die gewohnte Bequemlichkeit der Herrschaften getroffen, und während Alles durch einander lief und Jedermann sich hastete, um zur rechten Zeit ein Abendbrot bereit zu haben und die Zimmer wohnlich herzustellen, hielt man doch die aus der Stadt zurückkommende Dienerschaft, wo man ihrer habhaft werden konnte, fest, um in aller Eile zu erfahren, was es bedeute, daß die Baronin nicht mitgekommen sei, um zu fragen, wie der Freiherr die Nachrichten aus Rothenfeld und Neudorf aufgenommen, und um es mit ungläubigem Erstaunen zu vernehmen, daß die kranke Baronin noch immer bei den Juden wohne, bei denen der Unfall sie betroffen; daß die Tochter dieser Juden ihre Pflegerin und ihre Herzensfreundin sei, daß der Freiherr sein Haus in der Residenz verkauft habe, und daß die alte, spukhafte Mamsell Marianne zur Bedienung der Baronin nach Richten berufen worden, weil die Kammerjungfer jetzt die Stelle der französischen Mamsell bei der Herzogin vertreten solle, was ihr auch nicht an der Wiege vorgesungen sei. Dazwischen ließ man ahnen, daß es die Baronin sicherlich nicht weit in Jahren bringen werde. Der Kammerdiener vertraute dem Secretär, daß der Doctor sie eigentlich aufgegeben habe, und wenn die Frau Baronin ihre Augen schließe, dann wolle er nicht hinsehen.

Der Secretär fragte, ob er es denn für möglich halte, daß der Freiherr . . . . er sagte nicht zu Ende, was er dachte.

Der Kammerdiener antwortete, man müsse sie kennen, wie er; sie sei falsch und schlau, wie kein Mensch es sich nur denken könne. Auch er nannte keinen Namen, und doch meinte nach

einer halben Stunde Einer wie der Andere im Schlosse: nur davor sollte der liebe Herrgott sie bewahren, und das werde der Freiherr auch nicht thun. —

Draußen tobte das Wetter in ununterbrochener Heftigkeit, aber selbst die alte, schreckhafte Beschließerin, welche es sonst nicht leicht versäumte, bei solchem sichtlichen Zorne Gottes ihr Vaterunser zu beten, merkte heute gar nicht, was um sie her geschah. Die überraschenden Neuigkeiten, das Verwundern, das Vermuthen und Prophezeien nahmen sie wie alle ganz und gar in Beschlag; denn wie allen Menschen von beschränktem Gesichts- und Gedankenkreise verschwand ihnen vor dem Nächsten, das sie beschäftigte, die ganze übrige Welt, und es hätte eines Erdbebens bedurft, um das Hausperſonal von dem Erstaunen über die plötzliche Ankunft der Herrschaft und von der Frage, was denn nun kommen und geschehen werde, abzuziehen.

Zehntes Capitel.

Einsam und verdüstert ging der Freiherr in seinen Gemächern umher. Er hatte die weiten Räume sonst immer gern gehabt, heute waren sie ihm zuwider. Sie kamen ihm leer vor. Er begab sich nach dem Flügel, den seine Frau bewohnte; dort war noch Alles zugeschlossen. Er kehrte also wieder um, er wußte auch selbst kaum, was er dort gewollt. Im Vorübergehen trat er bei Renatus ein. Der Knabe war ganz von dem Wiedersehen seines Hundes hingenommen, hatte seine Spielgeräthschaften ausgekramt und achtete wenig auf den Vater. Der Freiherr verweilte nur kurze Zeit bei ihm und fand sich bald wieder in seinen Zimmern allein.

Es überfiel ihn eine marternde Unruhe. Sein Schloß schien ihm wie ausgestorben. Er hatte geglaubt, allen Zusammenhang mit der Baronin verloren zu haben, jetzt fehlte ihm die unsichtbare Fürsorge, mit der sie ihn umgab, ohne daß er ihr Eingreifen und Thun gewahrte; ihm fehlte eben so die Nähe des Caplans, so selten er diesen in der letzten Zeit auch im Vertrauen gesehen; es fehlte ihm eben Alles, selbst der Pendelschlag der Uhren, den er zu hören gewohnt war. Sie waren alle abgelaufen. Er ging sie selber aufzuziehen. Es war eine Mühe, die er sich sonst nie zuvor gegeben, aber er mußte etwas thun, um das unheimliche Gefühl der Vereinsamung zu überwinden. Er kam sich wie ein irres, über den Ruinen seines eigenen Daseins wandelndes Gespenst vor, und plötzlich dachte er mit

Grauen der Tage, in denen einst Paulinens Gestalt ihn in diesen Zimmern spukhaft umschwebt hatte. Dann wieder sah er die bleiche, hinsinkende Angelika und den Knaben vor sich, der ihn mit so starrem, angstvoll flammenden Blicke angesehen.

Es war ihm, als presse die Luft in diesen Räumen, die ihm eben noch so leer gedäucht, ihm Kopf und Brust zusammen, er mußte die Fenster öffnen. Es regnete noch immer, auch das Gewitter war noch nicht vorüber. Die feuchte Kühlung, welche herein drang, erfrischte ihn, aber sie vermochte seine Ungeduld nicht zu besänftigen. Er verlangte nach einer Ableitung für dieselbe, und rasch seine Hand erhebend, schellte er dem Diener. Es soll sogleich ein Bote nach Neudorf reiten, befahl er, und den Pfarrer zu mir rufen!

Es ist sechs Uhr vorüber, gnädiger Herr! bemerkte der Diener.

Und? fragte der Freiherr, indem er ihn gebieterisch anblickte.

Der Diener verneigte und entfernte sich schweigend. Ehe der Reitknecht sattelte und nach Neudorf kam, ehe der Pfarrer anspannen ließ und in Richten sein konnte, mußte es halb neun Uhr werden und der Freiherr bei dem Abendbrode sein.

Er ist wie ausgetauscht! dachte der Diener, während er die Treppe hinunterstieg, und es widerstrebte ihm, den Befehl zu überbringen; denn es war sonst nie des Freiherrn Art gewesen, seine Untergebenen zur Unzeit zu bemühen oder sie in ihren Feierstunden zu stören, und eben seine rücksichtsvolle Menschlichkeit gegen den Geringsten seiner Leute hatte ihm deren Liebe und Verehrung erworben.

Er hatte den Diener auch kaum entlassen, als er sich selber die Berechnung machte, wie er sich ein lästiges Erwarten einer lästigen Besprechung auferlegt; indeß er liebte es nicht, seine Befehle zu widerrufen, und um die langsam schleichenden Stunden

zu bewältigen, setzte er sich endlich an seinen Schreibtisch nieder, die Postsendung zu mustern, welche für ihn nach der Abreise des Caplans in Richten angekommen war.

Aber er hatte die Tasche kaum geöffnet, als er die Zeitung und alles Uebrige zur Seite legte, um ein Couvert zu betrachten, dessen Handschrift ihn in eine lebhafte Ueberraschung versetzte. Er hatte sie seit Jahren nicht gesehen und doch war sie ihm vertraut genug. Mit einer Hast, die gegen seine sonstige Gemessenheit sehr abstach, erbrach er das Siegel, auf dem mit festem Drucke das gräflich Berka'sche Wappen ausgeprägt war, um den Brief zu lesen, den ersten Brief, welchen sein Schwiegervater seit dem Familienzerwürfniß an ihn richtete.

„Ich bin lange mit mir zu Rathe gegangen," schrieb der Graf, „ob ich Ihnen schreiben, oder mich auf den Weg machen sollte, Sie aufzusuchen; und nun ich mich zu dem ersteren entschlossen, da ich Sie nicht zu überraschen und durch die Gewalt des Augenblickes zu bestimmen wünschte, weiß ich kaum noch, mit welchem Namen ich Sie nennen soll. Wo sich nach einer langen, ungetrübten Lebensgemeinschaft, die man von beiden Seiten als einen Vorzug zu schätzen wußte, ein Bruch aufthut, der durch viele Jahre offen bleibt, verändert die Zeit, die uns in unserem eigensten Wesen umgestaltet, auch nothwendig die beiderseitigen Verhältnisse, und kein Erfahrener kann an die Möglichkeit glauben, das alte Band und die früheren Zustände wieder zu finden oder wieder herzustellen. Trotzdem mag es zwischen uns, wo die nächsten und heiligsten Bande des Blutes ihre Ansprüche geltend machen, vielleicht gelingen, sich in neuer Weise und auf neuem Boden zu vereinigen, und ich biete Ihnen die Hand, lieber Arten, um diesen Versuch zu machen.

„Ich verhehle Ihnen nicht, daß ein bestimmtes Ereigniß mir den nächsten Anlaß zu diesem Briefe gegeben und den Entschluß, Ihnen eine Versöhnung vorzuschlagen, in mir zur

Reife gebracht hat. Ich habe meinen sechzigsten Geburtstag begangen, und vorwärts blickend auf die Jahre, die mir noch gegönnt sein können, zurückschauend auf den Weg, den ich gegangen bin, wird Alles einheitlicher, sieht Alles sich milder und weniger ungewöhnlich an.

„Was ich meiner Tochter einst nicht verzeihen zu können glaubte, den Abfall von der Lehre, in der sie mit uns vereinigt war, und ihren Uebertritt zur römischen Kirche, das habe ich als eine Thatsache hinnehmen lernen, wofern sie ihr Glück und ihren Frieden in ihrem neuen Bekenntnisse findet. „In meines Vaters Hause sind viel Kämmerlein", — mag sie weilen, wo ihr die Sonne am wärmsten scheint. Sie ist um ihret-, nicht um meinetwillen in der Welt; sie ist uns eine gute Tochter gewesen, sie ist Ihnen sicherlich eine würdige Gattin geworden. Glaubte sie dazu der kirchlichen Gemeinschaft mit Ihnen nöthig zu haben, so that sie vielleicht wohl, dieselbe zu suchen, und Gott wird ihr mit seinem Troste nahe geblieben sein, in welcher Form sie sich auch zu ihm gewendet hat, sofern nur ihr Streben ein Gott wohlgefälliges gewesen ist.

„Ich habe unsere Angelika, ich habe meine Tochter schwer vermißt, als ich gestern ein Decennium meines Lebens abschloß, und auch Angelika's Gedanken werden bei mir gewesen sein. Ich und ihre Mutter haben die Härte bereut, mit der wir sie von uns gewiesen, unser täglicher Segenswunsch hat das Verdammungs-Urtheil längst entkräftet, das wir einst gegen sie gefällt, und ihr eigenes Mutterherz wird sie gelehrt haben, daß die Elternliebe zwar beleidigt, aber nicht zerstört werden, daß sie irren, aber auch bereuen kann.

„Man sagt mir, Angelika sei krank, Sie hätten sie nach der Stadt gebracht, einen der dortigen Aerzte zu Rathe zu ziehen. Hat sie nicht verlangt, uns zu sehen? Hat sie nicht daran gedacht, uns Kunde von sich zu geben? Und wollen Sie uns

dieselbe zukommen lassen, wenn Sie dieses Schreiben empfangen haben werden? Ihre Mutter und ich sind in schwerer Sorge um sie.

„Unsere Glaubensstrenge hat den Bruch veranlaßt, der uns, mein theurer Arten, so lange von unserem Kinde und von Ihnen, mein alter, werther Freund, entfernt gehalten hat. An uns, die wir die Trennung verschuldeten, ist es daher, eben so offen und unumwunden die Versöhnung zu versuchen; und mich dünkt, diese Erklärung kann und muß allen Ihren Anforderungen und Bedenken Genüge thun. Es ist ein Freund, der von Ihnen die alte Freundschaft, es sind Eltern, die von Ihnen ihre Tochter wieder zu erhalten wünschen, Großeltern, die sich danach sehnen, Ihrem Renatus die segnende Hand auf das Haupt zu legen. Wir haben Angelika's Sohn noch nicht gesehen.

„Meinem ältesten Sohn ist nach zwei Töchtern vor wenig Wochen der Erbe geboren, der ihm und meinem Hause fehlte. Wir haben ihn an meinem Geburtstage taufen lassen, die ganze Familie ist bei mir versammelt. Wollen Sie kommen, den Kreis vollzählig zu machen, in dem wir Sie entbehren? Oder verlangen Sie es, fordert es Ihr Gefühl, erheischt es Angelika's Befinden, daß wir Sie in Ihrer Heimath suchen kommen? — Ich überlasse Ihnen die Entscheidung.

„Für unsere Tochter füge ich von mir und ihrer Mutter nichts hinzu. Es gibt Dinge, die über das Wort erhaben, weil sie selbstverständlich sind. Unsere besten Wünsche, unsere Liebe, unser Segen sind mit ihr und mit Ihnen Allen! Und so lassen Sie uns denn in Zukunft wieder immerdar zusammenstehen, wie wir einst zusammenstanden, als Verwandte und Freunde in Neigung und in anerkennender Achtung."

Der Freiherr las den Brief noch einmal, nachdem er ihn beendet hatte, und es wäre schwer gewesen, aus seinen Mienen die Wirkung zu erkennen, welche er auf ihn machte, denn er

konnte sich selber keine Rechenschaft darüber geben. Freude war es nicht, was er empfand.

Die Dinge müssen zur rechten Zeit kommen, um uns angenehm zu sein! rief er endlich im Selbstgespräche aus, während er sich von seinem Platze am Schreibtische erhob und den Brief aus den Händen legte.

Wäre dem Freiherrn ein solches Schreiben, ein solches Eingeständniß und eine solche Aufforderung zur Versöhnung bald nach dem Zerwürfniß dargeboten worden, so würde er sie ohne alle Frage bereitwillig und mit Freuden aufgenommen haben und damals sehr zufrieden gewesen sein, in dem alten, gewohnten Geleise mit so viel Zugeständnissen und Nachsichten, wie jedes Familienleben sie erheischt, weiter fortzugehen. Aber das Zusammenleben innerhalb der Familie hat, weil es kein sittlich frei gewähltes, sondern ein zufällig bestimmtes ist, als erstes Bedingniß die ununterbrochene Dauer, die duldsam machende und den Blick beschränkende Gewalt der langen Gewohnheit für sich nöthig. Werden diese vermittelnden Elemente einmal zerstört, ist der Zauber gebrochen, der uns über Charakterverschiedenheit, ungleiche Lebensansichten und Ueberzeugungen, der uns über Alles dasjenige leicht fortsehen machte, was uns an den uns angeborenen Menschen störte und von ihnen im Grunde trennte, so ist auch die Schranke aufgehoben, welche alle Theile innerhalb eines gewissen Gleichmaßes zusammen und einzelne derselben eben deßhalb in ihrer freien und völligen Entwicklung — im Guten wie im Schlimmen — zurückgehalten hatte. Jeder nimmt dann frei den Weg, den er bedarf, bildet sich persönlicher, eigenartiger aus; macht man später einmal wieder den Versuch, das Ungleichartige in die alten Bande und Verhältnisse zurückzuführen, so ist dies eigentlich in Wahrheit niemals möglich, und der alte Ausspruch, daß man über seinen Zorn die Sonne nicht untergehen lassen solle, beweist sich als

eine tiefe Weisheit, wofern man überhaupt eine Herstellung der früheren Verbindungen ersehnt.

Alle Eingeständnisse und Zugeständnisse, welche Graf Berka seinem Schwiegersohne und alten Freunde in diesem Versöhnungsbriefe machte, hatten für den Freiherrn nur etwas Peinigendes. Er war der Berka'schen Familie nun einmal entwöhnt. Es hatte in derselben bei großen Vorzügen, die er auch jetzt noch anerkannte, immer eine gewisse Familienbeschränktheit geherrscht; man hatte dem Ergehen und Thun des Einzelnen eine viel zu große Bedeutung beigelegt und damit geringfügige Ereignisse zum Gegenstande weitläufiger Besprechungen und unverdienter Theilnahme gemacht. Das war ihm auffällig erschienen, so lange er außerhalb der Familie gestanden hatte, war ihm als Angelika's Verlobter ein wenig lästig gewesen, und er hatte sich aus dieser übertriebenen Familienliebe später die Züge in Angelika's Charakter erklärt, die er als Empfindsamkeit und als zu große Ansprüche an die Leistungen und Empfindungen der Anderen zu bekämpfen für nöthig gehalten.

Jetzt — er fuhr sich unmuthig mit der Hand über die Stirn — jetzt kam diese Versöhnung ihm sehr ungelegen, und zurückweisen konnte, durfte er sie nicht, wollte er nicht gegen Angelika, die in ihres Herzens Tiefen nie aufgehört hatte, sie zu wünschen, ein Unrecht begehen, wollte er der Kranken nicht einen ihr erwünschten Trost entziehen. Und selbst um der Meinung seiner Umgangsgenossen willen mußte er die dargebotene Hand seines Schwiegervaters freundlich zu ergreifen scheinen! Aber je länger er darüber nachsann, um so schwerer und unwillkommener dünkte ihm diese erneute Annäherung.

Er wußte, wie wenig die Geistesrichtung der Herzogin und ihre Ansprüche und Gewohnheiten mit denen der Berka'schen Familie zusammenstimmten. Es kam ihm daneben nicht willkommen, die Berka's so nahe in seine Verhältnisse blicken zu

lassen. Er konnte sich denken, mit welchen Augen sie den Kirchenbau betrachteten, welche Fragen der Graf, der in der eigenen Bewirthschaftung seiner Güter große Befriedigung fand und glänzende Erfolge erzielte, wegen der Ausschlagung der Wälder und wegen der Entlassung der Steinerts an ihn richten würde. Es beunruhigte ihn, daß seine Schwiegereltern gerüchtweise von seinen augenblicklichen Geldverlegenheiten, von dem Verkaufe des Hauses erfahren haben könnten, und vor Allem dachte er mit Schrecken daran, wie sie die Tochter, die er einst so blühend und so hoffnungsreich aus ihrer Hand erhalten, jetzt wiederfinden mußten.

Er nahm den Brief noch einmal auf, aber er konnte sich nicht überwinden, ihn noch einmal zu lesen, und ihn auf den Tisch schleudernd, rief er ärgerlich: Ich wollte, sie hätten mich mit ihrer späten Versöhnlichkeit verschont!

Trotzdem mußte er zu einem Entschlusse kommen, und rasch, wie man etwas Lästiges abzuthun sucht, warf er mit fester Hand die folgenden Zeilen auf das Papier:

„Empfangen Sie, theurer Freund, meinen nachträglichen Glückwunsch zu Ihrem Geburtstage, den wir doppelt zu segnen haben, da er Sie zu einer für uns so erwünschten Einsicht und Entschließung geführt hat. Ich nehme die Versöhnung, welche Sie mir bieten, ohne alles weitere Erörtern an, und meine Frau wird glücklich sein, ihren verehrten Eltern die Hand küssen und ihren Segen wieder empfangen zu können. — Leider war ich genöthigt, da Geschäfte mich hieher riefen, sie unter der Obhut des Caplans noch in der Stadt zurückzulassen. Ein Brustübel, dessen Symptome sich schon vor der Geburt unseres Sohnes zeigten und in Zwischenräumen immer wieder bemerkbar machten, hat sich plötzlich entschieden ausgebildet und sie vor wenig Wochen mir zu rauben gedroht. Auf dem Wege der Genesung, ist sie der größten Schonung bedürftig, und ich bin

eben deßhalb noch nicht im Stande, Ihnen, theurer Graf, und der Gräfin, die ich meiner aufrichtigen Ergebenheit zu versichern bitte, anzugeben, wie und wann ich meiner Frau die Mittheilung Ihres Briefes werde machen können und in welcher Weise wir unser Wiedersehen mit Ihnen einzurichten haben, damit es auf die Kranke nicht zu erschütternd wirke. Ich hoffe, daß ich Angelika in acht Tagen ihre Reise nach Richten antreten lassen darf, und ich will noch heute den Caplan von Ihrem Briefe in Kenntniß setzen, oder besser ihm Ihr Schreiben übermachen, damit dieser erfahrene und bewährte Freund, der mein und Angelika's Vertrauen ganz und gar besitzt, vorsichtig den Augenblick wähle, in welchem wir meiner Frau die von ihr sicherlich ersehnte, sie aber eben so gewiß sehr erschütternde Kunde zugänglich machen dürfen.

„Meinen Sohn habe ich aus der Stadt mit mir hieher genommen. Er sieht seiner Mutter völlig gleich und wird, wie ich hoffe, Ihre Liebe gewinnen, da er ja das älteste Ihrer Enkelkinder ist. In der Erwartung, Sie, bester Graf, und die Gräfin bald persönlich zu begrüßen,

der Ihrige."

Er las das Geschriebene zu wiederholten Malen, ohne recht damit zufrieden zu sein. Er wollte nicht entgegenkommen, er wollte sich nicht ablehnend zeigen, und er ersah an der Art und Weise seines Erwägens, wie fremd die Familie seiner Frau ihm geworden war und wie fest die Abneigung gegen sie in seinem Innern gewurzelt hatte. Jetzt, da sie ihm, wie er es nannte, grundlos eine Versöhnung aufnöthigten, nachdem sie sich einst eben so grundlos von ihm und von ihrer Tochter losgesagt, weil diese sich freiwillig dem Bekenntnisse ihres Gatten angeschlossen, fühlte er sich fast erbitterter gegen sie, als zuvor, und daß er dieser Erbitterung nicht Worte geben durfte, daß er gezwungen war, sich aus Rücksicht auf Angelika und auf die

Welt einer fremden Willkür hinzugeben, verdüsterte seine Seele nur noch mehr. Hätte er mit einem Federstriche Alles, was ihn umgab, vernichten können, er würde ihn gethan haben, auf die Gefahr, selbst dabei zu Grunde zu gehen; und mitten in seinem zornigen Grimme dünkte ihm eben dieser doch wieder seiner und seiner Natur so unangemessen, daß er grade davon am allermeisten litt. Er konnte das ideale Bild, welches er von sich selber stets vor Augen gehabt und im Herzen getragen hatte, nie mehr in seiner Reinheit wiederfinden: das heißt, er wußte, daß er ein für alle Mal sich selbst verloren hatte.

Grade, als der Freiherr den Brief an den Caplan beendete, meldete man ihm den Pfarrer.

Er soll kommen! befahl er kurz, und übergab dem Diener die Briefe an den Grafen und an den Caplan mit der Anweisung, sie sofort nach der Stadt zu senden, damit die am nächsten Morgen durchpassirende Post sie noch mitnehmen könne.

Mit raschem Schritte ging er dem eintretenden Geistlichen entgegen. Der Pfarrer hatte sich auf eine harte Stunde vorbereitet. Er war nicht unterrichtet gewesen von dem Vorhaben seines Sohnes; er beklagte und verdammte von Grund der Seele die in Rothenfeld geschehenen Frevelthaten und Verbrechen, denn er besaß nicht des Candidaten wilden Glaubenseifer; er war duldsam und gelassen, und er hatte sich, als er zu so ungewohnter Stunde vor den Freiherrn beschieden worden war, fest gelobt, daß er, seine Würde und seine Ueberzeugung wahrend, dennoch versuchen wolle, den gerechten Zorn des Gutsherrn zu besänftigen. Aber der Empfang, welcher ihm zu Theil ward, ließ ihn das Aeußerste befürchten.

Ohne ihm, wie er es sonst stets gethan, die Hand zum Gruße zu bieten, ohne ihm einen Sessel anzuweisen, sagte der Freiherr, während er den Greis inmitten des Zimmers stehen bleiben ließ: Ich habe Sie gleich kommen lassen, weil ich zuvor

mit Ihnen im Klaren sein wollte, ehe ich weiter gehe, und weil Sie, Pastor, Sie ganz allein, mir für all den Schaden und für all das Unheil verantwortlich sind, die hier angerichtet worden! Wer hieß Sie, den frechen Burschen meine Kanzel besteigen zu lassen? Wer hieß Sie....

Gnädiger Herr! fuhr der Pastor auf, den sein Vaterherz wie seine gekränkte Amtsehre alle seine Vorsätze vergessen machten, — gnädiger Herr, Sie sprechen zu einem Vater von seinem Sohne! Sie sprechen zu einem Geistlichen, zu dem bestallten Pfarrer dieser christlichen Gemeinde, der ohne Frage die Befugniß hat, sich von seinem Sohne, von einem unbescholtenen jungen Manne, einem geprüften Candidatus theologiae in seinem Amte vertreten zu lassen, wenn er dieses nöthig findet!

Ja, allerdings, das ist es grade! Ich spreche zu dem Vater! betonte der Freiherr scharf, eben weil er mir als Vater einzustehen hat für die Frechheit seines Sohnes! Ich spreche zu dem von mir erwählten und eingesetzten Pfarrer, weil er sich unterfangen hat, gegen meinen Glauben, gegen die Religion, zu der ich und mein Haus uns bekennen, in meiner Kirche und von meiner Kanzel herab frevelu zu lassen!

Der Pfarrer machte eine abweisende Handbewegung. Die Kirche ist des Herrn, die Kanzel ist ihm heilig und der Wahrheit, Herr Baron, auf die wir getauft sind, auf die wir unser Bekenntniß abgelegt und die rein und lauter zu verkünden wir mit unserem Amtseide beschworen haben! rief der Pfarrer, und seine Stimme und seine Haltung hoben sich, je länger er vor dem Freiherrn stand. Freilich steht es geschrieben: Es soll Friede sein auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen! Und so weit es an mir gewesen, habe ich Frieden zu halten gestrebt, obschon es meinen Augen kein Wohlgefallen gewesen ist, hier, mitten in unserer lutherischen Gemeinde, die katholische Kirche sich erheben und ihre Heiligenbilder aufrichten zu sehen!

Aber, Herr Baron, es steht eben so geschrieben: Ich bringe euch nicht den Frieden, sondern den Krieg! Und wie ich für mein Theil danach getrachtet habe, den Frieden hier zu Lande nicht zu stören, so vermag ich vor meinem Gewissen den jüngeren Streiter nicht darob zu tadeln, daß er von heiliger Stätte die Gemeinde warnte, daß er ihr die Gefahren zeigte, welche ihr drohen, daß er verkündet hat, was ihm sein Herz geboten! Es kommt für Jeden einmal der Tag, an dem er mit unserem Martin Luther rufen muß: Hier stehe ich! Ich kann nicht anders! Gott helfe mir! Amen!

Der Pfarrer hatte die Hände gefaltet, er war sehr gerührt. Seit Jahren hatte er sich mit dem Gedanken getragen, daß es ihm einmal beschieden sein könne, nach dem Vorbilde des herrlichen Paul Gerhard von Heimath und Amt vertrieben zu werden; jetzt fühlte er sich dem Augenblicke nahe, und seine Erschütterung würde zu jeder anderen Stunde auf seinen Patron ihre Wirkung nicht verfehlt haben, denn des Freiherrn Herz war leicht bewegt und die kirchlichen Streitigkeiten waren ihm bei seiner religiösen Gleichgültigkeit im Grunde sehr verhaßt. Aber er sah auch in dieser ganzen Angelegenheit nur eine Auflehnung gegen seine gutsherrliche Macht, und bitter, wie sein Ton es gegen den Pfarrer heute von Anfang an gewesen war, sagte er: Lassen Sie die Beispiele und die Bibel-Citate! Was ich mit Ihnen abzumachen habe, dazu finde ich den Ausdruck in mir selbst, und wenn denn einmal durchaus die Bibel die Belege liefern soll, so mag das Wort Ihnen und der Gemeinde zur Richtschnur dienen, daß Jedermann der Obrigkeit unterthan sein soll, die Gewalt über ihn hat! —

Er machte eine kurze Pause und sprach danach: Ich bin Herr auf Richten, in Rothenfeld und in Neudorf! Die Kirche in Neudorf ist mein! Sie haben Ihr Amt von mir, Sie wohnen in meinem Hause, auf meinem Grund und Boden,

unter meiner Jurisdiction; die Leute, welche Ihre Gemeinde bilden, sind von mir abhängig, zum großen Theile mir hörig — bedenken Sie das wohl! — Ich hindere Sie in Ihrem lutherischen Bekenntnisse nicht; beten Sie, singen Sie, predigen Sie, wie Sie wollen — das ist Ihnen und meinen Leuten von den Staatsgesetzen gewährleistet! Aber merken Sie es sich: wo Sie es sich beikommen lassen, etwa auch einmal als Glaubensstreiter, von Ihrem Gewissen getrieben, meine religiöse Freiheit auf meinem Grund und Boden anzutasten, da hört Ihre religiöse Freiheit auf, da beginnt meine gutsherrliche Machtvollkommenheit, und — der Freiherr wurde roth vor Zorn — daß der Gotthard sich nicht unterfängt, sich jemals wieder innerhalb meiner Grenzen blicken zu lassen ....

Herr Baron! fiel der Pastor ihm in die Rede, Herr Baron! — Die Stimme versagte ihm, und wie der Zorn des Freiherrn Wange geröthet, hatte der Schrecken das Antlitz des Greises entfärbt. Aber er nahm sich zusammen, und mit ruhiger Würde an den Freiherrn herantretend, sagte er: Es ist ein Amt des Friedens, das der Herr in meine Hand gelegt hat. Ich habe es bis hieher verwaltet nach bestem Wissen und Gewissen, und ich hatte fest gehofft, in demselben fortarbeiten zu können bis an meinen Tod. Indeß Gott hat es anders beschlossen. — Er hielt aufs Neue inne, und mit bebender Stimme, aber dem Freiherrn ruhig in das Auge sehend, sprach er: Menschenfurcht soll die letzten Tage meines Lebens nicht entehren. Ich werde meinen Sohn nicht abweisen von der Thür seines Vaterhauses, auch wenn er irrte und sein heiliger Eifer ihn zu weit geführt hat; ich werde ihm und mir nicht Schweigen auferlegen, wo der mir anvertrauten Heerde Gefahr zu drohen scheint, und — bin ich doch der Einzige nicht, dessen Bleiben hier fürder nicht mehr ist!

Er verneigte sich tief und wollte sich zum Gehen wenden. Der Freiherr hielt ihn nicht zurück.

Thun Sie ganz nach Ihrer Ueberzeugung, sprach er, aber verlassen Sie sich darauf, daß ich mir hier Ordnung und Gehorsam schaffen werde!

Der Pfarrer ging still hinweg. Der Freiherr sah ihm mit kaltem Auge nach. Meine Läßlichkeit hat es verschuldet; sie fühlen sich alle hier als Herren! Es war Zeit, ein Ende damit zu machen und die Zügel in die eigene Hand zu nehmen, sagte er zu sich selber, während er nach der Uhr sah. Dann klingelte er und befahl, das Abendbrod herzurichten und die Frau Herzogin zu benachrichtigen, wenn es geschehen sein würde.

Der Pfarrer aber fuhr, als er vom Schlosse kam, im Amthofe vor. Er wollte Fassung gewinnen, ehe er seine greise Lebensgefährtin wiedersah; er mußte auch einen Menschen haben, zu dem er sprechen konnte, denn in sich zu verschließen, was ihn bestürmte und bedrängte, bis er nach Neudorf kam, das, fürchtete er, würde über seine Kräfte gehen. Und der Adam hatte es ja auch erlebt.

Und offene Arme, offene Herzen, und ein volles Mitgefühl empfingen den schwer gekränkten Mann. Man hatte die Heimkehr des Freiherrn gescheut, man hatte es mit Besorgniß angesehen, daß er so plötzlich und unangemeldet eingetroffen, und doch kam Allen unerwartet, was geschehen war. Sie waren im Amte dem Gotthard eben nicht freund; sie gönnten es ihm, daß sein Hochmuth eine gründliche Lection erhielt; aber den Pfarrer, den Greis, den sie zu verehren gelernt von Kindesbeinen an, so herzzerrissen zu sehen, das betraf sie selber tief. Sie mochten ihn nicht allein in die Pfarre zurückkehren lassen, denn allerdings, der Amtmann wußte, was es heißt, die Schwelle eines heimathlichen Hauses zu betreten, das man bald für immer meiden soll. Man ließ den Knecht, welcher den Pastor ge-

fahren, zu Fuße gehen, man rückte zusammen, und Alle fuhren sie, so spät es war, mit dem Pastor: der Amtmann, die Eva und der Architekt.

Die Pfarrerin hatte, die Minuten zählend, am Fenster gestanden, seit ihr Mann durch die Botschaft des Freiherrn abgerufen worden war. Sie wußte nicht, was sie denken sollte, als der Wagen voll Gäste vor ihrer Thüre hielt; sie konnte nicht fassen, was geschehen war, als man es ihr meldete. Sie weinte, sie klagte, sie schalt den Sohn, sie tadelte ihren Gatten, daß sie sich nicht fügsamer gezeigt, und nannte doch gleich darauf den abwesenden Sohn ihres Lebens Stolz und Freude, und dankte Gott, daß er ihrem Manne Kraft verliehen, als sein Streiter auszuharren bis zum Ende.

Der Pfarrer setzte sich nieder, seine Gedanken zu sammeln. Er wollte dem Sohne schreiben, seine Meldung an das Consistorium machen, aber ihm fehlte noch die Ruhe für solch ein Thun, und Adam hielt ihn auch davon zurück.

Warten Sie, Herr Pfarrer, warten Sie bis morgen, bat er. Es war ein Anderes zwischen dem Freiherrn und zwischen mir; ich stand für mich allein, Sie stehen für Ihr Amt; ich konnte gehen, Sie müssen zu bleiben trachten, oder wollen Sie sich freiwillig einen Nachfolger hieher setzen lassen, der sich dem Willen der Herrschaft besser fügt, der Herrendienst dem Gottesdienst voranstellt?

Die Pfarrerin trat schnell auf Adam's Seite. Sie hoffte, der Freiherr werde in sich gehen, die gütige Baronin werde wiederkehren und vermitteln; sie meinte, Gotthard könne, auch ohne seinem Gewissen etwas zu vergeben, sich einlenkend an den Freiherrn wenden. Sie wollte von dem Amtmanne, von Herbert, von Eva und von ihrem Manne Zuspruch haben; aber sie hatten sich alle über den Freiherrn zu beschweren, und

wie vermochte man ihm beizukommen, was hatte man noch weiter mit ihm zu befahren?

Man konnte zu keinem befriedigenden Abschlusse gelangen, und es war schon spät, als man sich trennte.

Das Gewitter war vorüber, die Wolken hatten sich zertheilt, der Mond stand hell am Himmel und goß sein volles Licht über die blühenden und duftenden Lindenbäume vor des Pfarrers Thüre, von denen unter dem leisen Windhauche die Regentropfen niederfielen. Die Nachtigall, welche in den Büschen rechts vom Hause nistete, lockte und flötete in langen Tönen durch die stille Nacht, man sah die Falter langsam schweben, die Mondesstrahlen glänzten und zitterten in dem leicht bewegten Teiche, von dem der Nebel silbern in die Höhe stieg.

Der Pfarrer und seine Frau begleiteten ihre Gäste vor das Haus hinaus. Nach dem Unwetter und neben ihrer Aufregung wirkte die friedensvolle Schönheit der Natur doppelt stark auf sie. Der Greis sah mit stillem Blicke um sich her. Dann nahm er sein Käppchen von dem weißen Haar, und seiner Frau Hand in seine gefalteten Hände schließend, sprach er, an die Dichtung seines Vorbildes Paul Gerhard denkend, fromm und gläubig, während es feucht in seinen Augen schimmerte:

Der Sonne, Mond und Winden
Weist ihre eig'ne Bahn,
Der wird auch Wege finden,
Da mein Fuß wandeln kann!

Eilftes Capitel.

Wie es herumgekommen, das wäre nicht leicht zu sagen gewesen, aber am folgenden Morgen um die Frühstückszeit wußten sie es in allen drei Dörfern, was geschehen war, und wer es etwa noch nicht erfahren hatte, der konnte doch an den finstern und sorgenvollen Mienen der Leute sehen, daß sich etwas Schlimmes ereignet hatte und Schlimmes zu befürchten war.

Es hatte den Freiherrn nicht schlafen lassen in der Nacht, und wider seine Gewohnheit war er früh am Morgen nicht zur Herzogin gegangen, sondern hatte sich gleich an die Geschäfte gemacht. Der Justitiarius war lange bei ihm gewesen und dann in das Amt gegangen. Er wollte dem Adam erzählen, daß der Freiherr selbst der Gerichtsverhandlung beizuwohnen denke, was er sonst nie gethan, und daß er die Sitzung schon auf morgen anberaumt habe. Sie schüttelten beide die Köpfe dazu, aber sie sprachen wenig; es ging ihnen zu nahe.

Während dessen war der Freiherr nach Rothenfeld gefahren, um jetzt, bei ruhigem Wetter, den dort angerichteten Schaden in Augenschein zu nehmen. Er wollte die Statue hergestellt haben, ehe die Berka's kämen, und wünschte diesen Besuch auch nicht allzu weit hinausgeschoben zu sehen, eben weil er ihm lästig war. Es drängte sich so Vieles zusammen, was geordnet und abgethan werden mußte, und wie er sich auch vorsetzte, sich davon nicht beunruhigen zu lassen, gab es ihm doch etwas

Hastiges, das seinen Leuten auffiel und das mit seiner schönen, würdigen Gestalt gar nicht zusammenstimmte.

Als er in Rothenfeld vor der Kirche seinen Wagen verließ, sah er Herbert mit dessen jungem Gehülfen aus dem Portale derselben heraustreten. Dieses zufällige Zusammentreffen war grade, wie er es sich wünschte, und leicht den Hut lüftend, während die beiden ihm entgegen kamen, sagte er: Sehen Sie diesen Vandalismus! Ich erwarte in Nächstem die Baronin zurück, habe auf den Besuch ihrer Familie zu rechnen und mag der Heimkehrenden und den Gästen den Anblick dieser wüsten Zerstörung nicht bereiten. Wie ist da Rath zu schaffen?

Herbert, welcher wie der Freiherr auch erst am vorigen Tage, und zwar wie dieser kurz vor dem Ausbruche des Unwetters in Rothenfeld eingetroffen war, hatte gleich am Morgen, noch ehe er die Arbeit in der Kirche in Augenschein genommen, die Gruppe besichtigt und die Stücke, welche man abgeschlagen, hereinbringen lassen, um zu untersuchen, ob man sie anzupassen und so die Gruppe herzustellen hoffen dürfe. Glücklicher Weise hatte Adam gleich nach geschehener That die abgeschlagenen Stücke bis auf die Splitter zusammensuchen lassen, und da Herbert sich aus Neigung viel mit plastischen Entwürfen beschäftigt hatte und obenein der Modelleur noch anwesend war, welcher die Stuckverzierungen über dem Altare angebracht, so waren, noch ehe der Freiherr gekommen, schon die nöthigen Verabredungen getroffen worden, und dieser durfte sich also der Aussicht hingeben, wenigstens diesen Schaden so gut als möglich ausgeglichen zu sehen.

Das heiterte ihn auf; er nahm selbst die Fragmente zur Hand, paßte sie an einander, ertheilte Rathschläge wegen der Politur der Stellen, an denen die Restaurationen gemacht werden mußten, trat dann in die Kirche ein, und ihr Anblick befriedigte ihn, ja er übertraf seine Erwartungen.

Man hatte innen wie außen die letzten Gerüste fortgenommen, der weite, hohe Raum zeigte sich frei und schön. Die Pfeiler strebten kräftig und doch leicht in die Höhe und trugen das Dach, dessen fein gegliederte Wölbung dem Auge, ohne es zu drücken, eine wohlthätige Schranke setzte. Ueberall waren die Verhältnisse so richtig eingehalten, das gebotene Material so geschickt benutzt, daß des Freiherrn Kennerblick sich mit sichtlichem Vergnügen in dem bis auf unbedeutende Ausschmückungen nun fast vollendeten Baue erging.

Schön, sehr schön! rief er mehrmals aus; ich muß Sie loben, Herbert! Sie verstehen Ihr Fach; ich bin zufrieden! — Nun nur schnell die letzte Hand ans Werk gelegt! Wann meinen Sie, daß wir die Kirche weihen können?

Wenn der Holzschnitzer uns den Beichtstuhl liefert, wie er versprochen hat, und die übrigen Arbeiter ihre Zeit einhalten, so denke ich Ihnen heute in drei Wochen die Schlüssel des Baues überliefern zu können, sagte Herbert nach kurzem Besinnen.

Gut, gut! rief der Freiherr abermals, und plötzlich nachdenkend, fügte er hinzu: Wir haben heute den zehnten des Monats. In drei Wochen wollen Sie fertig sein. Lassen Sie uns, den störenden Zufälligkeiten ihren Raum gewährend, die Uebergabe des Baues, der Sicherheit wegen, erst am Schlusse der vierten Woche erwarten, so sind wir dem dreizehnten des Juli nicht allzu fern und mögen, die Weihung der Kirche auf diesen Tag verlegend — welcher der Namenstag der Herzogin, der Margaretha-Tag ist —, unserem Gaste eine Ehre damit erweisen und ihr Andenken dauernd mit unserem Baue verknüpfen.

Er sah sich danach noch einmal in allen Theilen der Kirche um, betrachtete den Taufstein in der Sacristei, ließ sich das Gewölbe öffnen, welches man zur Familiengruft bestimmt, stieg die Treppe zum Thurme hinauf und oben um sich schauend, sagte er, als er den auf der Birkenhöhe errichteten Freund-

schaftstempel ebenfalls vollendet sah: Sehr brav! In der That, Herbert, Sie haben sich wacker daran gehalten!

Die Freude, ein großes Unternehmen so wohlgelungen seinem Ende nahe zu sehen, ließ ihn vergessen, mit welchen Opfern dies erkauft war, und gab ihm plötzlich seine freie, vornehme Sorglosigkeit zurück. Er hatte sonst nichts so sehr geliebt, als heitere Gesichter um sich zu haben und Zufriedenheit um sich her zu verbreiten. Diese alte, schöne Neigung wallte auch jetzt wieder in ihm auf. Es fiel ihm ein, daß er ein Mittel habe, Herbert, wie er es wünschte, zu vergelten, ja, daß er ein Unrecht, eine Uebereilung und, was ihm schlimmer als dies Alles dünkte, einen Verstoß gegen die Klugheit ungeschehen machen könne, wenn er sich dieses Mittels richtig zu bedienen wisse. Er ging von einer Seite des Thurmes nach der anderen, bis er abermals der Birkenhöhe gegenüber stand, und dorthin schauend, wiederholte er: Sehr gut, sehr gut! Sie haben mich in der That durchaus befriedigt und, fügte er mit leichtem Lächeln hinzu, es wird mir lieb sein, Sie gleichfalls zufrieden zu stellen.

Herbert verneigte sich und sagte ablehnend: Herr Baron, ich habe nur gethan, was meine Pflicht war, was jeder Andere an meiner Stelle auch gethan hätte!

Wie bescheiden! scherzte der Freiherr; aber wir sprechen mehr davon. Sie können mich heute um fünf Uhr dort drüben erwarten, wo ich Sie hoffentlich wie hier zu loben haben werde.

Herbert, der nicht gewillt war, sich von dem Manne, welcher ihm so schwer zu nahe getreten, als Gunst gewähren zu lassen, was Eva's freier Wille ihm in wenig Monaten zugestehen konnte, bedauerte, daß er auf die Ehre verzichten müsse, den Freiherrn auf die Höhe zu begleiten, und erst jetzt schien dieser es zu bemerken, wie kühl der Baumeister seine Lobsprüche aufgenommen, wie gemessen und wortkarg er ihm geantwortet

hatte. Er sah ihn mit schnellem und prüfendem Blicke an und fragte dann: Was hindert Sie, mich drüben im Tempel zu erwarten?

Ich reise noch vor Mittag ab, gnädiger Herr!

Sie gehen nach der Stadt?

Nein, Herr Baron!

Der Freiherr zauderte, dann sagte er mit schlecht verhehltem Argwohn: Sie haben doch von der Krankheit der Baronin und von ihrem Aufenthalte im Flies'schen Hause Nachricht?

Ja, Herr Baron, und eben deßhalb habe ich meine Zimmer dem Herrn Caplan zur Verfügung gestellt, da ich, so lange er dort weilt, nicht dahin zurückzukehren gedenke!

Der Freiherr verstand ihn. Wie ein Cavalier gehandelt! dachte er; aber es war ihm unangenehm, Herbert dieses Zugeständniß nicht versagen zu können, und noch widerwärtiger war ihm die Vorstellung, daß jener es für nöthig erachtete, die Baronin durch seine Zurückhaltung vor dem eifersüchtigen Verdachte ihres Gatten zu schützen. Ueberall, wohin er blickte, gewahrte er jene Annäherung des bürgerlichen Standes an den Adel, die sich nicht mehr zurückdrängen ließ, weil die fortgeschrittene Bildung die Kluft bereits ausgefüllt hatte, welche sonst die Stände von einander geschieden. Nur um es nicht errathen zu lassen, daß ihm in Herbert's Antworten etwas mißfallen habe, verlangte er zu wissen, wohin er gehe.

Herbert versetzte, daß er bis morgen in Marienau beschäftigt sei.

Das gefiel dem Freiherrn auch nicht. Was machen Sie dort? rief er spöttisch. Hat Steinert in dem Schlosse denn nicht Platz genug?

Im Gegentheil, er findet es, wie die meisten Schlösser, weit größer, als das Gut es tragen kann! gab Herbert, der seinen Unmuth und seinen beleidigten Stolz vor dem Freiherrn immer nur mühsam in Schranken hielt, ihm in gleichem Tone zur Antwort. Wir haben die Flügel des ruinenhaften Schlosses

eingerissen, um einen Schafstall und eine Brennerei daraus zu bauen.

Herbert sagte das mit sichtlichem Vergnügen, weil er wußte, daß es seinem Hörer nicht genehm war. Und schon wieder hatte dieser es vor Augen, wie der Bürgerstand sich in den Rittergütern einnistete, wie das Gewerbe sich ausbreitete, wo sonst ein Edelmann frei und stolz auf seinem Erbe saß, und wie Herbert sich mit voller Sicherheit schon zu den Steinerts rechnete.

Um des Freiherrn gute Laune war es nun gethan. Er wiederholte kurz zusammenfassend seine Anordnungen und Befehle, hieß den Gehülfen sich am Nachmittage nach der Höhe begeben, und schied von Herbert mit der Bemerkung, daß er ihn bei der Abnahme des Baues noch sehen werde.

Als er in das Schloß zurückkehrte, sagte man ihm, daß der Amtmann da sei, nach des Herrn Befehlen zu fragen. Es war das immer so gehalten worden, wenn der Freiherr längere Zeit von Richten entfernt gewesen war, aber dieses Mal handelte es sich um mehr als eine alte Sitte.

Was bringt Er? rief der Freiherr dem Amtmanne entgegen, da dieser die Anrede desselben abgewartet hatte.

Adam trat näher an ihn heran und sagte mit einem sorgenvollen Ausdrucke: Ich habe nichts Neues zu bringen, gnädiger Herr, denn was hier geschehen ist, haben Sie durch den Herrn Caplan erfahren, und es ist nicht der Art, daß man es wiederholen mag. Aber — er zögerte, schien die rechte Form nicht gleich zu finden, und sagte dann mit Ueberwindung: Ich komme mit einer Bitte, gnädiger Herr!

Ah, rief der Freiherr, dem die demüthige Haltung des sonst so straffen Mannes nicht entging, sie haben Ihn abgesandt!

Der Amtmann schüttelte das Haupt. Es hat mich Niemand abgesendet und Niemand weiß davon. Ich komme auch nicht

um meinetwillen, aber ich wollte Sie bitten, gnädiger Herr — halten Sie morgen nicht selbst Gericht!

Es war ihm sauer geworden, dies auszusprechen; der Freiherr hatte offenbar auch eine ganz andere Bitte zu hören erwartet. Rathschläge, und nun gar unerbetene Rathschläge von seinen Untergebenen anzunehmen, war niemals seine Sache gewesen, und der Gedanke, daß Adam sich die Freiheit, ihn unaufgefordert zu berathen, nur gestatte, weil er bald aus seinem Dienste scheide, machte ihm die Warnung, denn auf eine solche hatte Adam es ja abgesehen, nicht willkommen. Er war eben daran, sie hart zurückzuweisen, aber der Ausdruck von anhänglicher Sorge, mit welchem der Amtmann auf ihn blickte, ließ den Freiherrn innehalten; und erst nach einer Weile warf er die Frage auf: Wie kommt Er auf den Einfall, mir abzurathen?

Die bloße Frage gab dem Amtmanne Zuversicht, und aus fester Ueberzeugung sprechend, sagte er: Das ist kein Einfall, gnädiger Herr, denn ich würde mir nicht erlauben, Ihnen mit meinen bloßen Einfällen beschwerlich zu fallen. Aber der gnädige Herr kommen nicht so unter die Leute, wie ich, und können nicht wissen, wie es unter ihnen aussieht und was in ihren Köpfen spukt.

Nun, mich dünkt, davon hätten sie mir jetzt den schlagendsten Beweis geliefert, rief der Freiherr, und eben deßhalb sollen sie dieses Mal die verdiente Antwort von mir selber haben!

Thun Sie das nicht, gnädiger Herr! bat Adam dringender. Sie, gnädiger Herr, sind besser als unser Einer unterrichtet von dem, was draußen in der Welt geschieht; aber es ist, als ob es durch die Luft verbreitet würde, denn dem ärmsten Käthner und Einlieger geht es im Kopfe herum, daß es anders und besser für ihn werden müsse. Er weiß, daß die Hörigkeit vieler Orten aufgehoben wird — er hat von Ablösungen und hat auch von schlimmen Dingen gehört, die auf einigen Gütern geschehen sind ....

Und die Elenden würden geneigt sein, sich ein Beispiel daran zu nehmen, meint Er? — Nun, versuch' Er's — halte Er ihnen das gute Beispiel vor!

Dem Amtmanne stieg das Blut zu Kopfe, aber er biß die Zähne zusammen, damit das Wort des Zornes nicht über seine Lippen ginge, und mit erzwungener Gelassenheit sprach er: Wir Steinerts sind geringe Leute gewesen, gnädiger Herr, als der Herr Baron Erasmus Einen von uns zu seinem Verwalter gemacht hat, und wir sind auf dieser Herrschaft zu Etwas geworden und auf unsere Weise vorwärts gekommen. Das dürfen und werden wir nie vergessen! Darum eben habe ich meine Dankespflicht erfüllen und — fügte er mit einer Weichheit hinzu, die dem kräftigen Manne sehr wohl anstand — meine Anhänglichkeit an den gnädigen Herrn, die auch nicht gleich zu Ende ist, weil man von einander geht, beweisen wollen, als ich heute herkam. Ich, gnädiger Herr, habe hier nichts mehr zu gewinnen oder zu verlieren, als Ihre gute Meinung, und nichts zu thun, als daß ich mein Gewissen wahre!

Die Rechtschaffenheit, die Treue und Herzensgüte des Amtmanns sprachen so unverkennbar aus jedem Worte, daß selbst die Voreingenommenheit des Freiherrn davor nicht Stich hielt, und wider seinen Willen bewegt, sagte er: Ich will es glauben, Er meint es gut!

Ja, bei Gott, ich meine es gut, und wir Alle haben es immer gut gemeint! rief Adam. Aber gerade darum, gerade darum bitte ich Sie, lassen Sie es hier beim Alten. Es ist ein Segen, wenn der Arbeiter, auf dem die Lasten schwerer liegen als es gut ist, sich sagen kann: Wenn der Herr es wüßte — er würde helfen! Es ist ein anderer Segen, wenn der Missethäter, dem das Gesetz gerecht wird, die Hoffnung hegen mag, der Herr werde Gnade walten lassen, wo der Richter nur die Strenge des Gesetzes auszuüben hat. Der Justitiarius und

ich hatten uns schon erlaubt, dem Herrn Caplan an's Herz zu legen, daß er um Gnade für die Leute bitten möge. Zwischen dem Herrn, der die Macht hat, und dem Arbeiter und Hörigen, der die Lasten trägt, muß eine Schutzwehr sein für beide Theile, und dazu sind wir da. Auf uns, auf den Justitiarius und auf den Amtmann, sind seit allen Zeiten die Klagen und Beschwerden gefallen, und wir konnten sie tragen, denn wir forderten, richteten und straften nicht für uns. Wir hatten an den Herren einen Rückhalt, die Herren hatten in unserer Strenge und Gewissenhaftigkeit eine Entschuldigung, wenn man sich beschwerte, und die Leute hatten ihre Hoffnung auf der Herren Nachsicht und gnädiges Gewähren. So ist es gegangen all die Jahre her, wir sind fertig geworden mit den Leuten und die Leute haben in Liebe zu den Herrschaften hinaufgesehen, fast wie zum lieben Herrgott, denn wie zu diesem konnten sie zu jenen persönlich nicht so leicht heran. Lassen Sie es dabei, gnädiger Herr, stellen Sie sich nicht den Leuten selber gegenüber, es ist nicht gut für alle Theile, und wie die Leute nun hier einmal wider die neue Kirche und auch sonsten aufgeregt sind.... Er brach ab und sagte kurz: Thun Sie es nicht, gnädiger Herr, es kann ein Unglück geben!

Adam hatte nie zuvor seine Meinung in solcher Weise vor seinem Herrn auszusprechen gewagt und dieser nie eine ähnliche Auseinandersetzung von einem seiner Untergebenen angehört. Er ließ Adam eine Weile, ohne ihm zu antworten, stehen, sei es, daß dessen Worte doch mehr Eindruck auf ihn gemacht hatten, als er zu zeigen für gut befand, oder daß er mit sich nur über den Bescheid zu Rathe ging, den er Adam geben wollte; dann sagte er: Er hat mir Seine Ergebenheit beweisen wollen, und das lobe ich. Ich danke Ihm dafür, und wenn Er mich künftig einmal brauchen sollte, werde auch ich mich daran erinnern, daß die Steinerts lange in unseren Diensten

gewesen sind. Im Uebrigen beurtheilt Er die Dinge, wie Er sie versteht, und Er hat's ja selber eingestanden, daß ich sie besser verstehen und also anders ansehen muß, als Er. Eben daß die Leute immer von Einem an den Anderen appellirten, hat das ganze Regiment gelockert. Es hat Jeder drein geredet — zuletzt sogar der Gotthard. Habe ich das Regiment, und ich denke es in die Hand zu nehmen ganz und gar, da hat's mit dem Hin und Her ein Ende, und das thut endlich Noth!

Er setzte sich nach diesen Worten an den Schreibtisch nieder, so daß er Adam den Rücken zudrehte, wandte sich dann noch einmal zu ihm zurück, um ihm einen Auftrag an den Gärtner zu geben, der auf dem Kirchenplatze einige Aenderungen machen sollte, fragte nach dem Ertrage der Heuernte und ob Adam im Stande sein würde, zu einem bestimmten Zeitpunkte gewisse Zahlungen zu leisten; dann entließ er ihn.

Sie wollen nicht hören, sie wollen sich nicht helfen lassen! dachte Adam, aber es that ihm wohl, daß er sich das Herz erleichtert und das Seinige gethan hatte. Von dem Pfarrer zu reden, für ihn eine Fürbitte um der Gemeinde willen einzulegen, wie er es vorgehabt hatte, dazu war er gar nicht gekommen. Indeß wie Alle, die ein gutes Ziel im Auge haben, gab er seine Hoffnung nicht leicht auf, und es war nun die Ankunft des Caplans, auf die er sich vertröstete. Konnte der auch nichts ausrichten, ließ der Freiherr sich gar nicht bedeuten, dem greisen Pfarrer den Weg der einlenkenden Verständigung zu eröffnen, mußten die alten Leute wirklich von Neudorf fort, nun, so hatte Eva Recht, so gab es in dem Hause zu Marienau Raum genug, den greisen Freunden der verstorbenen Eltern ein warmes Plätzchen zu bereiten und die alten Leute durchzuhalten, bis Gotthard sie einmal in seine Pfarre führte. Für den Adam Steinert auf Marienau war das eben keine große Sache.

Zwölftes Capitel.

Wie seine Dienerschaft und seine Beamten den Freiherrn verändert gefunden hatten, so ward der Caplan, als man ihn nach seiner Ankunft zu der Baronin führte, durch ihren Anblick in Erstaunen gesetzt, wennschon er es verstand, ihr diesen Eindruck zu verbergen. Aber es war nicht allein ihre körperliche Schwäche, die ihn überraschte, es war etwas Fremdes in sie gekommen, das er sich nicht gleich zu deuten wußte. Während es ihm bedünken wollte, als habe sie jenen ihr schon als junges Mädchen eigenthümlichen Ausdruck gebietender Vornehmheit verloren, hatte sie doch an Sicherheit und Bestimmtheit in ihren Aeußerungen gewonnen, und er vermißte an ihr die freiwillige Unterordnung, mit welcher sie ihm sonst genaht war.

Nach dem Briefe, welchen der Caplan von dem Freiherrn erhalten, hatte er nicht anders glauben können, als daß es der Baronin um seinen geistigen und geistlichen Beistand zu thun sei, daß sie zu beichten und das Abendmahl aus seiner Hand zu empfangen begehre. Indeß wie erfreut sie sich über seine Ankunft auch bezeigte, sagte sie ihm dennoch, daß sein Ausbleiben ihr wohl gethan habe, und daß sie glaube, ihr Alleinsein in diesem fremden Hause sei ihrem Seelenheile förderlich gewesen.

Als der Caplan zu wissen begehrte, wie sie dies meine und in welcher Weise der Umgang mit ihren Pflegern ihren Sinn gewandelt habe, versetzte sie: Auf die einfachste Weise von der Welt! Hätte ich Sie, mein Freund, hier gehabt, da ich

zu sterben glaubte, so hätte ich mich Ihnen, wie immer, mit allen meinen Schmerzen und Sorgen in die Hand gegeben und nur an mein eigenes Heil, an meinen Trost gedacht, und Sie würden vielleicht in Ihrer mitleidigen Barmherzigkeit mir nicht gesagt haben, daß auch in dem Verlangen nach geistiger Erhebung und Vervollkommnung sich die Selbstsucht des hochmüthigen Menschenherzens verbergen kann. Hier aber habe ich unter Menschen gelebt, von denen, wie ich glaube, sich keiner mit der eigentlichen Sorge um sein Seelenheil beschäftigt. Herr Flies und seine Frau haben bis in ihre jetzigen Jahre hinein so viel Nothwendiges zu thun gehabt, daß ihnen keine Zeit geblieben ist, über sich selbst nachzudenken; und Seba lebt so ausschließlich für die Befriedigung der Anderen, daß sie die eigene darüber ganz vergißt, oder daß sie dahin gekommen ist, ihre Zufriedenheit in dem Wohlbefinden Anderer zu genießen.

Der Caplan wandte ihr ein, daß sie in Gefahr stehe, Gleichgültigkeit gegen das geistige Leben mit Seelenfrieden und Gewissensfreudigkeit zu verwechseln; aber sie wollte dies nicht zugestehen.

Ich habe Herrn Flies einmal gefragt, sagte sie, wie er es angefangen habe, sich seine beschauliche Ruhe und Klarheit anzueignen.

Und was hat er Ihnen geantwortet? erkundigte sich der Geistliche, dem daran gelegen sein mußte, die Leitung über das Herz der durch ihn bekehrten Frau nicht zu verlieren.

Ich habe an jedem Tage nach bestem Wissen meine Schuldigkeit gethan, hat er mir gesagt, und habe also immer die Zuversicht in mir getragen, auf dem richtigen Wege zu sein.

Der Caplan machte eine Bewegung mit dem Kopfe, die es kund gab, daß er diese Antwort vorausgesehen hatte, und meinte danach: Darin verbirgt sich die Selbstzufriedenheit aller derer, welche glauben, durch ihre eigene Kraft zur Seligkeit

gelangen, welche meinen, mit guten Werken, die in der Religion der Juden eine große Rolle spielen, den Himmel erwerben zu können. Aber es ist nicht nur das Thun, das selig macht, es ist....

Zum ersten Male ließ Angelika ihren geistlichen Freund seinen Ausspruch nicht vollenden, und lebhafter als er es von ihr gewohnt war, rief sie: Nein, es ist gewiß und allein das Thun und nicht das Streben, das Vollbringen und nicht das Wollen, die uns glücklich, die uns selig machen! Ich habe das hier in meiner Einsamkeit und in meinem Leiden tief empfunden! Was habe ich nicht Alles gedacht und wie Weniges gethan! Mit den großen Fragen und Geheimnissen habe ich mich beschäftigt, in welche wir kurzlebigen Geschöpfe uns hineingebannt fühlen, wenn wir über die enge Schranke unseres Daseins hinauszublicken wagen; von meinen widerstrebenden Gefühlen hin und her getrieben, habe ich mich nur um mein Empfinden, um mein Seelenheil gesorgt, und es darüber ganz und gar versäumt, für das Heil derjenigen zu sorgen, die Gott in meinen Lebensweg gestellt hat, oder etwas zu leisten, was mich hätte in der Erinnerung trösten und aufrichten können. Und an Niemandem hat sich meine Selbstsucht schwerer versündigt, als an dem Knaben, den wir jetzt vergebens suchen.

Das Schicksal Paul's, von dessen bisherigem Leben und von dessen Verschwinden sie sich durch Seba ausführliche Kunde verschafft hatte, das weltliche Ergehen ihrer Familie lagen ihr vor allem Anderen am Herzen und namentlich beschwerte die Erinnerung an Paul ihr das Gewissen.

Sie nannte es einen schweren Fehler, daß sie immer nur dasjenige zu lieben vermocht habe, was ihr eigen gewesen sei, was sie durch ihre Selbstsucht mit ihrem Herzen vermitteln können, während ihr jetzt von Fremden die uneigennützigste Menschenliebe zu Theil geworden sei — von Fremden, die sie

um ihres Stammes und um ihres Glaubens willen so tief unter sich gewähnt. Und an Niemandem, wiederholte sie, hat sich meine Selbstsucht schwerer versündigt, als an dem armen Knaben, welchen wir jetzt vergebens suchen. Ich habe es in meiner Eifersucht und in meiner ungerechten Verachtung gegen die Mutter dieses Knaben einst hochmüthig verschmäht, ihm die Stelle in dem Hause meines Gatten einzuräumen, die ihm gebührte, die sein Vater ihm gewähren wollte. Das hat sich nun gestraft; sein bloßer Anblick hat mich gedemüthigt, wie ich's verdiente. Damit ein Kind so vollständig die Züge seines Vaters wiedergiebt, so völlig seines Vaters Ebenbild werde wie dieser Knabe, muß viel Liebe zwischen den Eltern desselben geherrscht haben, mehr Liebe, mehr Hingebung, als der Freiherr und ich für einander in der Zeit empfanden, welche unserem Sohne das Leben gab. Wenn ich unseren Renatus betrachte, der seinem Vater so wenig ähnlich sieht, kommt er mir neben jenem Sohne meines Gatten wie ein Enterbter, komme ich selbst mir neben der unglücklichen Mutter Paul's wie die Unglücklichere vor, denn sie besaß sicherlich die Neigung des Barons weit mehr, als ich. Paul ist im wahren Sinne des Wortes ein Kind der Liebe, und er wird wiederkommen! Sein keckes, stolzes Antlitz verbürgt ihm das Glück, das solchen Kindern eigen sein soll!

Der Caplan hatte nicht im entferntesten voraussehen können, ein Urtheil wie dieses von der Baronin zu vernehmen, weniger noch, daß sie diese Verhältnisse in Seba's Anwesenheit besprechen würde. Ausschließlich wie die Kaste, in welcher sie geboren war, hatte Angelika früher Alles, was ihre und der Ihrigen Lebensverhältnisse betraf, der Kenntniß und dem Urtheile dritter Personen zu entziehen gestrebt; jetzt nannte sie diese Art der Zurückhaltung eine Maskerade vor sich selbst. Denn, sagte sie, ich täuschte damit nur mich, und ich habe hier erfahren, daß Fremde wußten, was ich vor mir selbst verbarg. Ich habe eine

schwere Lehrzeit durchgemacht, aber sie ist nicht an mir verloren gewesen. Obschon ich schwach bin, gehe ich doch gekräftigt aus ihr hervor. Der Ausspruch: Wen der Herr liebet, den züchtigt er! der mir sonst immer hart und darum der göttlichen Liebe nicht angemessen erschienen ist, hat sich mir zu einer Wahrheit erhoben. Dafür danke ich Gott, und ich werde auch von Ihnen, mein theurer Freund, künftig nicht mehr fordern, was Sie mir nicht gewähren können, was man sich selbst erringen oder entbehren muß!

Und was hätten Sie derart gefordert? fragte der Caplan, der immer vorsichtiger und achtsamer wurde, je weniger er im ersten Augenblicke den Gemüthszustand der Baronin zu beurtheilen vermochte. Welches Verlangen hätten Sie gestellt, das Ihnen aus der Gnadenfülle unserer trostesreichen Kirche nicht befriedigt werden können?

Ich verlangte .... Sie hielt inne, schien zu überlegen und sagte danach, als wolle sie ihrem Berather keinen Zweifel über sich lassen: Ich verlangte Vergessenheit — und ich habe sie nicht gefunden!

Der Caplan lächelte, als sähe er ein Kind seine Händchen begehrlich nach der Mondessichel erheben. Freilich, sagte er, der Lethestrom ergießt seine Wellen nicht durch die christliche Welt, er ist versiegt! Aber, fügte er mit ganz verändertem Tone und mit gehobener Haltung hinzu, aber flösse er auch reich und voll vor unseren Lippen, wie dürften wir begehren, daraus zu trinken? Wie dürften wir Vergessenheit verlangen für irgend etwas, das Gottes Rathschluß uns erleben ließ? Ich erkenne Sie und Ihren gottergebenen Sinn in diesem Wunsche nicht wieder, meine theure gnädige Frau!

Der Caplan verstand die Kunst, die Menschen sprechen und schweigen zu machen, und die Baronin fühlte diese seine Macht. Ohne noch ermessen zu können, ob es der Einfluß ihrer nicht-

christlichen Umgebung, ob es ein Erwachen ihrer protestantischen Erinnerungen oder eine Folge ihrer eigenen einsamen Grübelei sei, welche die Baronin zu einem von seiner Führung unabhängigen Gedankengange verleitet hatten, hielt er es für angemessen, sie wenigstens von dem Aussprechen ihrer Gedanken abzuhalten, denn das Wort ist gestaltend und das Gestaltete ist lebendig und tritt, uns selber bannend, für und wider uns auf. Und wie es wahr ist, daß nur derjenige frei bleibt, der zu schweigen versteht, so ist es eben so wahr, daß man den Menschen hindern muß, sich seine Gedanken festzustellen, wenn man die Herrschaft über ihn mit Leichtigkeit behaupten will.

Er ließ eine geraume Weile im Stillschweigen vergehen; dann fragte er, als falle es ihm unmöglich, sich in die Vorstellung der Baronin hinein zu versetzen: Und was war es denn eigentlich, das Sie so dringend zu vergessen wünschten?

Angelika hatte, in ihren Ruhesessel zurückgelehnt, in stiller Betrachtung vor sich niedergesehen, aber bei der Frage des Caplans richtete sie das Haupt empor und entgegnete: Es ist mir wunderbar, ganz wunderbar zu Muthe. Ich fühle, als wären wir lange, lange getrennt gewesen. Eine Krankheit wie die meinige, in der man vom Leben zu scheiden glaubt, bildet einen tiefen Abschnitt in unserem Dasein, sondert uns von unserer Vergangenheit, hebt uns über sie und über uns selbst hinaus. — Ich weiß Ihnen das Alles kaum zu erklären, weiß es mir selber kaum zu deuten, und stehe doch vor lauter Erfahrungen, die ich mir nicht wegleugnen kann — auch wenn ich es wollte. Es sieht mich Alles fremd an, wenn ich auf die letzten Jahre meines Lebens zurückblicke; es kommt mir Alles, selbst kürzlich erst Erlebtes, unwahrscheinlich, ja unmöglich vor. Ich sehe die Dinge, die Menschen anders als bisher, und, warum sollte ich es Ihnen verschweigen, selbst Sie, selbst Ihre Stimme, selbst Ihre Worte klingen meinem Ohre so fremd, daß ich Mühe

habe, mich darein zu finden; auch Ihre Frage befremdet mich.

Des Caplans Miene wurde ernster und strenger. Sein milder Sinn, sein nachsichtiges Herz hatten es doch früh gelernt, die Herrschaft über die Geister als eine Befriedigung zu empfinden, und er war zu sehr von der wohlthätigen Wirkung überzeugt, welche die den Geist beschränkende Zucht seiner Kirche über die Menschen ausübt, um die Herrschaft, welche er gewonnen und besessen, wieder aus der Hand geben zu mögen. Der Frevel gegen das Heiligenbild und der in Richten an einer schuldlosen Bekennerin des katholischen Glaubens von den Lutheranern verübte Todtschlag, selbst die Art und Weise, mit welcher der Freiherr das Ereigniß aufgenommen, hatten des Caplans Seele doch mehr erbittert, als er sich dessen bewußt war, und die Art von Auflehnung gegen seine Führung, mit der die bis dahin so fügsame Baronin ihm entgegentrat, erinnerte ihn zur rechten Zeit daran, daß Herrschaft, um wirksam zu sein, keine Unterbrechung erleiden darf.

Ich glaube es wohl, sagte er, daß meine Stimme Ihnen fremd geworden ist, daß meine Frage Sie befremdet. — Denn es müssen verlockende Weisen gewesen sein, mit denen Sie Ihrem Herzen schmeichelten, bis es zu solcher Selbstzufriedenheit gelangen, bis Sie glauben konnten, der leitenden Hand fortan entbehren, zu können, der Disciplin entwachsen zu sein. — Er schüttelte mitleidig das Haupt: Sie wähnten, auf sich selbst bauen zu können, und haben es verlernt, sich selbst zu prüfen, sich selbst die nothwendigsten Fragen ehrlich vorzulegen und wahrhaft zu beantworten. Deßhalb befremdet Sie meine bestimmt gestellte Frage; deßhalb auch, gnädige Frau, klingt Ihnen meine Stimme, die Stimme der Wahrheit, jetzt wie eine fremde; deßhalb weichen Sie der Antwort aus. Aber ich bin im Stande, mir diese Antwort selbst zu geben. Sie haben....

Angelika wollte ihn unterbrechen; der Caplan gab es nicht

zu. Sie sind krank, meine arme, theure Freundin, sagte er; eine lebhafte Gereiztheit steigert Ihre Ausdrücke, daß auch Sie mir wie verwandelt scheinen, und ich möchte Sie hindern, von sich auszusagen, was Sie reuen könnte. Lassen Sie mich Ihnen ein Bild Ihres Seelenzustandes geben, wie er mir erscheint, und es soll Ihnen nicht benommen sein, mich des Irrthums zu überführen, wo ich ihn begehe.

Er rückte an den Sessel der Baronin heran, legte seine Hand auf die Lehne, auf welcher sie die ihrige ruhen ließ, und sprach mit dem Tone eines ruhigen Berichterstatters: Sie sind in diesen Tagen der Einsamkeit Ihr Leben durchgegangen, haben sich und Andern — die Baronin schüttelte verneinend das Haupt, und der Caplan ersah mit Befriedigung daraus, daß er es nur mit ihr zu thun habe — haben sich Ihre Schicksale zergliedert und haben sich gesagt: ich war nicht glücklich, wie ich es erwarten durfte, mir ward ein schweres Loos zu Theil, ein Loos, das groß und würdig zu tragen über meine Kräfte ging. Wie durfte die göttliche Allwissenheit mir ein solches zuerkennen, ohne daß die göttliche Gerechtigkeit dadurch beeinträchtigt wurde? —

Er sprach langsam und ohne sein Auge von der Baronin zu entfernen, die lautlos vor sich niedersah, während ihre Wangen sich rötheten und ihr Athem sich schneller hob. Die Hand langsam von der Lehne des Sessels erhebend und auf ihren Arm legend, fuhr er immer mit derselben Ruhe fort: Sie hatten hier eine anscheinend glückliche Familie um sich, Sie erfreuten sich ihrer Hülfe — Familienliebe dünkte Sie, in Ihrer augenblicklichen Hülfsbedürftigkeit, als das höchste, das erstrebenswertheste Gut — und Sie sind durch Gottes Sie erleuchtenden Rathschluß von Ihrer angeborenen Familie getrennt worden, ohne in dem Herzen Ihres Gatten gerade jenem Sinne für Familienleben und Familienliebe zu begegnen, nach denen es

Sie verlangte. Darin erblickten Sie einen Mangel an göttlicher Gerechtigkeit....

Nein, o nein! rief die Baronin, nicht darin....

Hören Sie mich zu Ende, begehrte der Caplan. Ich weiß es, nicht darin allein glaubten Sie einen Mangel an göttlicher Gerechtigkeit zu erblicken. Aber daß Sie früh dazu bestimmt waren, die Schuld und die Versündigung des Freiherrn theilend tragen zu müssen, daß Sie, der Liebe zu einem gleichaltrigen Manne entbehrend, die ganze Kraft Ihres Herzens erst kennen lernten, als es für Sie nicht mehr gestattet war, über Ihr Herz zu verfügen; daß Ihre Neigung sich einem Manne zugewendet hat, der sie nicht erwiderte, einem Manne, dem Sie nie angehören konnten, auch wenn Sie ihm in der vollen Freiheit Ihrer Jugend begegnet wären — daß Sie kämpften, sich besiegten, ohne die Frucht Ihres Sieges in dem Frieden Ihrer Ehe zu genießen; daß Sie schuldig schienen, ohne es zu sein; daß des Freiherrn Glaube Ihnen nicht vertraute; daß sein beleidigter Stolz keine Versöhnung zwischen Ihnen zuließ, wie Ihr Herz sich auch in Reue vor ihm demüthigte — das Alles machte Sie zweifeln an der allweisen Gerechtigkeit des Herrn. — Und, fuhr er fort, während sein Auge zu leuchten begann, hier auf dem einsamen Lager, verlassen von dem Beistande der religiösen Tröstung, den zu entbehren Ihr Herz noch viel zu schwach war, hier in dem Hause, nach welchem Ihre irrende Empfindung sich oft mit sträflicher Liebe hingesehnt, weil der Mann hier weilte, dem Sie Ihre Liebe zugewendet hatten, hier trat die Versuchung abermals an Sie heran, und von ihr verleitet, haben Sie sich gesagt: Ich habe gelitten, nicht gefehlt! Ich bin unglücklich gewesen und nicht schuldig! Ich habe vergessen wollen und es nicht vermocht! Ich bin also nicht verantwortlich für das, was über meine Kräfte geht! All mein Streben nach Vollendung hat mich nicht beglückt und diejenigen

nicht beglückt, die zu beglücken ich gewünscht habe! Hier sind zufriedene Menschen, die nicht über sich denken und hinleben in gleichgültiger Gedankenlosigkeit; ich will hingehen und werden wie sie! Ich will werkthätig werden wie sie und meine geheimen Neigungen nicht prüfen, ich will den Menschen wohlthun, dem Tage leben, der Zeitlichkeit leben, wie diese Familie hier, und wenn dann meine Stunde schlägt, so will ich hintreten vor den Thron des Herrn und ihm sagen: Du hast mich geschaffen mit meiner Schwäche und Sündhaftigkeit, du hast die Versuchung in meinen Weg gestellt, ohne mir die Kraft des freudigen Siegens zu geben; dein ist meine Schuld, nicht mein — ich wasche meine Hände in Unschuld!

Er hätte noch lange so fortsprechen können, ohne daß die Baronin ihn unterbrochen haben würde. Sie hatte ihre Hände auf ihren Knieen gefaltet, ihr Haupt ruhte auf ihren Händen. Wie die Stimme des Gerichtes tönten die langsam und gewichtig gesprochenen Worte des Geistlichen auf sie hernieder, sie glaubte eine Offenbarung zu vernehmen, ein Wunder zu erleben; denn dies Alles, eben dies Alles hatte sie sich gesagt, diese Zweifel hatten ihr Herz bewegt, zu diesen Schlüssen hatte es sie gedrängt. Wie ein Erleuchteter, ein Seher erschien ihr der Mann, der also ihre innerste Seele erkannte. Sie war wieder völlig willenlos in seine Hand gegeben. Freilich hatte er ihr Nichts gesagt, als was sie ihm seit Jahren immer und immer wieder in ihren Bekenntnissen anvertraut, und doch traf es sie wie mit einem Zauber; denn der Mensch, wie oft er sich auch seine eigene Seele zergliedert und enthüllt, ist sich neu und überraschend, wenn ein Anderer ihm das Bild entrollt, das er diesem selbst geliefert hat, und in der Ueberraschung vergißt er, daß er dies gethan.

Der Caplan hatte seinen Sitz verlassen. Hoch und ruhig auf die Gebeugte niederblickend, hütete er sich, sie zu erheben.

Er wußte, daß er sie zu schonen hatte, und die Baronin war ihm theuer; aber auch jetzt wieder empfand er, was er sich als einem der Glieder jener großen hierarchischen Verbrüderung schuldig sei, die sich die Herrschaft über den Menschengeist als ihr angestammtes Erbe und Recht zuerkennt.

Es war nicht sein persönliches Belieben und Empfinden, es war nicht nur das Wohl und Wehe, nicht nur die Unterwerfung dieser einen, am Abhange ihres Lebens stehenden Frau, mit denen er es zu thun hatte. In dieser Frau hatte er das Geschlecht derer von Arten an der Kirche und in der Kirche festzuhalten; aus ihrer Hand mußte und konnte er am sichersten die Machtvollkommenheit über den Knaben gewinnen, der bestimmt war, den stolzen Namen fortzupflanzen; und wäre das auch nicht gewesen — er schuldete es sich und seiner Kirche, eine Seele in ihren Banden festzuhalten, die ihr einmal gewonnen worden war und deren Bekehrung seiner Zeit viel von sich sprechen machen.

Es war still in dem Zimmer; der Caplan stand sinnend an der Seite der Baronin. Da er sie also in sich versunken sah, reichte er ihr die Hand. Es ist jetzt an Ihnen, meine arme Freundin, sprach er, mich meines Irrthums, wie ich Sie bat, zu zeihen, wenn ich mir einen solchen zu Schulden kommen ließ.

Sie hob ihr Antlitz in die Höhe, es war von Thränen überströmt. O, Vergebung, Vergebung! war Alles, was sie sagen konnte, denn ein krampfhaftes Weinen unterdrückte ihre Worte.

Seba, die sich während dieser Unterredung im Nebenzimmer aufgehalten, trat, ohne eine Aufforderung abzuwarten, in die Thüre. Der Ton der Weinenden gab ihr nach ihrer Meinung ein Anrecht dazu, denn sie hatte einzustehen für das Befinden der ihr anvertrauten Kranken.

Um Gottes willen, was ist geschehen? rief sie, unbeirrt durch die gebietende Erscheinung des Caplans, indem sie auf die Baronin zueilte und an ihrem Sessel niederknieete.

Nichts, nichts! entgegnete Angelika mit sanfter Abwehr.

Nichts? wiederholte Seba, während ihre klugen Augen sich von der Kranken zu dem Geistlichen und von diesem zu der Kranken wandten. Nichts — und Sie weinen, daß es Ihnen den Athem versetzt, und Ihre Hände sind so kalt? — Sie wollte auffahren in ihrer zornigen Besorgniß, aber sie überwand sich, und mit schneller Ueberlegung sich an den Geistlichen wendend, sagte sie: Herr Caplan, wir haben die Ehre, Sie unsern Gast zu nennen, und sind sehr glücklich darüber; da man aber mit seinen Gästen doch in Frieden und Freundschaft leben soll, lassen Sie uns ein Abkommen mit einander treffen!

Dem Caplan, der mit erprobtem Scharfblicke in der ganzen Haltung Seba's die Entschlossenheit eines festen Herzens erkannte und der von der Baronin bereits erfahren hatte, wie sehr diese für ihre Pflegerin eingenommen war, kam es darauf an, in Angelika keine Art von Mißtrauen gegen ihn aufkommen zu lassen. Er hielt sie wieder fest in seiner Hand, und er war wie immer gern bereit, ihr so viel Freiheit der Bewegung zu vergönnen, als er ihrem Heile angemessen glaubte. Es war sonst nicht in seiner Art, ähnlichen Aufrufen, wie Seba an ihn richtete, mit Leichtigkeit zu begegnen. Die Sprache der Galanterie, die er mit seiner Würde unvereinbar fand, hatte seinem Ernste ohnehin nie zugesagt und lag ihm jetzt noch ferner; aber er ging, von einer plötzlichen Ueberlegenheit bestimmt, auf Seba's Forderung freundlich ein und versicherte, daß er sehr bereit sei, jeden von ihr gemachten Vorschlag anzunehmen, wofern er ihm entsprechen könne.

O, gewiß, rief sie, Sie können es, nur ein wenig Güte und ein wenig Selbstverleugnung sind dazu vonnöthen! — Sie

kauerte neben Angelika's Sessel auf einem Schemel nieder und sagte lächelnd: Aber ich muß weit, sehr weit ausholen dürfen!

Und wie weit? fragte der Caplan, dem die Achtsamkeit nicht entging, mit welcher die scherzende Seba in den Mienen der Baronin zu lesen trachtete.

Von der Schöpfungsgeschichte an, entgegnete sie; denn wie Juden und Christen in ihren religiösen Meinungen und Vorstellungen auch aus einander gehen, die Erzählung von der Reihenfolge, in welcher Gott die Welt erschaffen hat, die haben sie gemein, und ....

Und? wiederholte der Caplan, dem Seba's geflissentlich spielendes Plaudern nur einen erhöhten Begriff von ihrer willensstarken Klugheit gab.

Und, sprach sie, sichtlich zufrieden mit sich und mit dem Eindrucke, den sie auf den Caplan machte, und es steht geschrieben: erst als Gott der Herr den Körper Adam's in Kraft und Schönheit vor sich sah, hauchte er ihm den Odem seines Geistes ein!

Der Caplan konnte seine Ueberraschung über diese Wendung nicht verbergen. Er verneigte sich vor Seba mit der Versicherung, daß er sich diese Aufklärung zu Nutze machen werde. Sie that, als höre sie nicht, daß er sie verspotte, und sich von ihrem Schemel aufrichtend, rief sie mit einem Tone leichtfertiger Zuversicht: Thun Sie das, beherzigen Sie mein Gleichniß, hochwürdiger Herr, denn ich mache sonst von dem Rechte Gebrauch, das mir der Freiherr und der Arzt einräumten, als sie die Frau Baronin mir und meiner Pflege übergaben: ich lasse Niemanden zu ihr ein, der ihr irgend eine Aufregung verursacht!

Sie haben starke Begriffe von Autorität, ich achte das, entgegnete der Caplan, dem der Charakter dieses Mädchens immer bedeutender erschien, und Sie sind geneigt, Ihre zufällige Herrschaft zu gebrauchen, wie mir scheint!

Die Baronin wollte einlenken, weil sie fürchtete, Seba könne dem Caplan mißfallen; aber diese war gewohnt, sich selbst zu helfen. — Wollen Sie mich tadeln, wenn ich zu genießen suche, was noch mein, nur noch wenige Tage mein ist? fragte sie. Bis Mademoiselle Marianne eintrifft, gehört die Frau Baronin mir, und ich habe für ihr Wohlbefinden einzustehen. Es wird nicht lange dauern, und — die Augen wurden ihr feucht, obschon sie lächelte — mein Regiment ist aus! Dann, Herr Caplan, dann thun Sie Alles, was Ihnen geboten scheint, nur unter meiner Obhut, nur hier, soll meine Kranke heiter sein, soll die Frau Baronin nicht so weinen!

Sie weinte aber selbst, während sie diese Worte sprach. Die Baronin hatte ihr die Hand gereicht, Seba drückte sie an ihre Lippen. Der Caplan war jeder Bewegung, jeder Miene Seba's gefolgt. Er sah die Zärtlichkeit, mit welcher die Baronin an ihrem Munde hing, die Sorge, mit der sie auf den Eindruck achtete, den des Mädchens dreister Freimuth auf ihn machen würde, und er war zu klug, um sich in einen Kampf einzulassen, den er vermeiden konnte, ohne dadurch zu verlieren. Denn einen Streit mit einem nicht ebenbürtigen Gegner aufnehmen, heißt diesen erheben, indem man sich erniedrigt, und der Caplan besaß die vorsichtige Selbstbeherrschung des Clerus, dem er angehörte. Er verstand zu warten, aber er verstand mehr als das: er kannte die Menschen und hatte früh gelernt, sie zu beobachten.

Er hatte Seba gesehen, da sie eben in das jungfräuliche Alter getreten war, und ihr sanftes, schüchternes Wesen hatte damals nicht errathen lassen, zu welcher Kraft und Entschlossenheit sie sich entwickeln würde. Es mußten besondere Umstände mitgewirkt haben, ihr dieses Charaktergepräge aufzudrücken und sie in solcher Weise über ihre Jahre und ihre Lebensverhältnisse zu erheben. Sie hatte nicht jene Weichheit, welche das Mädchen zu kennzeichnen pflegte, sie besaß die ganze Sicherheit einer vom

Leben geprüften und durch dasselbe gereiften Frau. Sich unterordnend und liebevoll dienend, war sie doch die Herrschende in ihrem Vaterhause, und auch ihr Einfluß auf Angelika war unverkennbar. Wie aber war sie zu der Selbstbeherrschung gelangt, welche ihr die Macht über Andere sicherte? Denn nur derjenige, welcher seiner selbst gewiß ist, erlangt eine Gewalt über die Anderen.

Fast gegen seinen Vorsatz hatte er sein klares Auge scharf auf sie gerichtet, und sie ertrug und erwiederte seinen Blick mit Festigkeit. Nur ihre Wangen färbten sich, und der Mund, jener schwer zu beherrschende Verräther unserer Gedanken, zuckte leise, wie in stolzem Trotze. Der Caplan glaubte genug gesehen zu haben, und senkte mild die Lider, während er sich mit freundlichem Worte für diesen besonderen Fall als von ihrer besseren Einsicht und größeren Sorgfalt überwunden nannte. Ja, er ging noch weiter; er erbot sich, um jede angreifende Unterhaltung zu vermeiden, die Baronin, so lange sie in Seba's Obhut sei, nur in deren Beisein zu sprechen, denn er wisse, wie hoch ein gewissenhaftes Herz übernommene Verpflichtungen halte, und wie liebevoll man über ein Leben wache, das man mit Mühe und Aufopferung in einem geliebten Menschen zu erhalten gestrebt habe. Die Baronin reichte ihm dankbar die Hand; sie hatte gefürchtet, daß der Caplan sich erzürnen, daß er sich gegen Seba aussprechen könne, und sie liebte Seba.

Niemals war eine Freundschaftsversicherung, niemals ein Geständniß gegenseitiger Zuneigung zwischen den beiden Frauen ausgesprochen worden; sie hatten einander auch nicht um ihre Schicksale befragt, sich ihre Erlebnisse nicht besonders anvertraut, wie Frauen dies so leicht und gern thun; aber Bedürfniß, Hülfsleistung und Dankbarkeit hatten eine Neigung und endlich eine Liebe zwischen ihnen erzeugt, die so natürlich entstanden war, daß beide ihr rasches Wachsthum kaum gewahrten. Seba

freute sich in jedem Augenblicke an der formvollen Güte der Baronin, die Baronin genoß unablässig ihrer Pflegerin bereitwillige Hingebung. Sie rühmte dem Geistlichen, welch glückliche Tage sie verlebe, seit sie alle Dienste, deren sie bedürfe, von der Hand einer Freundin empfange, und seit sie gelernt habe, wie süß es sei, zu fordern, wo man mit der Möglichkeit des Gewährens dem Andern eine Freude zu bereiten sicher sei.

Der Caplan widersprach ihr nicht. Im Gegentheil, er erkannte Seba's Vorzüge unbedenklich an; nur einmal warf er die Frage auf, ob die Baronin irgend etwas über den Weg erfahren habe, welchen die Charakterbildung ihrer Freundin genommen, ob sie irgend welche Kenntniß von deren sittlichen und religiösen Anschauungen habe. Sie verneinte Beides, that danach aber doch die Aeußerung, daß sie vermuthe, Seba sei unvermählt geblieben, weil sie eine unglückliche Liebe im Herzen trage. Der Caplan nannte dies unwahrscheinlich, da das Mädchen Eigenschaften und Vorzüge besitze, welche auch einem anspruchsvollen Manne genügen müßten. Die Baronin schwieg eine Weile, indeß ein ihr in der Beichte zur Gewohnheit gewordenes Vertrauen in den Caplan und das Verlangen, ihre Seba nicht als eine Verschmähte erscheinen zu lassen, trugen über ihre Verschwiegenheit den Sieg davon, und zögernd, als bekenne sie eine eigene Erfahrung, sagte sie, daß ihrer Freundin Liebe, wie sie glaube, einem Manne gegolten, von welchem nicht nur ihre Religion, sondern auch sein Stand sie geschieden habe.

Sie kennen seinen Namen? fragte der Caplan; da die Baronin die Antwort nicht augenblicklich gab, ließ er jedoch selbst die Frage fallen, und erst nach einer Weile sagte er, wie man eine flüchtige Bemerkung hinwirft: Ich würde mich wundern, wenn Mademoiselle Flies sich hätte leicht entmuthigen lassen, denn an Willenskraft hat sie offenbar nicht Mangel, und Standesvorurtheile lassen sich gar oft besiegen, wenn nur die kirchlichen,

die religiösen Hindernisse zu besiegen sind. Wie anders aber würde dieses Mädchens Wesen sich entfaltet haben, wenn seine übergroße Selbstgewißheit durch die Erkenntniß jener göttlichen Liebe gemildert worden wäre, von welcher alle irdische Liebe nur der Abglanz eines schwachen Strahles ist!

Er brach dann diese Unterhaltung ab, sicher, daß sie in der Baronin nachwirken würde, und er hatte sich darin nicht getäuscht. Sie war unverkennbar bemüht, Seba in die Nähe des Caplans und diesen zu Erörterungen über religiöse Fragen zu bringen, wenn Seba irgend auf solche einzugehen geneigt war. Aber nachdem die Baronin auf ihren Wunsch an einem der folgenden Tage gebeichtet und das Abendmahl empfangen hatte, hielt grade der Caplan sich fest an sein gegebenes Versprechen und schien, jeder angreifenden Unterhaltung geflissentlich ausweichend, es nur auf die Pflege und Erheiterung der Kranken abgesehen zu haben.

Dreizehntes Capitel.

Der Freiherr hatte sich von seinem Vorhaben nicht abbringen lassen, er hatte selbst zu Gericht gesessen über die Angeklagten und Schuldigen. Aber auf den Besitzungen des Freiherrn wie überall auf dem Lande hing und hängt der niedere Mann an dem Hergebrachten. Aus dem Hergebrachten schöpft er seine Einsicht, nach dem Hergebrachten richtet er seine Folgerungen, auf das Hergebrachte stellt er sich, wenn er mit seinen Erwartungen sich an die Zukunft wendet, und was ihn von diesem Boden entfernt, flößt ihm ohne Weiteres Mißtrauen ein.

Mancher von den Insassen der Güter war wegen kleinerer oder größerer Vergehen in den letzten Jahren zur Verantwortung gezogen worden; indeß er hatte es dann, wie Adam sehr richtig bemerkt, gleich seinen Vordern, auf den Amtmann und den Justitiarius geschoben, und alle Theile hatten einander gekannt, hatten mit einander zu verkehren gewußt und ungefähr voraussehen können, worauf sie sich gefaßt zu machen hätten. Jetzt, da der Freiherr selbst Gericht halten wollte, war es ein Anderes.

Es waren Frevel geschehen, wie sie bis dahin nicht vorgekommen waren, nicht hatten vorkommen können, und da sich in den Köpfen der unaufgeklärten und kurzsichtigen Menge die Begriffe wunderlich kaleidoskopisch zusammensetzen und gestalten, hatte sich, weil die erschlagene Kammerjungfer und der gemißhandelte Koch Fremde gewesen, und weil der verwundete Geist-

liche ein Katholik war, die Vorstellung der Leute bemächtigt, sie sollten nicht von ihrem rechtschaffenen protestantischen Herrn Justitiar nach ihrem alten Rechte und Herkommen gerichtet werden, sondern nach fremden und katholischen Gesetzen, die eben deßhalb der gnädige Herr, der ja auch katholisch war, selbst handhaben wolle. Dagegen habe der Herr Pfarrer Einspruch gethan und der gnädige Herr ihm die Pfarre zur Strafe abgenommen. Nun werde der Caplan an seine Stelle kommen und allem wahren christlichen Wesen in der Gemeinde mit Schrecken ein Ende gemacht werden.

Wo hier und da eine derartig verwirrte Vorstellung dem Amtmanne oder dem Justitiarius zu Ohren gekommen war, hatten sie dieselbe zu bekämpfen versucht, aber es ist ein Kennzeichen der Unvernunft, daß sie sich nicht überzeugen lassen mag; und wenn es dann doch gelungen war, einen oder den andern von den Männern zu beruhigen, so kamen die Frauen, welche sich weinend und wehklagend bei der Pfarrerin Raths erholen gingen, mit beängstigenden Voraussichten, mit dem Glauben an die schlimmsten Möglichkeiten in ihre Wohnungen zurück, und die mißtrauische Angst wuchs nur noch höher empor.

Unglücklicher Weise wichen die Anordnungen des Freiherrn nun auch von dem Hergebrachten ab. Sonst hatte man die Termine in der Gerichtsstube in Rothenfeld abgehalten, die Angeschuldigten waren auf wohlbekanntem Wege nach der Gerichtsstube gegangen oder gebracht worden, hatten sich an den Häusern, zwischen den Gärten hin gedrückt und in der Gerichtsstube den Justitiarius, den Schreiber, den Schulzen in der gewohnten, ihnen allen bekannten Alltagstracht gefunden, und die Angelegenheit war, wie schlimm sie für den Betroffenen auch sein mochte, doch ohne besonderen Schrecken für ihn abgegangen. Diesmal war das anders. Diesmal hatte man die Angeklagten in das Schloß beschieden, und Jedermann machte

sich nun auf das Aeußerste gefaßt. Denn warum ließ man's nicht beim Alten, wenn man nicht besondere Absichten hegte? Schon der Weg über den großen Schloßhof, den die Angeklagten in Begleitung der beiden Büttel vor aller Welt Augen zurücklegen müssen, war eine schwere Pein und eine Strafe für sie gewesen. Als sich das Gitter der Mauer, die den Hof umgab, dann hinter ihnen geschlossen hatte, als ihre Weiber und Angehörigen, die hingekommen waren, sie zu sehen, ihnen nicht in den Schloßhof folgen dürfen, war ihnen die Angst vollends zu Kopfe gestiegen, und nun gar da zu stehen in dem großen hohen Zimmer des Erdgeschosses, durch dessen Bogenfenster der Tag so hell hineinschien, da zu stehen vor der langen, grünen Tafel, an welcher der Justitiarius und der Schreiber, beide schwarz und feierlich gekleidet, weil sie vor dem Freiherrn zu erscheinen hatten, dessen Eintritt erwarteten, das hatte die Leute in dem Glauben bestärkt, daß man es auf sie abgesehen habe und daß ihnen zugefügt werden solle, was noch Keinem von ihnen hier zugefügt worden und was überhaupt noch nicht dagewesen sei.

Hoch aufgerichtet und mit finsterem Blicke über die Angeklagten hinstreifend, war der Freiherr in den Saal getreten, hatte sich an dem oberen Ende des Tisches niedergesetzt und dem Justitiarius ein Zeichen gegeben, das Verhör zu beginnen. Dieser, der es allerdings wußte, daß der Freiherr ein warnendes Exempel zu statuiren und den Leuten seine Gewalt fühlbar zu machen wünschte, kannte aus vieljähriger Erfahrung nichts desto weniger die dem Landmanne eigenthümliche, zögernde Hartnäckigkeit und das stumpfe Leugnen eines Schuldigen genugsam, um sich von seinem ruhig fortschreitenden Verhöre nicht abbringen zu lassen. Aber der Freiherr hatte niemals einer solchen Gerichtssitzung beigewohnt, und die Menschen, mit denen er es hier zu thun hatte, waren ihm in ihrem Charakter und in ihrer

Art und Weise fast völlig fremd. Wenn seine Unterthanen sonst einmal vor ihm selbst erschienen waren, hatte er sie als Bittsteller vor sich gehabt, und wer sich einer Schuld bewußt gewesen war, hatte sich gehütet, in seinen Bereich zu kommen. Selbst die eigentliche Angst und Noth, denen man meist, so gut es gegangen, abgeholfen, waren nicht leicht bis zu ihm gedrungen, und heute, wo er Angst und Noth und Schuld und scheues Mißtrauen, Alles auf einmal vor Augen hatte, empörten sie ihn.

Die düstern Mienen, der stumpfe Ausdruck, das abwartende und hinhaltende Zögern, das Schweigen auf bestimmt vorgelegte Fragen, das geflissentliche Umgehen und Leugnen der feststehenden Thatsachen regten seine Ungeduld auf und machten ihm die Leute vollends verächtlich. Er sah eine Auflehnung gegen sich und sein bestimmtes Wissen von dem Vorgefallenen darin, wenn die Schuldigen sich bestrebten, sich womöglich aus der Schlinge und Gefahr zu ziehen, und während der Justitiarius gelassen den Leugnenden einen Fuß breit nach dem andern von dem Boden streitig zu machen suchte, auf dem sie sich behaupten wollten, war der Freiherr, müde des frechen Lügens und des unverschämten Trotzens, aufgefahren und hatte befohlen, von den Leuten mit Gewalt das Eingeständniß der feststehenden Thatsachen zu erzwingen.

Es war ein schlimmer Augenblick, als man mit Stockschlägen gegen die Angeklagten verfuhr, denn es war das nicht vorgekommen seit Menschengedenken. Wohl hatte man zu allen Zeiten jugendliche Missethäter mit dem Stocke gestraft, aber man hatte nicht Geständnisse mit dem Stocke erpreßt, und es kam dem Justitiarius hart an, als der Freiherr den Befehl ertheilte. Leise bittend, versuchte er davon abzumahnen, indeß der Freiherr gab ihm kein Gehör. Er fühlte einen Widerwillen gegen die vor ihm stehenden Uebelthäter, er kam sich wie erniedrigt dadurch vor, daß er in ihrer Nähe sein, ihren Anblick

ertragen, die Schliche und Winkelzüge ihrer engen Köpfe verfolgen, den Ausflüchten und Listen nachspüren sollte, mit denen sie sich zu retten strebten, und er vergaß, daß nichts als sein eigenes Gelüsten, ihnen seine Oberherrlichkeit klar zu machen, ihn zu dem Amte gezwungen hatte, das verwalten zu müssen er wie eine Schmach empfand.

Ungerührt und nur angewidert von dem Anblicke der sich im Schmerze windenden und demüthigenden Schuld, ließ er die erlangten Geständnisse zu Protokoll nehmen, und stehenden Fußes sprach er seine Willensmeinung aus. Das Recht über den des Todtschlags Eingeständigen stand nicht dem Freiherrn, sondern dem Staate zu. Es wurde also der Befehl ertheilt, ihn noch in dieser Stunde, in Ketten geschlossen, an das Gericht der Kreisstadt abzuliefern. Auch die Strafen gegen die übrigen Angeklagten wurden sofort verhängt und fielen härter und strenger aus, als man es des Landes hier gewohnt war. Der Freiherr schien sich an dem Leiden Anderer für die Pein entschädigen zu wollen, welche dieser Morgen ihm bereitete.

Mit eigener Hand unterschrieb er das Verhör und den Bericht, die nach der Kreisstadt mitgegeben wurden, eigenhändig unterzeichnete er das Urtheil seiner Leute, und finsterer noch, als er gekommen war, schritt er, ohne sie und ihr niedergeworfenes Flehen eines Blickes zu würdigen, an ihnen vorüber und zum Saale hinaus.

Er hatte die Angelegenheit erledigt haben wollen, ehe die Baronin wiederkehrte, ehe die gräflich Berka'sche Familie auf das Schloß kam. Nun hatte er sie abgethan, und doch fühlte er sich nicht leichter. Es war ein Mißton in sein Inneres gekommen, den er sich selber nicht zu deuten wußte, aber er hörte ihn immerfort peinlich in sich erklingen, er konnte ihn nicht verstummen machen. Das Wohlwollen, welches er gegen seine Unterthanen sonst gefühlt hatte, war wie aus seiner Brust ge-

rissen; er sah mit verachtendem Widerwillen auf das Volk herab, und ein bitteres Hohnlachen war die Antwort, die er sich gab, als er seine gegenwärtigen Erfahrungen und seine jetzige Stimmung mit den philanthropischen Bestrebungen und Ansichten seiner jungen Jahre verglich.

Er hatte früher sich oftmals darüber ausgesprochen, daß ein Edelmann seine Würde nirgends so völlig behaupten könne, als auf seinem Grund und Boden; daß er einen großen und schönen Theil seiner Standesvorrechte opfere, wenn er sich hinter die Mauern der Städte zurückziehe und in die Nähe der Höfe begebe, und obschon er von Natur gesellig war, hatte sein Hang zu völliger, selbstbestimmter Freiheit ihn das gesonderte Leben auf dem eigenen Hofe immer als einen Vorzug betrachten machen. Jetzt dünkte es ihm angenehm, der Nähe und der Berührung mit der stumpfen Masse des niederen Volkes möglichst enthoben zu sein, und sein ästhetischer Widerwille gegen dessen Rohheit schlug, ohne daß er sich dessen klar bewußt war, in jene auf das bessere Blut begründete aristokratische Geringschätzung des Volkes um, das ihm gehörte und aus dessen Arbeitskraft er die Möglichkeit zu seiner freien, edelmännischen Selbstbestimmtheit und Willkür schöpfte.

Er war unzufrieden mit Allem, was ihn umgab, er meinte immer und immer aufs Neue zu erkennen, daß er sich auf falschem Wege befunden, daß er nicht genug Zucht gehandhabt, daß er in gütiger Lässigkeit überall zu viel freies Belieben um sich her bestehen lassen; denn das freie Belieben des ungebildeten und unreifen Menschen begann ihm, je schärfer er die Verhältnisse ins Auge faßte, immer entschiedener als die Quelle alles Uebels zu dünken, und während er in seiner warmherzigen und glückverlangenden Jugend daraus den Schluß gezogen haben würde, daß man mit allen möglichen Mitteln danach streben müsse, der Unbildung durch Verbreitung von Aufklärung ein

Ende zu machen, meinte er jetzt verdüsterten Sinnes aus seinen eigenen Erfahrungen zu erkennen, daß der einzelne Mensch und vor Allem die große Masse durch Güte nicht zu gewinnen und der bildenden Erziehung nicht zugänglich sei, daß man ihr also keine Freiheit verstatten dürfe, wenn man sich und sie selber nicht der Gefahr eines gefährlichen Mißbrauchs dieser Freiheit aussetzen wolle.

Immer geneigt, in Allem, was ihn persönlich betraf, an eine gewissermaßen sichtbare Einwirkung der Vorsehung zu glauben, schien es ihm ein Fingerzeig des Himmels zu sein, daß diese Erkenntniß sich ihm eben durch einen gegen seinen Kirchenbau verübten Frevel neu bestätigte. Er war gegen denselben in den letzten Jahren gleichgültig geworden, er hatte selbst oft gewünscht, ihn nicht begonnen zu haben; nun, da der Bau sich so stattlich erhob, daß er seine künstlerische Lust neben der Besitzesfreude daran hatte, nun wurde er durch ein von der wüsten Rohheit begangenes Verbrechen daran gemahnt, daß die Masse des Zügels und der Zucht nicht entbehren könne; und daß diese ihr unerläßliche Zügelung ihr von dem protestantischen Pfarrer nicht angelegt worden sei, dafür meinte er die Beweise jetzt zur Genüge erhalten zu haben.

Während er eben so erbittert als schwermüthig im Laufe des Tages und noch spät am Abende im vertrauten Gespräche mit der Herzogin seine Seele von ihrem Kummer zu entlasten strebte, brannten und brüteten der Zorn und der Haß gegen ihn in den Gemüthern seiner Hörigen. Nicht nur die Familien der Schuldigen und Bestraften waren in ihren Herzen gegen ihn empört, auch die völlig Schuldlosen, auch die besten und ihm bis dahin anhänglichsten unter seinen Leuten waren ihm aufsässig und verwünschten mit seiner Hartherzigkeit auch sein Herrenrecht. Sie hätten es nicht zu sagen gewußt, was sich in ihnen und in ihrem Verhältniß zu ihrem Herrn geändert hatte,

aber der Amtmann und der Justitiarius erkannten, was geschehen war, und hatten in ihrer richtigen Voraussicht und in richtigem Verständniß des Volkscharakters und des Menschenherzens den Freiherrn von persönlichem Einschreiten in der eigenen Sache fern zu halten gewünscht.

Es war nicht die Härte der Strafe, ja, nicht einmal die Art, in der man die Schuldigen zum Geständniß gezwungen, gegen welche das Bewußtsein der Leute sich auflehnte. Es hatte, seit die erste Aufregung in den Pfingsttagen vorüber gewesen war, kaum einen Menschen auf den Gütern gegeben, der das Geschehene nicht bedauerte und der nicht der vollen Meinung gewesen wäre, daß es bestraft werden, schwer bestraft werden und die Strafe hingenommen werden müsse. Hätte der Herr Justitiarius den des Todtschlags schuldigen Stephan in Ketten nach der Stadt geschickt, hätte er den Stellmacher, der nach der Aussage des Kochs diesen niedergeworfen und mißhandelt hatte, schließen, ihn bei Wasser und Brod, wie der Freiherr es gethan, in das seit Jahren nicht mehr benutzte sogenannte Verließ einsperren, und den blödsinnigen Burschen, der den Herrn Caplan verwundet, von dem Büttel peitschen lassen, sie würden es hingenommen haben, ohne mehr denn gewöhnlich zu murren und zu klagen; denn der Justitiarius war dazu da, auf das Recht zu sehen. Er handelte nicht für das Seinige, er war dem Herrn verantwortlich und ward dafür bezahlt, auf des Herrn Vortheil und Zukommen zu achten so gut wie der Amtmann. Er konnte nichts verzeihen, er konnte nichts schenken, er konnte und durfte nicht Gnade für Recht ergehen lassen. Aber der Herr konnte es, dem Herrn hatte Niemand zu befehlen, er war Niemandem verantwortlich, er konnte Erbarmen haben — und er hatte kein Erbarmen gehabt.

Ein Wunder war das, wie die Leute meinten und es zu einander sagten, freilich nicht; denn was wissen die Reichen und

Vornehmen von der Noth und der Sorge des Armen? Ob der Freiherr da war, ob er lebte oder starb, seine Frau und sein Sohn wohnten in dem Schlosse, Wald und Feld, Wiese und Höhe gehörten ihnen. Seit Menschengedenken war es ihnen von Vater auf Sohn so zugefallen. Ohne daß sie die Hand rührten und den Arm bewegten, war ihnen Alles in den Mund gewachsen und sie hatten nach Keinem zu fragen gehabt, und gethan und gelassen, was ihnen wohlgefallen. Wer hatte denn den gnädigen Herrn zur Rechenschaft gezogen, als die Pauline in das Wasser gesprungen war? Ob man einem Menschen in der Hitze des Augenblicks das Leben nimmt, oder ob man ihn langsam dahin bringt, daß er es sich vor Verzweiflung selber nehmen muß, das sei wohl das Nämliche, ja, das Letztere sei im Grunde schlimmer. Denn die fremde Kammerjungfer hatte ihr ehrliches Begräbniß gehabt, und die arme Pauline, die guter Leute Kind gewesen war, wie nur Eine, war ohne Sang und Klang als ekler Leichnam auf einem unbezeichneten Platze in der Ecke des Kirchhofes eingescharrt worden, hatte mit ihrem Selbstmorde ihrer Seele Seligkeit verscherzt, und selbst das Haus hatte man niedergerissen, worin sie einst gewohnt. Wenn das nicht eine Sünde und ein Verbrechen gewesen war, dann war nichts Sünde; aber freilich, dem Armen sieht man auf die Finger und dem Reichen durch die Finger, und dem armen, gedrückten und geplagten Menschen wird das Herz zuletzt so voll gemacht, daß er sehen muß, wie er sich's befreit, wenn für ihn nicht Erbarmen zu finden ist, wo er es zu suchen hat.

Den ganzen Tag hindurch standen die Thüren im Amte und in der Pfarre nicht still. Die Leute kamen, um vor Leidensgefährten sich auszusprechen. Sie wußten gut genug, daß der Amtmann und seine Schwester sich über die Herrschaften zu beschweren hatten, sie wußten, daß es dem Pfarrer und

seiner Frau hart ankommen würde, die Pfarre zu verlassen, sie hofften von der Unzufriedenheit der Gekränkten Aufmunterung für ihre eigene Erbitterung und ihren Haß zu finden, und wenn sie sich nicht nach Erwarten aufgenommen fanden, gingen sie mit erhöhtem Widerwillen und neuem Grolle von dannen, denn sie sagten sich: Was schiert's im Grunde den Amtmann und den Pfarrer, was aus uns wird? Der Amtmann hat sein Schäfchen in das Trockene gebracht, und zu leben hat der Pfarrer auch. Sie sind Einer wie der Andere, es hat keiner ein Herz im Leibe für des Armen Noth. Sie treten Alle, Alle auf den Armen. Aber auch der Wurm krümmt sich und sticht, wenn er's vermag, er muß nur den rechten Fleck und den rechten Augenblick abzupassen wissen.

Es sah übel aus in der Herrschaft! Das alte patriarchalische Verhältniß, auf welches der Freiherr so stolz gewesen, war nach allen Seiten hin bis auf den Grund zerstört. Er fühlte sich geschieden von seinen Leuten, er hatte das Bewußtsein, ihre Liebe und Verehrung eingebüßt, ihren Haß auf sich geladen zu haben, und sie waren ihm verhaßt geworden. Der Amtmann begann die Tage zu zählen, die er in dem ihm jetzt so lästigen Dienste noch zu verleben hatte, Eva konnte es kaum erwarten, sich und Herbert und den Bruder von jedem Zusammenhange mit den Herrschaften frei zu sehen; der Justitiarius seinerseits fand sich durch das persönliche Einschreiten des Freiherrn in seiner Amtswürde beeinträchtigt, und in der Pfarre war man eigentlich am niedergeschlagensten, denn nicht allein für sich, nein, für die ganze Gemeinde fürchtete man dort das Aeußerste.

Vierzehntes Capitel.

Während dessen lebte die Baronin stille friedliche Tage in Gesellschaft ihrer Freundin und ihres geistlichen Berathers. Man hatte ihr im Garten unter den großen Bäumen ein leichtes Zeltdach aufschlagen lassen, in welchem sie vom Morgen bis zum Abend weilte. Die Nähe der bevorstehenden Trennung machte die Freundinnen nur des Glückes bewußter, welches sie jetzt genossen, und doch meinte Seba zu fühlen, daß Angelika sie in einer ihr sonst nicht eigenthümlichen Weise beobachte, daß sie ihr etwas sagen wolle, etwas auf dem Herzen habe, und es fiel ihr auf, daß sie, seit der Caplan im Hause war, das Gespräch so häufig auf religiöse Fragen und Gegenstände richtete, die sie sonst geflissentlich vermieden hatte. Auch von ihren Familienverhältnissen sprach sie jetzt noch öfter und noch rückhaltloser, als sei ihr daran gelegen, der Freundin ein Zeichen ihres Vertrauens zu geben, und es wollte Seba überhaupt bedünken, als suche die Baronin jetzt geflissentlich ihr nahe und näher zu treten, als walte neben dem natürlichen Zuge ihres Herzens noch eine Absicht in ihr vor. Es war, wie gesagt, regelmäßig der Caplan, welcher die Unterhaltung ablenkte, wenn die Baronin in seinem Beisein der geistigen Wandlungen gedachte, die sie erlebt, wenn sie des Trostes erwähnte, den sie in dem Anlehnen an einen unsichtbaren Helfer und in dem Beistande eines treuen, welterfahrenen und verschwiegenen Berathers gefunden habe, und Seba wußte ihm dies Dank. Auch

hatte er sich trotz seiner Zurückhaltung bald genug in das Leben der Flies'schen Familie hineingefunden und das Zutrauen der Eltern und der Tochter eben durch seine Zurückhaltung gewonnen.

Er besaß alte Bekannte und Freunde in der Stadt, hatte mit seinen geistlichen Amtsgenossen, deren es mehrere an der katholischen Kirche des Ortes gab, von Alters her Verkehr, und da er außerdem in den Morgenstunden die Bibliotheken zu besuchen pflegte, während auch die noch immer nicht aufgegebenen Nachforschungen nach Paul einen Theil seiner Zeit beanspruchten, waren Seba und die Baronin nach den ersten Morgenstunden, in welchen Angelika mit dem Caplan die gewohnten religiösen Betrachtungen wieder aufgenommen hatte, sich bis zum Mittag selber überlassen.

Eines Morgens hatten sie in dem hellen Sommerwetter lange und ruhig plaudernd bei einander gesessen. Man erwartete am folgenden Tage das Eintreffen von Mamsell Marianne, und die Heimkehr der Baronin sollte dann in kleinen Tagereisen vor sich gehen. Die Freundinnen hatten die Möglichkeit eines Wiedersehens besprochen, das durch den Umzug der Flies'schen Familie nach der Residenz gar sehr erschwert ward; ein ausführlicher Briefwechsel war verabredet worden, als die Baronin sich erhob, um, auf Seba's Arm gestützt, in den Gängen des Gartens umher zu wandeln. Man konnte dabei einige der Nachbarhäuser sehen; die Baronin wollte wissen, wem sie gehörten, und plötzlich den Kopf nach dem Flies'schen Hause zurückwendend, fragte sie, ob Herbert's Zimmer nach der Seite des Gartens gelegen wären.

Herbert's Zimmer? Also Sie wußten es, daß er in unserem Hause wohnt? rief Seba und wurde roth, als habe sie sich ein Unrecht vorzuwerfen und als bereue sie den Ausruf.

Zweifeltest Du daran? entgegnete die Baronin; sieh', da bin ich scharfsichtiger gewesen. Ich erkannte grade an der

Sorgfalt, mit welcher Ihr es vermiedet, Herbert's vor mir zu gedenken, daß Ihr Alle wußtet, was ich für ihn empfunden habe, und ich hatte mir vorgenommen, es Dir zu sagen — denn weßhalb sollte ich es Dir verschweigen, da ich Dich wie eine Schwester liebe?

Sie verlangte sich niederzusetzen, und Seba meinte sie nie schöner als in diesem Augenblicke gesehen zu haben. Ihre Augen glänzten, obschon die Lider sie verschämt bedeckten, ihr Mund lächelte, während der Schmerz ihn leise umspielte, und es lagen in ihrer Stimme wie in ihrem ganzen Ausdrucke eine Unschuld und Wahrhaftigkeit, die etwas Ueberwältigendes für Seba hatten.

Ich habe viel gelitten, liebe Seba! nahm die Baronin das Wort: denn schön, wie die Empfindung war, die mich zu Herbert zog, war sie mir nicht mehr erlaubt. — Sie hielt wieder inne und sagte dann: Es war sein Mitleid mit mir, das mich rührte; es waren seine Jugend und seine Warmherzigkeit, die mich zu ihm zogen. Ich trug eine Sehnsucht nach Liebe in der Brust, und ich vergaß, daß Gott nicht jedem Menschen die Erfüllung seiner Wünsche für zuträglich erkennt. Ich wollte glücklich sein nach meinem Ermessen, nicht das Glück erkennen, welches Gottes Rathschluß mir zuertheilt hat, und ich habe noch immer Stunden, in denen ich ohne den Beistand meines guten Beichtigers mich nicht auf mich selber verlassen könnte, obschon der Tod ein guter Lehrmeister ist und man in seiner Nähe mit neuen Augen sieht. Ich habe viel, recht viel gelernt, als ich mich ihm verfallen glaubte, und ich habe mit Gottes Beistand noch Vieles zu vergüten in der Welt. Auch Herbert habe ich Unrecht gethan und will versuchen, es ihn vergessen zu machen. Sage ihm das, Liebste, wenn Du ihn wiedersiehst, und — fügte sie mit tiefer Traurigkeit hinzu — Du sollst es wissen, Du ganz allein: ich fürchte, ich werde daran sterben, daß ich mein ungenügsam Herz und meine Pflicht nicht

mit einander zu vereinen, daß ich mir nicht genügen zu lassen wußte.

Seba hätte ihr Muth einsprechen mögen, aber sie vermochte es nicht. Eine Traurigkeit wie diese schien ihr über den Trost erhaben zu sein, und die Baronin hatte es auf einen solchen auch nicht abgesehen, denn sie ergriff Seba's Hand, schloß sie in die ihrige und sagte: Ich wollte Dir das gern sagen, liebe Seba, damit Du siehst, wie sehr ich Dir vertraue, wie ich Dich liebe und kein Geheimniß vor Dir haben will! Aber — und sie schlang ihren Arm mit mädchenhafter Zärtlichkeit um Seba's Nacken — auch von Dir, Liebe, weiß ich mehr, als Du mir anvertraut hast, und auch das wollte ich Dir eigentlich sagen, ehe Marianne morgen kommt und ehe wir von einander gehen!

Seba bog sich zurück, daß sie sich von dem Arme Angelika's freimachte, sah sie mit starrem Auge an und sprach kalt und tonlos: Sie wissen Nichts!

Doch, Liebe, ich weiß! sagte jene, die nicht fassen konnte, was mit Seba vorging.

Aber diese ergriff die Hand der erschreckten Frau, und sie eben so schnell, als sie dieselbe erfaßt hatte, wieder von sich stoßend, rief sie hart und fest: So vergessen Sie, was Sie wissen!

Die Baronin verstummte; Seba sah finster brütend vor sich nieder. Sie hatte es wohl vernommen, wie Angelika ihr unaufgefordert zum ersten Male das schwesterliche Du gegönnt; sie hatte sich dessen gefreut, sie war gerührt worden von der Hingebung, mit welcher ihr die Baronin ihr Vertrauen gewährt hatte, um das ihrige zu erhalten. Nie hatte ihr Herz sich mehr befriedigt, nie hatte sie sich glücklicher, als in der Liebe dieser Frau gefühlt, und eben durch das flüchtige Glück heraufbeschworen, trat das Schrecken ihrer Vergangenheit plötzlich wieder dämonisch vor sie hin. Sie kämpfte einen bittern, schweren Kampf. Das menschlich berechtigte Verlangen, einmal in ihrem

Leben ihr Herz zu entlasten, die Scheu es auszusprechen, was sie erlitten und gefehlt hatten, und vor Allem die Sorge, der kranken Angelika ein Mitwissen und einen Schmerz aufzuladen, welche für sie, für Gerhard's Schwester, schwerer als für jeden Andern zu tragen sein mußten, stritten in Seba's Inneren mit wechselnder Gewalt, aber die Liebe für Angelika trug über jedes selbstsüchtige Verlangen den Sieg davon, und matt und wie erschöpft von ihrem stillen Ringen und Selbstüberwinden, sagte sie: Die Stunde ist nun da, vor der mir oft gebangt hat und in der ich auf Deine Liebe verzichten oder fordern muß, was nur große Liebe gewähren kann! Glaube, daß ich nicht unwerth bin der Liebe und des Vertrauens, deren Du mich würdigst; glaube, daß sie mein Glück, mein höchstes Gut sind — aber frage mich Nichts!

In ernstem Schweigen blieb sie an der Seite der Baronin sitzen. Angelika war auf einen solchen Ausgang nicht gefaßt gewesen. In ihr Mitleid mit der Freundin mischte sich ein Gefühl der Kränkung. Sie war es nicht gewohnt, sich zurückgewiesen zu sehen, und was konnte, was mußte zwischen ihrem Bruder und Seba vorgegangen sein, daß diese vor der Erinnerung mit so kranker Scheu zurückwich? Sie mochte die Gedanken nicht verfolgen, welche sich ihr aufdrängten, und beiden Frauen kam das Dazwischentreten des Caplans gelegen, der, eben heimgekehrt, gleichzeitig mit den brieflichen Nachrichten des Freiherrn auch ein Schreiben der Gräfin Berka erhalten und diese nun beide der Baronin zugänglich zu machen hatte.

Angelika war sehr ergriffen, als sie zum ersten Male wieder ein direktes Lebens- und Liebeszeichen der Ihrigen erhielt. Und ich sollte meine Leiden nicht segnen, ich sollte nicht erkennen, daß die Vorsehung ihre wundersamen Wege hat und daß sie uns für unsere Schmerzen himmlische Belohnungen zu bereiten weiß! rief sie, während ihre bebenden Hände die Briefe ihrer

Eltern an ihre Lippen drückten und ihre Augen in Freudenthränen glänzten. Ja, gewiß, es gibt wunderbare Ausgleichungen und Herzenstrost, wenn man desselben eben nöthig hat! —

Sie mochte kaum bedenken, wie wehe sie Seba mit diesen Worten that, denn die ganze Rücksichtslosigkeit des Glückes war über sie gekommen; aber der Caplan sah die Niedergeschlagenheit in des Mädchens Mienen, und es entging ihm eben so wenig, daß die Baronin den Ausdruck ihrer Freude nicht so ausschließlich wie sonst an ihre Freundin richtete. Es mußte etwas zwischen ihnen vorgefallen sein, es mußte sich ein Zwiespalt zwischen ihnen aufgethan haben, und dem Geistlichen kam dies nicht unerwünscht; denn die Gesellschaft eines Freidenkenden, eines Zweiflers hat, selbst wenn er seine Meinungsäußerung zurückhält, immer ihre Gefahren für die Ruhe eines Herzens, das man in den Banden des zweifellosen Glaubens und in den geistigen Schranken festzuhalten wünscht, in welche der kirchliche Zwang die Seelen bannen muß, um seine Gewalt über sie nicht zu verlieren; und ohne den Anschein der Neugier auf sich zu laden, hatte der Caplan dennoch in den verschiedenen Unterhaltungen mit Madame Flies und mit der Kriegsräthin den Namen des Mannes erfahren, welchen Seba geliebt hatte. Er war, wie Seba's Wesen sich ihm kund gab, für sein Theil überzeugt, daß sie dem Grafen näher gestanden, als ihre Eltern und ihre Freunde wußten, daß sie ihre Unschuld an ihn verloren habe und daß eine Festigkeit und Abgeschlossenheit wie die ihrige nicht aus einem jungfräulich unentweihten Herzen erwachsen konnten.

Aber weit mehr als die kleine Verstimmung, welche die Freundinnen gegen einander augenblicklich hegten, seinen Absichten entsprach, war die Versöhnung mit ihrer Familie ihm für Angelika bedenklich, und er fragte sich, ob in diesem Falle es nicht geboten sei, die Freundschaft und den Zusammenhang

seines Beichtkindes mit Seba zu begünstigen, um in dieser ein Gegengewicht gegen den Einfluß zu gewinnen, den der erneute Verkehr mit ihrer Familie auf die Baronin auszuüben nicht verfehlen konnte. Er hielt es für wahrscheinlich, daß die Gräfin Berka die liebevolle Hingebung der Baronin an die Tochter ihres Juweliers sehr auffallend finden und nicht billigen würde; er sah es voraus, daß bei dem Grade von Selbstständigkeit, den die Baronin eben jetzt gewonnen hatte, ein Widerspruch ihrer Familie sie nur fester an Seba binden müsse, und er hielt es für gut und heilsam, wenn sich gleich Anfangs irgend ein trennendes Element zwischen sein Beichtkind und dessen protestantische Angehörige stellte, wenn dem Herzen der Baronin auch von dieser Seite kein volles Genügen geboten, wenn ihr vielmehr Hindernisse und Beunruhigungen in den Weg gestellt wurden, welche zu beseitigen, zu beschwichtigen und tragen zu helfen, sie ihres religiösen Glaubens und seines Beistandes nöthig haben mußte.

Da der Freiherr es von dem Ermessen des Caplans und von den Wünschen der Baronin abhängig gemacht hatte, in welcher Weise das Wiedersehen mit ihren Eltern ausgeführt werden sollte, erklärte Angelika sich sofort bereit, auf den Vorschlag ihrer Mutter einzugehen, die sich erboten hatte, die Tochter holen zu kommen und sie selber nach Richten zu geleiten, wo der Vater sie erwarten und wohin die übrigen Familienmitglieder sich erst begeben sollten, wenn das Befinden der Baronin ohne Nachtheil den Verkehr mit einem größeren Menschenkreise zulassen würde.

Ein reitender Bote des Grafen hatte die Anfrage und das Anerbieten der Gräfin überbracht und sollte den Bescheid der Tochter mit zurück nach Berka nehmen. Der Graf hatte ihm einen zweiten Boten nachgesandt, der die Wiederkehr des ersten auf halbem Wege erwarten sollte, um dann mit dem Relais-

pferde den ersehnten Brief der Tochter so schnell als möglich in die Hände der Eltern zu bringen. Am Abende des nächsten Tages konnte er in Berka, am Morgen des fünften Tages konnte die Gräfin in den Armen ihrer Tochter sein.

Die erste Freude kennt nicht Raum, nicht Zeit; sie überflügelt beide, um dann in sehnsüchtiger Ermüdung das unerbittlich gleichmäßige Fortschreiten der Secunden desto schwerer zu empfinden. Sie kennt Nichts, als ihr Ziel, und vergißt mit erbarmungsloser Gleichgültigkeit, was hinter ihr liegt, was sie noch von ihrem Ziele trennt und was sie opfern muß, es zu erreichen. Nur Ein Gedanke, nur Eine Empfindung waren in der Baronin mächtig: das Glück über die ihr bevorstehende Vereinigung mit ihren Eltern und Geschwistern.

Daß sie sich von ihren Pflegern trennen, daß sie Seba verlassen mußte, schien ihr völlig zu entfallen; sie schien sich nicht zu erinnern, wie ihr vor dem Abschiede gebangt, wie sie noch vor wenig Stunden alle ihre Hoffnung darauf gerichtet hatte, sich den Zusammenhang mit der Freundin zu erhalten, vor der kein Geheimniß zu haben ihr eine Herzensbefriedigung gewesen war. Selbst der Zurückweisung, die sie erfahren, gedachte sie in diesem Augenblicke nicht, und Seba liebte sie zu sehr, um sie an sich zu mahnen und die Freude der Baronin durch ein Zeichen ihres eigenen Schmerzes beeinträchtigen zu mögen.

Angelika hatte beabsichtigt, in ihren Zimmern Nichts rühren und Nichts einpacken zu lassen, bis Marianne dies thun könnte; jetzt ließ die Ungeduld sie nicht rasten. Sie hatte ihren Eltern selbst geschrieben und den Caplan beauftragt, den Freiherrn, mit genauer Angabe der getroffenen Verabredungen, von ihrem Entschlusse in Kenntniß zu setzen. Mit dem Kalender in der Hand hatte sie die Tage gezählt, welche bis zu ihrer Ankunft in Richten noch verfließen mußten. Man hatte die Nachtquartiere ausgewählt und die Maßregeln so getroffen, daß mit

der Estafette, die man dem Freiherrn sandte, auch die Benachrichtigungen an die verschiedenen Gasthausbesitzer mitbefördert wurden, und kaum waren diese Geschäfte abgethan, so verlangte die Baronin, selbst Hand an das Einpacken wenigstens der kleinen Geräthschaften zu legen, deren sie sich zu bedienen pflegte.

Da sie zu schwach war, sich längere Zeit stehend zu erhalten und in den Stuben umher zu gehen, trug Seba ihr die Schatullen und Kästchen zu, holte die verschiedenen Gegenstände, welche Angelika nicht mehr nöthig zu haben glaubte, herbei, und die Baronin bat und forderte, bestimmte und begehrte, wickelte ein und packte und war so von ihrer Arbeit hingenommen, daß sie es gar nicht bemerkte, wie Seba still geworden war und welche Traurigkeit sich über sie gelagert hatte.

Auf den Wunsch der Baronin mußte der Caplan hinuntergehen, um Herrn Flies und seine Frau von dem Geschehenen in Kenntniß zu setzen. Sie kamen beide herauf, es wurde Alles noch einmal besprochen; das sichtliche Bedauern ihrer Wirthe, sie bald scheiden zu sehen, rührte die Baronin und erweckte ihre ganze Dankbarkeit. Sie war gut und herzlich gegen Seba's Eltern, sie sprach auch dieser zu, aber es war etwas Rasches, Flüchtiges in ihrer Weise, es war der Ton nicht mehr, den Seba kannte, der aus dem tiefsten Herzen kam, und mit aufsteigendem Zweifel fragte sie sich: Hätte ich auch sie vergebens geliebt?

Am anderen Tage kam Mamsell Marianne. Man hatte sie zu der Baronin beschieden, ohne sie von dem geschehenen Verkaufe des Hauses, in welchem sie ihr ganzes Leben zugebracht, in Kenntniß zu setzen, und es kostete Mühe, sie zu beruhigen, als sie es erfuhr. Die Baronin behielt sie bei sich, nahm augenblicklich ihre Dienste an, um ihr durch die Gewißheit, daß sie ihrer Herrin nothwendig sei, die Trennung von der alten und den Uebergang in die neue Heimath zu ersetzen.

Marianne that ihr Bestes, aber für sie war der Abstand, welcher die Nichte ihres Fräulein Esther, die Freifrau von Arten-Richten von den Personen trennte, in deren Hause sie ihre Frau Baronin zufällig antraf, ein gar zu großer. Sie konnte sich nicht darin finden, die gnädige Frau ohne ihre Dienerschaft zu sehen, es kränkte sie, wenn nicht ein Kammerdiener, sondern Seba der Baronin den Tisch bereitete und die Speisen zutrug, und es beleidigte alle ihre Vorstellungen, wenn Angelika, was sie jetzt immer that, die Freundin Du hieß und ihr mit Schmeichelnamen und mit den freundlichsten Worten für ihre Dienste dankte. Unter dem Vorwande, ihr die Mühe abzunehmen, strebte Marianne danach, Seba von diesem Thun zurückzuhalten, und die Baronin selbst ersuchte die Freundin aus Rücksicht für Marianne, die alte Dienerin walten zu lassen. Seba erkannte und ehrte die Beweggründe Angelika's, aber mit den feinen Sinnen eines zärtlichen Herzens empfand sie, wie mit dem Hinzukommen von Mamsell Marianne eine fremde Welt zwischen sie und Angelika getreten sei. Sie mußte eine stumme Zuhörerin machen, wenn Marianne von den zahlreichen Verwandten und Bekannten der Häuser von Arten und von Berka erzählte, die in der Residenz ansässig waren, wenn sie von der Herrschaft sprach, die zu ihres Fräuleins Zeiten in das Haus gekommen oder die Gäste der Baronin gewesen waren, als diese die Residenz bewohnte. Sogar die feierlich unterwürfige Art, in der sie zu der Baronin redete und mit der sie sie bediente, fiel Seba auf, und während sie sich bis dahin des Gedankens erfreut hatte, daß Angelika es in ihrem Hause und in ihrer Pflege so gut als möglich gehabt habe, fing es sie zu beunruhigen an, daß sie doch Mancherlei entbehrt haben könne, und das that ihr wehe. Sie kam sich arm vor, weil sie fürchtete, daß sie nicht Alles zu schaffen und zu gewähren vermocht habe, was lange Gewohnheit ihrer Freundin zu einem, von der weniger Verwöhnten nicht gekannten und also auch nicht vorausgesehenen

Bedürfniß gemacht. Der Dank Angelika's, den sie bis dahin mit gutem Glauben aufgenommen hatte, begann sie zu ängstigen, aber die Baronin, die sonst mit höchstem Verständniß jeder Regung in dem Herzen der Freundin zu folgen pflegte, hatte jetzt keinen anderen Gedanken, als den an ihre Mutter.

Es war schon spät am Abend, als die Gräfin Berka, an dem festgesetzten Tage, vor dem Flies'schen Hause vorfuhr. Man hatte Angelika willfahren und ihr das Wiedersehen der Mutter gleich nach deren Ankunft gestatten müssen, um der sie aufregenden Spannung und Erwartung ein Ende zu machen. Seba hatte die Gräfin zu ihrer Tochter hinaufbegleitet, sie hatte gesehen, wie sie einander in die Arme gesunken waren; dann hatte sie sich entfernt. Mehr als eine Stunde war vergangen, ehe die Baronin durch Mamsell Marianne den Caplan zu sich bescheiden und dann auch Seba und ihre Eltern bitten ließ, sich zu ihr zu bemühen.

Die Gräfin kannte Herrn Flies und seine Frau. Sie hatte manche Bestellung, manchen Einkauf bei ihnen gemacht und sie immer für rechtschaffene Leute gehalten. Sie erinnerte sich, daß Graf Gerhard einmal in ihrem Hause gewohnt habe, und wußte es ihnen recht sehr Dank, daß sie sich der Baronin so eifrig angenommen. Aber es dünkte ihr so natürlich, daß eine Familie wie die Flies'sche sich eine Pflicht und eine Ehre daraus machte, der Baronin von Arten beizustehen, sie fand es so selbstverständlich, daß Seba sich glücklich fühlen müssen, ihrer Tochter, ihrer Angelika, helfen und dienen zu dürfen; und es waren nicht Seba's Hingebung und Liebe, die sie schätzte und anerkannte, sondern der richtige Tact, mit welchem diese sich zurückzog, seit die Gräfin ihre Stelle neben der Tochter wieder einnahm.

Angelika war wie von einem Zauber befangen und gelähmt. Sie fühlte es, wie die herablassende Freundlichkeit ihrer Mutter

ihre Gastfreunde und vor Allen Seba kränken mußte, sie hörte so gut wie diese das Abfindende und Verabschiedende in dem Dankesworte der Gräfin; aber sie mochte die Mutter nicht tadeln, von der sie so lange getrennt gewesen war, sie wagte nicht, ihr in diesen ersten Stunden des Beisammenseins es zu erklären, welch lebhafte Neigung, welche Freundschaft sie für Seba fühlte, und Seba's Verschlossenheit hatte sie in ihrem eigenen Empfinden irre gemacht.

Fünfzehntes Capitel.

Die Nacht verging der Baronin nicht gut. Die Freude hatte sie zu sehr aufgeregt, die Erinnerungen langer Jahre hatten sie zu mächtig bestürmt, die Nähe ihrer Mutter hatte ihr nach dem ersten Aufwallen der Freude und der Rührung es fühlbar gemacht, welche Wandlungen in und mit ihr vorgegangen waren, und was der Freiherr durch rasches Nachdenken in sich zum Bewußtsein gebracht hatte, jene Einsicht, daß lange Trennungen eine Rückkehr in die früheren Verhältnisse unmöglich machen, das bewies sich für die Baronin durch das Zusammensein mit ihrer Mutter.

Der Caplan fand sie, als er am Morgen zu ihr kam, in einer Niedergeschlagenheit, die sehr gegen die freudige Erwartung der vergangenen Tage abstach, und ohne daß er sie darum zu befragen brauchte, schilderte sie ihm den Kampf in ihrem Herzen. Trotz der Herrschaft, welche ihr Gatte über sie ausgeübt, hatten die Jahre und die natürlichen Verhältnisse sie an eine Selbstbestimmung gewöhnt, in welcher sie sich durch die Gräfin in jedem Augenblicke beschränkt fand. Weil sie mit ihrer Mutter, seit sie ihr Vaterhaus verlassen, nur einmal und wenige Tage beisammen gewesen war, und weil diesem flüchtigen Beisammensein eine durch lange Jahre fortgesetzte Trennung gefolgt war, hatte sich Angelika's Bild in dem Herzen ihrer Mutter nur in ihrer mädchenhaften Gestalt, nur in dem töchterlichen Verhältnisse erhalten, und mit der Tochter wieder vereint, hatte die Gräfin,

da ohnehin die Krankheit Angelika's dazu verlockte, sich der Bestimmung über sie, wie eines ihr unter allen Umständen gebührenden Rechtes bemächtigt. Wer aber einmal der Zucht und Leitung entwachsen ist, fühlt sich von ihr beengt, und am schwersten, wenn sie sich auf Kleinigkeiten und auf die freie Bewegung innerhalb gleichgültiger Dinge erstreckt. Es ängstigte Angelika, wenn die Mutter ihr Dieses rieth und Jenes gebot, sie Dieses thun und Jenes lassen hieß, während sie wahrscheinlich aus freiem Antriebe das Gleiche gethan haben würde. Sie fand sich zu einem Widerspruche geneigt, den sie sich zum Vorwurf machte, und zwang sich zu einer Fügsamkeit, die ihr schwer fiel, weil sie sich sagte, daß ohnehin eine Trennung zwischen ihr und ihrer Mutter obwalte, über die kein guter Wille ihnen hinweghelfen könne und die schmerzlich anzudeuten die Gräfin nicht unterlassen hatte.

Angelika hatte es deutlich gesehen, daß ihre Mutter sich verletzt gefühlt, als jene sie gebeten, erst um elf Uhr zu ihr zu kommen, da sie die Gewohnheit und das Bedürfniß habe, die Stunde von zehn bis elf Uhr mit dem Caplan zuzubringen, und eben so hatte die Gräfin es nicht zurückhalten können, daß ihre Tochter in dem Ausdrucke ihrer Dankbarkeit und Freundschaft gegen die Flies'sche Familie ihr zu weit zu gehen scheine. Das Alles hatte Angelika verstimmt, und auch über Seba beschwerte sie sich endlich.

Der Caplan hatte ihr ruhig zugehört. Als sie ihre Mittheilungen abbrach, sagte er: Erkennen Sie in dieser neuen Erfahrung, meine theure gnädige Frau, wie häufig der Mensch in seinem Wünschen irrt, wie wenig es seinen Erwartungen entspricht und seinem Glücke dient, wenn die ersehnte Erfüllung ihm gewährt wird. Ich fürchtete es, daß jene ausschließliche Mutterliebe, die ihr Kind allein besitzen, die es selbst mit seinem Gotte nicht theilen mag, Sie beunruhigen würde, und es ist

gekommen, wie ich es voraussah. Nehmen Sie diese Erfahrung als eine Erkenntniß hin, die der Himmel Ihnen darbietet, und fügen Sie sich der Frau Gräfin in dem Gleichgültigen, in dem Unwesentlichen, um desto fester Ihre selbsterworbene und selbständig bethätigte religiöse Ueberzeugung zu behaupten. Verbergen Sie sich vor der Frau Gräfin weder mit Ihren abweichenden Meinungen, noch mit jenen religiösen Uebungen, welche unsere Kirche uns auferlegt, und auch in Bezug auf Ihre Freundin thun Sie Ihrem Empfinden keinen Zwang an. Die Dankbarkeit ist eine heilige Pflicht, aber eine noch erhabenere Aufgabe ist es, dem Irrenden die Hand zu reichen und dem Menschen, dessen Auge verdunkelt ist, daß er sich selber nicht zu erkennen vermag, ein Führer und eine Stütze zu sein. Ich billige und lobe es, daß Sie sich Seba in Ihrer Weise näherten, daß Sie sie an sich zogen und ihr Vertrauen zeigten, um Vertrauen zu gewinnen; nur vergessen dürfen Sie es nicht, daß dieses reichbegabte Mädchen von Jugend auf sich selber überlassen war, daß ihr der geistige, der göttliche Anhalt fehlte, dessen wir uns rühmen und getrösten, und daß sie also leichter als viele Andere vom rechten Pfade sich verirren konnte.

Eine dunkle Röthe, ein Erschrecken flogen über die Baronin hin. Halten Sie es für möglich....! rief sie und wagte nicht, dem Gedanken Worte zu geben, den der Geistliche in ihr erweckt.

Er zuckte die Schultern. Wir sind Alle fehlbar! sagte er mild. Ihre Freundin Seba ist zu großer Liebe, zu großer Hingebung geneigt, und unsere jungen Edelleute — einen jungen Cavalier bezeichneten Sie mir ja aber als den Gegenstand von Seba's Neigung — unserer jungen Edelleute Sitten sind nicht streng. Wer kann es wissen, ob es dem armen Mädchen nicht unmöglich ist, Ihr Vertrauen zu erwiedern, ob es sich nicht verbirgt, aus Furcht, Ihrer Liebe verlustig zu gehen? Haben

Sie Geduld mit ihr und weisen Sie sie um ihres Schweigens willen nicht zurück.

Die Baronin hatte die Hände unwillkürlich gefaltet. Sie konnte sich in die Anschauung des Geistlichen nicht gleich finden, denn sie hatte Seba immer weit über sich gestellt, hatte in ihr das Urbild weiblicher Herzensreinheit geliebt und verehrt, und sollte sie jetzt plötzlich schuldig, sollte sie sich in einem sträflichen Zusammenhange mit ihrem Bruder denken. Sie wollte diese Vorstellung von sich weisen, den Caplan eines unbegründeten Verdachtes zeihen, aber es stimmte so Vieles zusammen, es erklärten sich mit dieser Voraussetzung für die Baronin plötzlich einzelne auffallende Erlebnisse, die sie mit Seba gehabt hatte, sie konnte den in ihr erweckten Zweifel an der Unschuld ihrer Freundin nicht mehr unterdrücken. Weit entfernt jedoch, sich dadurch von ihr losgetrennt zu fühlen, stieg ein sie überwältigendes Mitleid für Seba in ihr empor und erhöhte und erhob die Liebe, welche sie bisher für sie gehegt hatte.

Der Caplan störte sie in diesem Empfinden nicht. Er hatte ohnehin ihre Achtsamkeit auf andere Vorgänge zu lenken, denn man durfte der Baronin die Nachricht von den in Richten geschehenen Ereignissen nicht länger vorenthalten, wenn man sie nicht gleich nach ihrer Ankunft einer Erschütterung durch irgend eine zufällige Mittheilung derselben aussetzen, und wenn man, worauf es dem Freiherrn besonders ankam, den gräflichen Eltern die Kenntniß gewisser Verhältnisse entziehen wollte.

Alles, was sie hören und erfahren mußte, steigerte mit den Sorgen der Baronin ihr Verlangen, bald wieder in ihrer Heimath zu sein. Sie hoffte ausgleichen, vermitteln zu können; die Aufregung, in welcher sie sich befand, täuschte sie über das Maß ihrer Kräfte. Sie entwarf Plane für eine völlig neue Lebensführung, sie traute es sich zu, ihren Gatten allmählich zu einer solchen überreden zu können, sie wünschte vor allen

Dingen die Entfernung des Pfarrers zu verhüten, und wie sie noch vor wenig Tagen die Ankunft ihrer Mutter ersehnt hatte, so wünschte sie jetzt, grade wie bei dem ersten Besuche, welchen ihre Eltern ihr in Richten gemacht, daß die Anwesenheit derselben erst vorüber und sie in der Lage sein möchte, die von ihr jetzt für unerläßlich gehaltene Einwirkung auf ihren Gatten zu versuchen.

Die Gräfin bemerkte es, daß Angelika zerstreut war, wollte den Grund davon entdecken und zeigte sich unzufrieden, als ihr dieses nicht gelang. Die beiden Frauen, wie sehr sie einander auch liebten, kamen sich nicht von Herzen nahe, sie hatten an einander vielerlei zu schonen, und Angelika sprach es gegen den Caplan noch an demselben Abende aus, wie sie fühle, daß eine Frau, selbst wenn ihre Ehe dem Ideale einer solchen nicht entspräche, ihre Heimath doch ausschließlich in dem Hause ihres Gatten, in der mit ihm begründeten Familie habe, und daß es sicherlich nicht leicht für sie sein werde, die Ansprüche ihrer angebornen Verwandten zu befriedigen, den alten Pflichten zu genügen, ohne die neuen zu beeinträchtigen.

Der Caplan gab ihr dies zu. Er sah, daß er von dem Einflusse der Berka'schen Familie nichts mehr zu befürchten habe, und er war es also, der die Baronin abermals ermahnte, sich ihrer Mutter so weit als möglich fügsam zu beweisen, der die Gräfin ersuchte, sich die Freundschaft, welche die Baronin für die Tochter ihrer Wirthe hege, ohne Einspruch gefallen zu lassen. — Es handelt sich um wenig Stunden, gnädige Gräfin, sagte er, um etwas Gefälligkeit gegen die schwärmerische Empfindungsweise der Frau Baronin, und es ist schön, wenn die Jugend ihre Gefühle für dauernd, für unendlich hält!

So ging der letzte Tag vorüber, den Angelika im Flies'schen Hause zu erleben hatte. Es gab vielerlei zu thun; die schöne Zierlichkeit, welche Seba in den von der Baronin be-

wohnten Zimmern zu erhalten gewußt, selbst während die Krankenpflege dem Hindernisse in den Weg gestellt, mußte jetzt allmählich zerstört werden. Die Gräfin war beständig an der Seite ihrer Tochter, Mamsell Marianne und der Kammerdiener der Gräfin ließen die Koffer auf den im Hofe stehenden Reisewagen schnallen, die Baronin hielt sich ruhig auf ihrem Sessel. Sie schien jetzt mehr als während ihrer ganzen Krankheit darauf bedacht, sich zu schonen und ihre Kräfte zusammen zu halten. Nur ihre Blicke wanderten umher; sie suchten Seba und folgten ihr, und einmal, als die Baronin sich erhoben hatte und die Freundinnen sich in dem Nebenzimmer zufällig allein befanden, schlang die Baronin ihre beiden Arme um Seba's Hals, und sie an sich drückend, sagte sie: Laß uns einander nicht verloren gehen, glaube an mich, wie ich an Dich, und laß mich hoffen — laß mich hoffen, daß wir uns einst so wie in Liebe auch im Glauben noch zusammenfinden! O, daß Du es kennteſt, das selige Gefühl, sich durch die Gnade eines Mittlers dem Throne des Höchsten zu nähern, und all seine Sünden, all seine Leiden und Schmerzen durch das Vertrauen auf den himmlischen Erlöser von sich genommen zu fühlen! Denke an mich, so oft Du beteſt, Seba, und so oft ich mich in Demuth vor dem Heilande beuge, soll Dein Name auf meinen Lippen sein, und ich will beten, zu ihm beten, daß er Dich zu sich rufe und daß wir einst zusammen auf unseren Knieen unsere Herzen zu ihm erheben!

Sie sah schön und verklärt aus, als sie also sprach. Seba betrachtete sie mit Rührung. Du bist sehr gut, meinst es sehr gut mit mir, Angelika, sagte sie, indem sie ihre Hände gefaßt hielt und ihr tief ins Auge blickte, und ich werde Dich nie vergessen! Denn Du hast mir mehr gegeben, bist mir mehr geworden, als Du ahnen kannst! Laß Dir das genügen; laß es

Dir genügen und liebe mich immer, immer! Was auch kommen möge, liebe mich!

Sie ging von dannen; die Baronin schaute ihr gedankenvoll nach, dann kniete sie nieder, nahm das Crucifix Amanda's, welches sie immer am Halse trug, in ihre Hände und betete lange und still. Sie nahm Abschied von diesen Räumen und flehte Gottes Segen auf das gastliche Haus ihrer Freunde, auf das ungläubige und der Erleuchtung und des Trostes so bedürftige Herz ihrer Freundin herab.

Am folgenden Morgen um elf Uhr, so hatte man es verabredet, sollte die Baronin in dem Reisewagen nach dem Gasthofe fahren, in welchem die Gräfin abgestiegen war, mit dieser noch ein Frühstück einnehmen und dann für die erste, absichtlich sehr kurz bestimmte Tagereise aufbrechen. Von den Segenswünschen ihrer Gastfreunde begleitet, wollte die Baronin das Haus verlassen, aber die Trennung von Seba fiel ihr gar zu schwer, und voll Verlangen, keinen der wenigen ihnen noch gegönnten Augenblicke zu verlieren, vermochte sie endlich Seba dahin, sie zur Gräfin zu begleiten und bis zu ihrer Abreise noch bei ihr zu verweilen. Als man in den Gasthof kam, fand man in dem Zimmer der Gräfin den Tisch bereits gedeckt. Der Caplan hatte noch einen Besuch bei dem Propste machen wollen, und sein Kommen wurde erst nach dem Frühstücke erwartet.

Die Gräfin war in ungewöhnlich guter Laune; sie rühmte das Aussehen ihrer Tochter, zeigte sich auch gegen Seba, obschon sie dieselbe nicht erwartet hatte, freundlicher und herzlicher, und erkundigte sich dazwischen doch wieder mit solcher Geflissenheit nach dem Befinden der Baronin, und ob sie sich auch recht frisch, recht kräftig fühle, so daß Angelika endlich die Frage aufwarf, ob sie denn heute etwas Besonderes zu leisten habe, weil die Mutter sich so ängstlich um den Zustand ihrer Kräfte sorge.

Die Gräfin lächelte. Der Zufall hat Dir eine Ueber-

raschung zugedacht, sagte sie; fühlst Du Dich im Stande, sie zu genießen?

Ach, mein Vater! rief Angelika, indem sie sich erhob.

Nein, nicht der Vater, entgegnete die Gräfin, während auf ein leises, von ihr gegebenes Zeichen die Thüre des Nebenzimmers sich öffnete und in aller seiner stolzen Schönheit Graf Gerhard in das Zimmer trat.

Mit einem Ausrufe der Freude warf die Baronin sich ihm an die Brust; aber fast in demselben Augenblicke wendete sie sich um, und ihrer Bewegung folgend, sah der Graf jetzt plötzlich Seba vor sich stehen.

Bleich wie der Tod und keines Wortes mächtig, trat er zurück. Seba hatte die Ecke des Marmortisches erfaßt, an dem sie stand; sie mußte sich halten, um nicht umzufallen. Die Baronin war auf den nächsten Stuhl gesunken, die Gräfin stand mitten in dem Gemache und sah, ohne den Vorgang zu begreifen, mit Schrecken auf ihre Kinder, und um sich her.

Was ist das? Redet, redet! Was bedeutet das? rief sie, während sie sich zur Tochter wendete.

Frage nicht, o, frage nicht! rief diese. Indessen die Lebhaftigkeit der Mutter überhörte es, und sich gebieterisch zu ihrem Sohne wendend, sprach sie: Kennst Du dieses Mädchen? Rede, rede, Gerhard! Was ist Dir dieses Mädchen?

Aber kein Ton von des Grafen Lippen gab ihr Antwort. Wie von einem Banne befangen, hingen seine Augen an Seba's starrem, bleichem Antlitze, an ihrem zuckenden Munde. Er hätte fliehen mögen, aber er konnte die Stelle nicht verlassen; er hätte sprechen mögen, aber Seba's brennendes Auge schloß ihm den Mund und noch immer wartete die Gräfin auf eine Antwort.

Da richtete Seba sich empor wie Einer, der mit Aufbietung aller seiner Kraft gewaltsam seine Fesseln sprengt, und schön wie eine Judith in ihrem wilden Zorn, flammend in

ihrem Rachegefühl, rief sie: Was ich ihm war? — Sie lachte, daß es den Andern Mark und Bein durchschauerte — was ich ihm war? — Ein Zeitvertreib für eine müßige Stunde, ein billiger Triumph noch im Moment des Scheidens, weiter nichts, weiter nichts! — Gewettet hatte er beim Wein in seiner Cameraden lustiger Gesellschaft, daß er mich besitzen würde, und — hier vor seiner Mutter, hier vor seiner Schwester, vor Dir, Angelika, will ich es bekennen — meine Liebe hat ihm das Gewinnen leicht gemacht, denn.... sie hielt inne, der Athem versagte ihr, die verhaltenen Thränen drohten sie zu ersticken, und plötzlich in ein Weinen ausbrechend, das aus den Tiefen ihres gequälten Herzens kam, fügte sie hinzu — denn ich habe den Elenden geliebt mit aller Inbrunst eines reinen Herzens, mehr als mich selbst, mehr als Vater und Mutter, mehr als Alles auf der Welt!

Sie hatte ihre Kraft erschöpft, sie mußte sich niedersetzen, und den Kopf auf ihre Arme legend, die sie auf dem Tische ausgebreitet, weinte sie mit verborgenem Gesichte.

Auch die Gräfin hatte sich setzen müssen; nur Gerhard stand wie ein Gerichteter zwischen den drei Frauen da. Plötzlich erhob sich die Baronin, ging mit raschem Schritte zu ihrem Bruder, und seine Hand ergreifend, während sie ihn zu Seba hinzuziehen suchte, rief sie: O, vergüte! Vergüte, mein Bruder! Sühne, was Du an ihrem edeln Herzen gesündigt hast! Laß sie die Deinige werden, sie, die ich wie eine Schwester liebe!

Aber der Graf wehrte seiner Schwester, und fast tonlos, so daß nur das Schweigen der Frauen seine Worte hörbar machte, sprach er: Und wenn ich es wollte — es kann nicht sein!

Da hob Seba den Kopf in die Höhe, und ihn mit kaltem Auge messend, sagte sie, während, den Andern zum Erstaunen, ihren Zügen und ihrer Stimme die Ruhe wiederkehrte: Und wenn Du es wolltest und wenn Du es dürftest — Du ver-

möchtest es nicht! Denn wie könntest Du mir die vertrauensvolle Liebe wiedergeben, die ich einst für Dich gehegt habe? Wie könnten Dein Rang und Dein Name mich damit versöhnen, Dein Weib, das Weib — eines Ehrlosen zu werden, den ich verachte, wie ich ihn einst geliebt!

Seba! flehte Angelika, flehte die Gräfin.

Halte ein! rief der Graf, indem er zusammenbrechend sich zu den Füßen seiner Mutter warf, die sich unwillkürlich von ihm wendete.

Seba regte sich nicht. Mit eisigem Blicke sah sie auf den Grafen hin, die Stille war entsetzlich, sie konnten einander athmen hören. Mit einem Male stand sie auf, sah um sich her und schien etwas zu suchen.

Die Baronin erhob sich ebenfalls; sie errieth, was jene vorhatte, und nahm ihre Hand, um sie zurückzuhalten.

Ich will fort, sagte Seba matt; meines Bleibens ist hier nicht. — Sie ging nach ihrem Hut und Shawl.

Du darfst, Du kannst nicht gehen! versicherte Angelika, die sich selber kaum aufrecht zu erhalten wußte.

Sorge nicht, ich habe ertragen gelernt! gab Seba ihr zur Antwort.

Sie setzte achtlos den Hut auf, nahm den Shawl um ihre Schultern und wollte sich entfernen. Da warf Angelika sich vor ihr nieder, und die Hände flehend zu ihr erhoben, bat sie: Denke meiner nicht mit Haß!

Deiner? Deiner? Wie könnte ich? versetzte Seba, indem sie Jene in ihre Arme schloß, und noch standen sie, ihre heißen Thränen mit einander mischend, Brust an Brust gelehnt, als die Gräfin zu ihnen herantrat.

Seien Sie barmherzig, bat sie, vergeben Sie, und Gott wird auch Ihnen seine Vergebung angedeihen lassen!

Seba schüttelte schweigend das Haupt. Ich habe mich

vor mir selbst gedemüthigt bis zur Zerknirschung, und mich in mir selbst erhoben, sagte sie; ich habe durch Liebe zu sühnen gesucht, was ich aus blinder Leidenschaft gesündigt; ich bedarf keiner anderen Vergebung! Ich habe mir selbst verziehen! — Mag er, wenn er es kann, das Gleiche thun!

Und ohne den Grafen weiter eines Blickes zu würdigen, verließ sie das Zimmer und das Haus.

Sechszehntes Capitel.

Es war eine traurige Reise, welche die beiden Frauen zurückzulegen hatten. Graf Gerhard, der, von der Hochzeit eines Cameraden kommend, zufällig mit seiner Mutter in dem Gasthofe zusammengetroffen war, hatte die Stadt noch in der nämlichen Stunde verlassen; die Abreise der Frauen hatte wegen der Erschöpfung der Baronin bis zum Nachmittage hinausgeschoben werden müssen.

Die Gräfin war tief erschüttert, Angelika völlig herzzerrissen und fassungslos. Sie hatte der Mutter mit einem Eide geloben müssen, daß kein Wort über diesen furchtbaren Vorgang jemals von ihren Lippen kommen solle, und die Gräfin hatte, von ihrem Sohne ein gewandeltes Leben fordernd, ihm das gleiche unverbrüchliche Schweigen zugesagt. Der Gedanke, daß ihres Sohnes Ehre der Welt gegenüber also nicht angetastet werden würde, das war der Trost, an dem sie sich emporrichtete, wenn das vernichtende Urtheil, welches Seba über ihn gesprochen, in seiner unerbittlichen Strenge in dem Herzen der Gräfin nachklang.

Der Caplan, dem es nicht hatte verborgen bleiben können, daß Seba die Baronin nach dem Gasthofe begleitet und daß sie dort mit dem Grafen Gerhard zusammengetroffen war, hatte keine Mühe, sich das Geschehene zu deuten, und die Stimmung der beiden Frauen, deren Begleiter er war, zu erklären. Er richtete keine Frage an Angelika, aber er verstand es, weßhalb

sie mehr als je zuvor von der Sorge um die Erziehung und Charakterbildung ihres Sohnes hingenommen schien, und er suchte sie bei diesen Gedanken festzuhalten.

Da man um der Baronin willen immer erst spät am Morgen aufbrechen konnte, war es schon gegen Abend, als man auf der Herrschaft anlangte, und Angelika's Traurigkeit ward mit der Ankunft auf ihrem eigenen Grund und Boden nicht vermindert. Der Anblick des Pfarrhauses, des Amthofes, des frischen Grabes auf dem katholischen Kirchhofe riefen ihr keine tröstlichen Erinnerungen und Vorstellungen in das Gedächtniß. Als sie an der schönen, neuen Kirche vorüberfuhren, wagte sie nicht, die Mutter auf dieselbe aufmerksam zu machen, und die Gräfin äußerte sich nicht darüber.

Es wurde der armen Angelika immer banger um das Herz. Mit Einem Male rief sie: Um Gottes willen, was ist das?

Man sah zum Wagen hinaus; das ganze Gehöft, welches, zwischen Rothenfeld und Richten gelegen, aus zwei kleinen Wohnhäusern und einer Gruppe von Ställen und Scheunen bestanden hatte, war in einen Trümmerhaufen verwandelt. Die nackten Schornsteine sahen gespenstisch und geschwärzt aus dem sie umgebenden Schutthaufen hervor, die dicken, schweren Rauchsäulen qualmten mit ihrem erstickenden Geruche zu dem blauen, leuchtenden Himmel hinauf.

Einer der Wirthschafter, welcher bei dem Auseinanderlegen und Löschen der noch brennenden und schwelenden Balken die Aufsicht führte, kam auf einen Anruf an den Wagen heran. Er meldete, daß das Feuer mitten in der Nacht in beiden Scheunen fast gleichzeitig ausgebrochen und, wie es sich herausgestellt, wahrscheinlich von dem stumpfsinnigen Sohne des Hirten, den man gestern mit einer Prügelstrafe zum Abschiede aus der Haft entlassen hatte, angelegt worden sei. Die Bewohner der beiden Häuser hatten nur ihr Leben retten können;

die ganze Heuernte war verbrannt, der Verlust, selbst die Baulichkeiten abgerechnet, sehr empfindlich. Man hatte nun abermals ein neues Verbrechen gegen das Eigenthum des Gutsherrn zu bestrafen.

Und ich bin so schwach! seufzte Angelika. Sie fühlte, daß ihr mehr zu tragen auferlegt war, als ihre Kräfte ihr gestatteten.

Man mochte es machen, wie man wollte, die Gräfin erfuhr schon jetzt von den auf den Gütern obwaltenden Verhältnissen mehr, als ihre Tochter wünschte. Sie versuchte Angelika damit zu beruhigen, daß solche Ereignisse ja öfter vorkämen, daß man vor dergleichen Böswilligkeiten nirgends sicher sei, und die Baronin gab sich diesem Troste, so gut sie konnte, hin.

Als man vor dem Schlosse vorfuhr, waren seine Bewohner heruntergekommen, die heimkehrende Herrin und deren Mutter zu begrüßen; aber man fand sich allseitig nicht wohl aussehen. Der Freiherr und der Graf, welche die Nacht hindurch von dem Brande wach erhalten worden waren und beide in den Jahren standen, in denen Anstrengungen, Schrecken und Sorgen sich nicht so leicht als in der Jugend überwinden lassen, sahen ermüdet aus. Den Grafen betrübte dazu die Hinfälligkeit seiner Tochter; der Freiherr bemühte sich, seiner Schwiegermutter die frühere, freie Herzlichkeit zu zeigen; indeß er war verdüsterten Sinnes, er mußte sich zur heiteren Rücksichtnahme für seine Gäste zwingen, und der Gräfin Herz war, ebenfalls beschwert, nicht dazu angethan, ihm seine Aufgabe zu erleichtern. Nur die Herzogin besaß sich ganz und gar und kam durch ihre kluge Haltung Allen wesentlich zu Hülfe.

Sie hatte sich völlig matronenhaft gekleidet, und Angelika konnte nicht umhin, so genau sie die Herzogin kannte, sie doch mit Verwunderung zu beobachten und zu betrachten. Ihre Stirn war ernst geworden, ihr Blick hatte den schmelzenden Ausdruck verloren, ihr Mund sein anmuthiges Lächeln. Jeder,

der die Herzogin jetzt zum ersten Male sah, mußte sich sagen, diese Frau habe ein schweres Schicksal mit Ergebung getragen und überwunden. Bescheiden jede Rücksichtnahme für sich zurückweisend, wußte sie alle ihre Sorgfalt als auf die Baronin gerichtet darzustellen, und wie bei jeder solchen Täuschung, wie bei jeder solchen heuchlerischen Schaustellung zwang grade die Dreistigkeit derselben diejenige zum Schweigen, welche sich von ihr beleidigt und abgestoßen fühlen mußte.

Angelika konnte ihren Eltern nicht sagen, daß die Herzogin sie unglücklich gemacht, daß sie ihr ihres Gatten Liebe entzogen, ihre Ehe zerstört, ihren Seelenfrieden vernichtet habe; denn wie bei dem ersten Besuche, welchen Graf Berka und seine Frau der Tochter abgestattet, hatte diese die Ehre ihres Mannes und ihres Hauses vor den Eltern zu vertreten, und es wollte sie bedünken, als sähen ihre Eltern schärfer, als sie wünschte, als wären sie über gewisse Dinge und Verhältnisse besser unterrichtet, als ihr lieb war.

In Erinnerung an die frühere Anwesenheit des gräflichen Ehepaares, bei welcher man das erste Frühstück auf der nach dem Parke gelegenen Terrasse eingenommen hatte, damit die Leute aus den Dörfern die Eltern ihrer Herrschaft sehen könnten, hatte man auch jetzt an dem Tage nach der Rückkehr der Baronin, der ein Sonntag war, am Nachmittage den Park geöffnet und ein Vesperbrod im Freien aufgetragen. Ganz wie damals war die Mahlzeit an dem oberen Ende der Terrasse vor dem chinesischen Häuschen hergerichtet. Wie damals standen die Diener in ihrer Gala-Livree bereit, es zu präsentiren; die Baronin ging nur nicht mehr so freundlich plaudernd und so schön an dem Arme der Gräfin einher, der Graf und der Freiherr trugen nicht mehr die stattlichen Röcke aus farbigem Sammt, auch sie hatten allmählich die goldbesetzten dreieckigen Hüte und die wohlfrisirten Perrücken abgelegt. Aber die runde, breit-

krämpige Kopfbedeckung, die weiten, schmucklosen Tuchröcke, die breitklappigen Westen, die dicken Halstücher machten immer noch einen fremden Eindruck an ihnen, und sie schienen den Degen an ihrer Seite doch immer noch zu vermissen.

Ausgestreckt auf ihrem Ruhebette, in ihren weißen Kleidern, mit dem weißen Schleier über dem blonden Haare, sah die Baronin einer Nonne gleich. Sie war nicht mehr die hohe, gebietende Gestalt, deren Schleppkleid einst so prächtig ihren gemessenen Bewegungen gefolgt war; sie und die Gräfin hatten nicht mehr die kleinen Federhütchen auf, und es war auch Niemand aus den Dörfern gekommen, sich an der Schönheit und Stattlichkeit der Herrschaften zu erfreuen. Die Leute waren nicht begierig, dem Freiherrn unter die Augen zu treten, und noch weniger begierig, ihn zu sehen. Die Gartenarbeiter, welche im Vorübergehen verstohlen nach den Herrschaften hinaufsahen, meinten, daß die Diener sich jetzt besser als die Herren ausnähmen. Die Zeiten hatten sich eben geändert, und die Menschen mit ihnen.

Die Gräfin saß mit ihrem Sonnenschirme an der Seite ihrer Tochter und hielt ihr das zu grelle Licht ab; die Herzogin, mit einer Filetarbeit beschäftigt, leistete ihnen Gesellschaft. Den Enkelsohn an der Hand haltend, spazierte der Graf mit seinem Schwiegersohne umher; aber es waren nicht die sie zunächst umgebenden Dinge, nicht die leuchtende Pracht des Abends, nicht die Schönheit des Parkes, welche sie beschäftigten. Der Krieg hatte die Grenzen Frankreichs lange schon überschritten, große Ereignisse, große Gefahren standen an dem Horizonte, die Welt ging unverkennbar einer Neugestaltung mit raschem Schritte entgegen, und es fragte sich, ob man darauf hoffen dürfe, sich in ihr zu behaupten, wenn man ihr Schranken zu setzen versuchte, oder ob man sich ihr fügen müsse, um nicht in ihr unterzugehen.

Des Grafen und des Freiherrn Meinungen waren sehr

verschieden; sie verständigten sich nicht wie sonst, und weil sie entschlossen waren, das kaum hergestellte gute Einvernehmen zwischen sich aufrecht zu erhalten, sprach keiner von ihnen seine letzte Ueberzeugung aus. Man gab von beiden Seiten mit vorsichtiger Zurückhaltung nach, man überwand sich, man schwieg, man beobachtete einander, man suchte zu errathen, was der Andere meinte, sich ihm gefällig zu zeigen, ohne der eigenen Ansicht etwas zu vergeben. Ein solcher Verkehr ist aber eine schwere Arbeit und kein Genuß, und die Männer wendeten sich bald wieder der Gesellschaft der Frauen zu, in welcher die Unterhaltungsgabe der Herzogin die Fremden zu fesseln und von allem Störenden mit kluger Berechnung abzulenken wußte.

Inzwischen sann der Freiherr über die Weise nach, in der er der Flies'schen Familie seine Erkenntlichkeit für die der Baronin geleisteten großen Dienste bezeigen möchte, und bei dem Wohlstande jenes gastlichen Hauses war das keine leichte Sache. Man konnte nicht daran denken, Herrn Flies eine Entschädigung für die gehabten Kosten anzubieten; eines jener Geschenke von Werthgegenständen, denen man den Charakter eines Andenkens verleiht, war in diesem Falle auch nicht angebracht, denn die Frau und die Tochter des Juweliers hatten unter seinen Vorräthen nur zu wählen, und weil der Freiherr glaubte, daß er sowohl den Wünschen seiner Frau als dem Gefühle ihrer Pflegerin gleichzeitig am besten begegnen könne, wenn er sich zu einer jener Liebesgaben erbötig zeigte, die man sonst nur mit seines Gleichen austauscht, that er der Baronin den Vorschlag, Seba mit der Copie ihres bald nach ihrer Verheirathung in der Residenz gemalten Miniatur-Bildes zu beschenken. Man hatte diese Copie damals gleich nach der Vollendung des Originals nehmen lassen, um sie der Gräfin zum Weihnachtsfeste zu bescheren. Das Familienzerwürfniß hatte diese Absicht vereitelt; jetzt mochte man auf eben diese Gabe für die Gräfin aus begreiflichem

Grunde nicht zurückkommen, und einfach in einen emaillirten Goldreif als Medaillon gefaßt, schien das Portrait vor allem Andern geeignet, den Dank des Freiherrn und die Freundschaft der Baronin am edelsten und ehrenvollsten auszusprechen.

Indeß wider sein Erwarten fand der Freiherr bei Angelika nicht gleich die freudige Zustimmung, auf welche er gerechnet hatte. Sie war verlegen, ihre Blicke richteten sich nach ihrer Mutter, als sei sie unsicher, ob diese eine solche Liebesgabe billigen würde; aber grade dieses Letztere bestimmte den Freiherrn, seinen Vorschlag geltend zu machen, und Angelika zeigte sich dann auch schnell und völlig mit der Absicht einverstanden. Der Freiherr selber schrieb den Brief, denn er selbst wollte der Geber des Angedenkens sein und in einer über jedes Abwägen hinausgehenden Weise sich mit der Flies'schen Familie abgefunden haben; aber er ermächtigte Angelika, ihren Dank hinzuzufügen.

Das bedingte sowohl, was sie schreiben, als die Art, in welcher sie schreiben konnte, sie mußte sich an Allgemeines halten. Nur am Ende ihres Briefes wiederholte sie den von ihrem Gatten gebrauchten Ausdruck, daß es ihr eine große Freude sein würde, den ihr so theuer gewordenen Freunden jemals dienstlich sein zu können; und sie fügte dieser Versicherung den für Seba völlig verständlichen Nachsatz hinzu: „Glaube mir, daß der Gedanke an Dich und an unser letztes Beisammensein mich nie verlassen, daß mein Herz für Dich beten wird wie für mich selbst, und daß Du mir die höchste Liebe erweisen würdest, wenn Du es mir sagen wolltest, ob ich irgend etwas für Dich, für Dein Glück und für den Frieden Deiner Zukunft thun kann!"

Der Freiherr sah es, wie Angelika eine Locke ihres Haares abschnitt und in die Rückseite des Medaillons einlegte. Er las die von ihr geschriebenen Zeilen, ohne eine Bemerkung darüber zu machen. Die Ausdrucksweise jener Zeit war eine conven-

tionell gesteigerte, man bediente sich großer Worte für die lebhaften Empfindungen, die man geflissentlich in sich nährte, und daß es an Gefühlsergüssen zwischen der Baronin und Seba nicht gefehlt haben würde, darauf war der Freiherr gefaßt gewesen. Es gefiel ihm freilich nicht besonders, daß seine Frau das Judenmädchen mit Du ansprach, er tadelte es auch gegen seine sonstige Weise im Beisein der Gräfin, und diese gab ihm Recht. Sie äußerte sich überhaupt nicht beifällig über Seba; Angelika wagte es nicht, sie zu vertheidigen, man konnte es jedoch in ihren Mienen lesen, daß diese abfälligen Urtheile sie betrübten.

Im Uebrigen gingen die Tage im Schlosse ruhig hin. Nach der Ermüdung durch die Reise mußte man der Baronin Zeit zur Erholung gönnen, durfte man nicht daran denken, Gesellschaft zu sehen; und da der Besuch der Eltern ohnehin nicht eben lange währen sollte, wünschten sie, sich der Tochter ohne Störung zu widmen. Alles was man unternahm, wurde mit Rücksicht auf die Kranke gethan. Man konnte sich nicht darüber täuschen, daß für sie keine Herstellung zu hoffen sei und daß nur Schonung und Ruhe ihr Dasein noch zu fristen vermöchten. Jedes Gespräch, das sie erregen konnte, wurde vermieden, sie selber schien vor allen Erörterungen über ihr Leben, über den Freiherrn, über die Herzogin, über die Plane, welche sie für die Erziehung ihres Sohnes hegte, Scheu zu tragen. Auf die mißbilligende Bemerkung ihres Vaters, daß man im Schlosse fast nur noch Franzosen im Dienste habe, entgegnete sie, die Noth dieser geflüchteten Leute und die Rücksicht auf die Fürbitte der Herzogin hätten sie dazu gebracht, sich ihrer zu bedienen. Und, fügte sie mit einer gewissen Ueberwindung hinzu, wenngleich ich selbst für Renatus die alten, uns angestammten deutschen Diener lieber gehabt hätte, so ist es doch andererseits viel werth, daß er jetzt nur Personen um sich findet, die ihn in seinen religiösen Begriffen nicht verwirren. Kinder haben des völligen Einklanges in ihrer Umgebung sicherlich am nöthigsten.

Die Eltern ließen diese Unterhaltung fallen; aber es gab der Gegenstände in Schloß Richten gar zu viele, die man nicht berühren mochte. Der Graf, der schon aus der Ferne von den schwankenden Vermögensverhältnissen seines Schwiegersohnes Kunde gehabt hatte, überzeugte sich, daß der Schade tiefer gehe, als er geglaubt, und versuchte, da er viel praktische Umsicht besaß, dem Freiherrn unter der Hand zu rathen, wie man mit dem Verkaufe eines Theiles der Güter den andern sichern und dauernd erhalten möge. Der Freiherr wies jedoch jede Mittheilung und jeden Rath zurück. Man war und blieb also beisammen, ohne mit einander zu leben. Man hätte einander lieben mögen, brachte es aber nicht weiter, als bis zu einer gegenseitigen nachsichtigen und mitleidigen Duldsamkeit. Wie die Eltern auch an der hinsiechenden Tochter hingen, wie schwer die Trennung ihnen werden mußte, sie sprachen nicht davon, ihren Besuch über die festgesetzte Zeit zu verlängern, und weder der Freiherr noch Angelika vermochten sie dazu aufzufordern, denn die Einweihung der Kirche stand nahe bevor, es gab für diese noch mancherlei zu ordnen, und man durfte nicht wünschen, den Grafen und seine Gattin zu Zeugen derselben zu haben.

Der zweite Besuch, welchen ihre Eltern der Baronin in Richten machten, war dem ersten in vieler Beziehung ähnlich, und Angelika erfuhr an sich selber, wie wundersam oftmals in unserem Leben entfernte Zeitpunkte einander gleichen, wie sich zu wiederholen scheint, was wir erleben, während wir selbst uns gewandelt finden und Alles um uns her gewandelt ist.

Weil man sich vor dem Scheiden gefürchtet hatte, fühlte man sich leichter, als es überstanden war, und wie nach der ersten Abreise ihrer Eltern wurden auch dieses Mal der Freiherr und Angelika durch eine äußerliche Thätigkeit in Anspruch genommen.

Siebzehntes Capitel.

Die Beschwerden, welche der Caplan bei seinem Bischofe, und die Meldung, welche der Pastor bei der Regierung gemacht hatte, hatten ihre Früchte getragen. Mit dem Bischof durfte man sich leicht zu verständigen hoffen, denn die Entfernung des Pastors war bei dem Freiherrn, selbst wenn er genöthigt sein sollte, ihn zu pensioniren, eine beschlossene Sache, und die Errichtung eines Pfarramtes in Rothenfeld, für welches natürlich der Caplan ins Auge gefaßt war, stimmte den Bischof für alle Maßnahmen des Freiherrn im Voraus günstig. Einmal von seinen drückenden Verlegenheiten befreit, bewegte dieser Letztere sich in seiner alten Weise, und da er, was er unternahm, vollständig zu thun, was er besaß, vollkommen zu besitzen liebte, wollte er, nun der Bau beendigt war, die Kirche auch mit einem vollständigen Personal versehen. Der ansehnliche Vorrath von Kirchengeräthschaften, den man in der alten Capelle im Schlosse seit zwei Jahrhunderten gesammelt und der mit den neuerworbenen Stücken schon einen hübschen Kirchenschatz begründete, sollte seinen Sacristan bekommen, man mußte einen Glöckner haben, der den Kirchendiener machte, und vor Allem wünschte der Freiherr, der ein großer Freund des Kirchengesanges war, die Einweihung der Kirche nicht ohne einen solchen zu vollziehen.

Von diesem Verlangen bis zu dem Gedanken, sich dauernd ein Quartett von Knabenstimmen für die Kirche zu sichern, war es für den Freiherrn nicht weit. Angelika erhob ihre

wirthschaftlichen Bedenken dagegen, indeß der Freiherr wußte sie über dieselben zu beruhigen und fand den Weg, sie für seine Wünsche zu gewinnen. Er meinte, da man nur eine kleine katholische Gemeinde für die Kirche habe, müsse man eine wohlthätige Stiftung mit der Kirche in Verbindung setzen, und dies sei ohne große Opfer auszuführen. Wenn man einen jungen Geistlichen zum Sacristan ernenne, der des Orgelspieles mächtig und im Stande sei, einigen Knaben außer dem Unterrichte der Musik den gewöhnlichen Schulunterricht zu ertheilen, so könnte man neben der Kirche eine kleine katholische Schule errichten und sich, wenn man die heranwachsenden Knaben immer zu den Lebensberufen anleitete, für welche sie Anlage oder Neigung bethätigen, allmählich eine Anzahl wohlerzogener katholischer Handwerker oder Beamten heranbilden, die zugleich den Stock für die Ausbreitung der Kirche innerhalb der Herrschaft abgeben würden. Vier Knaben aus armen und wohlgesitteten Familien zu erziehen, war sicherlich ein gutes Werk, und eine solche kleine Colonie auf den Gütern zu erhalten, keine Aufgabe, welche irgendwie die Kräfte des Gutes überschritt.

Für ein solches wohlthätiges Unternehmen durfte man natürlich sicher sein, die Zustimmung der Baronin schnell zu erlangen, und der Bischof, dem so unerwartet die Möglichkeit geboten wurde, einen jungen Geistlichen anzustellen, ein paar Leute als Glöckner und Kirchendiener zu versorgen und einigen strenggläubigen Familien durch Unterbringung ihrer Söhne seine Zufriedenheit auszudrücken, stimmte dem ganzen Vorhaben mit großer Anerkennung bei.

Aber auch den Wünschen des Caplans kam die Absicht des Freiherrn entgegen. In der entsagenden und begeisterten Liebe seiner Jugend hatte er sich von der Welt zurückgezogen und auf eine weitgreifende Thätigkeit innerhalb der Kirche, ja, selbst auf das Walten in einer Gemeinde verzichtet, um dem

Andenken einer Geschiedenen zu leben, um ihrem Bruder nahe zu sein und sich selber aufzuerbauen. Indeß eine Jugendliebe wirft nur bleiche Strahlen auf das spätere Leben, und wenn der Caplan sich auch sagen durfte, daß er Angelika der Kirche gewonnen habe, war doch grade mit den fortschreitenden Jahren oft der schmerzliche Gedanke über ihn gekommen, daß er das reiche Maß seiner Kräfte nicht genug gebraucht, daß er nicht genug gewirkt für die Verbreitung und den Ruhm der Kirche, der er angehörte; und eben die letzten traurigen Ereignisse in Rothenfeld hatten ihm wie eine Mahnung gedäucht, die ihm noch vergönnten Lebenstage eifriger zu benutzen.

Es schien ihm ein Wink des Himmels, ein sichtbares Eingreifen des Höchsten zu sein, daß Gott der neugegründeten Kirche, wie in den ersten Tagen des Christenthums, gleich ihren Blutzeugen zugesellt, und die Vorstellung, daß dies Alles habe geschehen müssen, um ihm eine Mahnung und ein Sporn zu sein, ward immer mächtiger in ihm. Er hatte mit ruhiger Erhebung einst der Grundsteinlegung zu der Kirche beigewohnt, ihren sehr verzögerten Bau gelassen fortschreiten sehen; nun zählte er die Tage, welche bis zu ihrer Einweihung vergehen mußten.

Seit seinen jungen Jahren hatte er die Kanzel nicht betreten, nicht unter der erhabenen Wölbung eines Gotteshauses gepredigt, nicht vor dem Altare einer Kirche die Messe celebrirt. Viele Hoffnungen waren ihm verloren gegangen, auf Manches hatte er verzichten lernen. Er begann zu fühlen, daß er älter werde, weil der Kreis seiner Wünsche, Plane und Erwartungen sich verengte. Neues Streben und damit neue Hoffnung in sich aufnehmen, heißt aber, sich eine neue Jugend schaffen, und wie sollte man diesem Reize widerstehen, auf diese Möglichkeit verzichten, so lange man noch die Kraft dazu empfindet? Es war die Sehnsucht nach verlängertem Leben, ohne welche der Mensch

dem Tode noch früher verfallen würde, es war das halb unbewußte Verlangen nach Lebensluft, die in dem einft fo entfagungsfähigen Manne noch im hohen Mannesalter den Ehrgeiz weckten.

Er und der Freiherr theilten jetzt den Verdruß, den fie Seitens der proteftantifchen Kirche zu tragen hatten, und fanden fich in der Thätigkeit für die Einweihung der Kirche mit Genugthuung zufammen. Man hatte fchon lange eines der zum Amte gehörenden, aber außerhalb des Amthofes und fehr nahe bei der Kirche gelegenen Gebäude zur Kirchenwohnung erfehen. Bisher hatten die Wirthfchafter fie inne gehabt; nun, da man dem künftigen Amtmanne überhaupt kein fo breites Leben wie den Steinerts einzuräumen dachte, follten die Wirthfchafter im Amthaufe ihr Unterkommen finden und der Sacriftan mit den vier Knaben, welche der Freiherr zu Affiftenten bei dem Gottesdienfte zu haben wünfchte, ihre Wohnung bei der Kirche erhalten. Es war dabei auf einen verheiratheten Glöckner abgefehen, der die Befeftigung des Sacriftans und feiner Schüler übernehmen könne.

Eine Zeit lang hatte der Freiherr, von der Herzogin beeinflußt, wohl die Abficht gehegt, auch den Caplan nach Rothenfeld überfiedeln zu laffen; aber er hatte deffen Anwefenheit, während jener mit der Baronin in der Stadt gewefen war, doch mehr vermißt, als er erwartet haben mochte, und grade der Hinblick auf Angelika machte es ihm wünfchenswerth, den ihr fo werthen Mann in ihrer Nähe und auch in der Nähe des Knaben zu laffen, dem die Aufficht und der Unterricht des Caplans mit jedem Tage nöthiger werden mußten.

Während man in nächtlicher Stille die Särge aus dem bisherigen Erbbegräbniffe in die Marmorgruft der neuen Kirche brachte und der Caplan die weißen Rofenbüfche an der Eingangsthür derfelben pflanzen ließ, während die Kanzel ihre letzten Verzierungen erhielt, der aus der Stadt angelangte Beichtftuhl

aufgestellt ward und der Freiherr sich mit dem Fürstbischof ins Einvernehmen setzte, damit dieser, der den Grundstein eingeweiht, auch am Margarethentage die Einsegnung des fertigen Baues übernähme, ward er es nicht sonderlich gewahr, daß die Herzogin ungewöhnlich viel Briefe erhielt und schrieb, daß sie öfter theilnahmslos erschien und, seit der Graf und die Gräfin Berka das Schloß verlassen hatten, von Reiseplanen sprach, die ihr neuerdings gekommen sein mußten, denn es war nie davon zuvor die Rede gewesen. Sie zeigte sich jetzt weniger als sonst bemüht, den Freiherrn zu unterhalten, bewies der Kranken wirklich jene Sorgfalt, deren Anschein sie während des Besuchs der Berka'schen Familie angenommen hatte, und trotz ihrer Abneigung gegen die Herzogin konnte Angelika es nicht übersehen, daß eine Veränderung mit derselben vorgegangen war und daß sie jetzt wieder mehr als in den verwichenen Jahren dem Bilde entsprach, welches Angelika in den ersten Tagen sich von ihr gemacht hatte.

Als der Postbote wieder einmal nach der Stadt geritten war, um die Posttasche abzuholen, brachte er in dieser neben dem eigenhändigen Schreiben des Fürstbischofs, das seine Zusage enthielt, auch ein großes, aus der Residenz kommendes, mit mehreren Siegeln verschlossenes Paket für die Herzogin, sowie die Antwort Seba's auf die Sendung und die Briefe des Freiherrn und Angelika's.

Seba dankte dem Freiherrn in einem kurzen Schreiben, dessen formvolle Haltung er rühmend anerkannte, für die Freude, die er ihr bereitet, für die gütige Weise, in welcher er ihren geheimen Wunsch errathen und befriedigt habe. Auch der Brief an die Baronin war nicht eben lang. Seba schickte ihr, da sie augenblicklich über kein anderes Bild von sich verfügen konnte, ein kleines, in Pastell gemaltes Portrait, das sie in ihrem sechszehnten Jahre darstellte. Es war kurz vor der Zeit gemacht

worden, in welcher sie den Grafen hatte kennen lernen, und der ganze Zauber seelenvoller Kindlichkeit und Unschuld lag in dem Bilde noch über dem edlen, holden Antlitze ausgebreitet. Die Baronin hatte dieses sie rührende Bild, das in der Stube des Vaters hing, nie zuvor gesehen.

„Sei um mich nicht in Sorge", schloß Seba ihren Brief an die Baronin. „Es ist mir wohler und freier um das Herz, als seit gar langer Zeit. Nicht alle Naturen können die gleiche Straße gehen und jede muß ihre Befreiung und Befriedigung auf ihre eigene Weise suchen. Da ich Dich liebe, thut es mir wohl, Dich in Deinem Glauben und in Deinem Anlehnen an Deine Kirche glücklich zu denken; gönne Du mir, da Du mich liebst, die Erhebung und Auferbauung meiner Seele und meiner Zukunft auf meine Weise. Du erwarteſt die Gerechtigkeit aus der Hand des Höchsten, der mit seiner Vorsehung Dein Leben lenkte; ich entbehre dieses Glaubens, ohne der Ueberzeugung und des Trostes zu entbehren, daß unsere selbstbestimmten Thaten in unseren Leiden und Freuden ihre Folgerichtigkeit haben; und Deine Liebe und die letzten Augenblicke, die ich mit Dir verlebte, haben mir dies wieder vollgültig dargethan. Die Genugthuung, deren ich bedurfte, ist mir jetzt geworden.

„Der Herr Baron und Du, meine Angelika, legen es mir beide nahe, eine Bitte, der Gewährung sicher, an ihn zu richten. Sie soll denn, wenn auch nicht eigentlich für mich, gesprochen werden. Herbert, der jetzt seine Aufgabe im Dienste des Herrn Barons vollendet hat, ist mir sehr werth und mir in manchen schweren Stunden ein Freund gewesen. Er sehnt sich, seine Eva in das Haus zu führen, das Du mit uns bewohnt hast und das er in diesen Tagen von meinem Vater für sich kaufte. Lege das Glück meines Freundes dem Herrn Baron ans Herz. Herbert und Eva sind zwei so einfache, so schuldlose Naturen,

daß es, wie ich mir denke, auch Dich erfreuen müßte, sie bald vereinigt zu sehen. Herbert hat seine Aufgabe zu des Herrn Barons Zufriedenheit beendet, möge dieser seinen Baumeister dafür in der Weise belohnen, die ihn am meisten beglücken wird! — Ich spreche diese Bitte ohne Herbert's Wissen aus. Sollte es Dir, wie ich es für möglich halte, angemessener scheinen, sie als Deinen Wunsch zu bezeichnen, so nenne mich nicht, und laß uns, wie in Liebe, so in dem stillen, verschwiegenen Wirken für das Glück der Anderen stets verbunden bleiben!"

Achtzehntes Capitel.

In Rothenfeld und in Richten, im Amthofe wie im Schlosse hatte man vollauf zu thun. Der Glöckner mit Frau und Kindern, der Sacristan mit seinen vier Schülern waren eingetroffen. Eva hatte auf Anweisung des Freiherrn das Haus für sie eingerichtet, die Vorräthe für den ersten Bedarf des neuen Hausstandes herbeigeschafft, und wie leicht der Freiherr dies auch veranschlagte, fiel es für die Verwaltung doch immer in das Gewicht, denn der Unterhalt für zehn Personen will erworben sein.

Im Schlosse langte um die festgesetzte Stunde der Fürstbischof, wie zur Grundsteinlegung, mit seinen Vicaren und Caplänen an, und Angelika, obschon sie sich danach zurückzog, um ihre Kräfte für den nächsten Tag zu Rathe zu halten, ließ es sich nicht nehmen, ihm bis an die Schwelle ihres Hauses entgegen zu gehen. Sie wollte die erste sein, welche des verehrten Greises Segen für sich und ihren Sohn erbat.

Im Laufe des Tages hatte der Bischof verschiedene besondere Unterredungen mit dem Freiherrn und mit dem Caplan; auch mit der Herzogin wanderte er im letzten Sonnenscheine noch auf der Terrasse umher. Renatus, an dem sie, ohne auf ihn zu achten, mehrmals vorübergegangen waren, hörte, daß sie von Italien sprachen, und fragte am Abende die Mutter, weßhalb sie nicht auch einmal nach Italien reisten, wenn es dort so schön sei.

Herbert war schon seit zwei Tagen im Amthause. Er hatte dem Freiherrn am bestimmten Termine den Bau übergeben, die

Schlüssel ausgeliefert, und dieser hatte es an Lob und Anerkennung für den Architekten auch jetzt nicht fehlen lassen. Eine Einladung, in das Schloß zu kommen, war an Herbert nicht ergangen, aber der Freiherr hatte ihn aufgefordert, am Abende des Festtages sich zu der Mahlzeit auf der Birkenhöhe einzustellen, und er hatte dies schicklicher Weise nicht ablehnen dürfen, obschon ihm jede Begegnung mit den Schloßbewohnern peinlich war.

Die ganze Nacht hindurch hatte der Gärtner mit seinen Gehülfen Kränze und Guirlanden zu den Ehrenbogen geflochten, die den Eingang der Kirche, den Altar wie die Kanzel zieren sollten. Als der Morgen in seiner Herrlichkeit heraufzog, waren der Gehülfe und Herbert schon auf den Füßen, um die Ausschmückung für die Kirchenfeier zu überwachen und zu leiten.

Es hatte in der Nacht stark gethaut, nun dehnten und wiegten sich unter dem heißen, entfaltenden Sonnenstrahle die feuchtglänzenden Blätter und Gräser. Kein Wölkchen stand am Himmel. Ueber die Getreidefelder wehte der Morgenwind, daß die Halme sich neigten und hoben und die noch weiß schimmernde Aehrenfülle des Weizens und der Gerste sich unter dem leisen Luftzuge wie die zitternden Wellen eines glänzenden Wasserspiegels schillernd bewegten. Die Vögel stiegen überall aus Feld und Busch empor und schwangen sich mit jubelndem Gesange hoch hinweg über das goldene Kreuz des Kirchthurmes, welches, wie Angelika es einst ersehnt hatte, jetzt weithin leuchtend in die Ferne strahlte.

Früh um neun Uhr ging der Glöckner zum ersten Male an sein Amt.

Angelika stand an dem Fenster ihres Zimmers; sie sah gedankenvoll in die Gegend hinaus. Ich habe einen sonderbaren Traum geträumt, sagte sie zu Marianne. Ich ging allein, vor euch Allen in die Kirche; es war ein prächtiger Tag, und ich fühlte mich so leicht, daß ich die Erde gar nicht berührte. Ich

wandelte ruhigen Schrittes durch die Luft, ohne mich darüber zu verwundern. Nur Eines fiel mir auf: die Tannenbäume, welche vom Gitter nach der Kirche führen, standen in voller Blüthe und trugen statt der Zapfen die schönsten weißen Rosen. Ich freute mich so darüber!

Indem sie diese Worte sprach, ertönten die ersten Schwingungen der Glocken durch die Weite. Angelika's Herz wallte auf, sie hielt in ihrer Erzählung inne und knieete nieder.

Es drängte sie, dem Herrn dafür zu danken, daß er sie die Erfüllung ihres Gelöbnisses erreichen lassen, daß sie den Tag erlebte, an welchem die Glocken ihrer Kirche fernhin mahnend zu ihr hinüber schallten, und sie dachte nicht daran, daß es andere, ganz andere Gefühle waren, welche dieser fremde Klang in den Herzen ihrer Unterthanen weckte.

Nach kurzem, inbrünstigem Gebete richtete sie sich auf. Sie mußte ihren Gatten sehen.

Du hier? rief er, als sie bei ihm eintrat, und ihre Hand ergreifend, hieß er sie willkommen, während er sie zu einem Sessel geleitete. Die Glocken der Kirche tönten fort und fort. Der Freiherr und Angelika waren beide sehr bewegt. Sie fühlten sich durch ein gemeinsam Gewolltes und Erreichtes, sie fühlten sich durch die heiligsten Bande, durch die schmerzlichsten Erinnerungen, durch Leiden und Freuden, durch die Hoffnungen und Sorgen für ihres Sohnes Zukunft verbunden und zu einander gehörend. Niemals waren sie in ihrem Denken und Empfinden mehr im Einklange gewesen, als unter dem ersten, feierlichen Läuten dieser Glocken, und doch hatten sie es verlernt, sich einander vertrauend hinzugeben. Vereinsamt und zagend standen sie sich gegenüber, das Herz that beiden wehe, weil jeder von ihnen seine Aufwallung zurückhielt.

Endlich überwand der Freiherr sich. Wir sind am Ziele, sagte er, und wie man auf der Höhe eines Berges der Mühen,

mit denen man ihn erstieg, leicht vergißt, um sich der herrlichen Fernsicht zu erfreuen, so dürfen auch wir, der Opfer, die wir bringen müssen, fortan nicht mehr gedenkend, uns des Geschaffenen erfreuen, das denen, die nach uns kommen werden, von uns Kunde geben und unsere Namen in eine ferne Zukunft tragen wird. Laß uns einander Glück dazu wünschen!

Er küßte sie mit Feierlichkeit auf die Stirne, und unfähig, ihre Erschütterung zu verbergen, zu scheu, sich ihm in die Arme zu werfen, küßte sie ihm die Hand. Das fuhr ihm wie ein Stich durchs Herz.

Angelika, Beste, was thust Du? rief er erschrocken aus. Aber sie sah ruhig zu ihm empor und sagte: Laß es geschehen! Es hat mir wohlgethan, lieber Franz, Dich so mild gestimmt zu finden, und ich gewinne dadurch den Muth, eine Bitte an Dich zu richten!

Er setzte sich an ihre Seite; sie blieb eine Weile in schweigendem Nachdenken versunken, dann sagte sie: Ich möchte mich dazu des Bildes bedienen, das Du eben jetzt gebrauchtest, Lieber! Man sieht vom erreichten Ziele die Dinge freier an, und — Du wirst Dich darüber so wenig zu täuschen vermögen, als ich — auch mein Ziel wird bald erreicht sein! Da möchte ich den Personen, denen ich genaht bin, so weit es möglich ist, gern freundliche Erinnerungen hinterlassen!

Der Freiherr unterbrach sie. Sie hatte bisher niemals von der Wahrscheinlichkeit ihres frühen Todes zu ihm gesprochen. Er versuchte ihre Ahnung zu bekämpfen, er wollte sich selber die Wehmuth verscheuchen, es gelang ihm Beides nicht.

Was uns auferlegt ist, werden wir erwarten und tragen müssen, sagte Angelika ergeben, aber erfülle meinen Wunsch. Lege noch heute Eva's Hand in Herbert's Hand. Es würde mich schmerzen, wenn er, der uns so schön gedient, und der — jetzt wirst Du mir es glauben — rein und ehrenhaft Dir gegenüber dasteht, unserer mit Abneigung gedenken sollte.

Der Freiherr schloß, wie unter einer schmerzlichen Berührung, unwillkürlich die Augen, seine Brauen, seine Lippen preßten sich zusammen: Angelika blieb ruhig und gelassen. Das Erlebte lag weit hinter ihr.

Der Tag ist uns, die wir den Bau begründet haben, ein hohes Fest, sprach sie; Du wünschest ihn der Herzogin zu einem Ehrentage zu machen. Laß ihn für Herbert, für Eva und für ihren Bruder gleichfalls zu einem Tage freudiger Erinnerung werden, und auch mein Herz wird ihn dann als einen doppelt gesegneten empfinden, denn ich werde Deine Verzeihung in der Gewährung meiner Bitte empfangen zu haben glauben.

Laß die Vergangenheit begraben sein, laß uns auf die Zukunft blicken, sagte der Freiherr mit milder Abwehr, und sei es, wie Du's wünschest. Noch heute will ich Eva meine Zustimmung verkünden.

Angelika dankte ihm dafür. Sie wollte Zeit und Stunde wissen; ihr Gatte bat, ihm dies zu überlassen; er wollte sich wie immer die Freiheit augenblicklicher Entschließung vorbehalten.

Inzwischen war es Zeit geworden, sich nach der Kirche zu begeben. Wie vor acht Jahren fuhr man in vier Wagen durch das Dorf, weniger noch als damals ließen die Gutsinsassen sich blicken. Es war Sonntag; sie waren vollzählig zu ihrem Pfarrer in die Kirche gegangen. Die Pfarrerin hatte diesen mit Bitten und mit Thränen davon abzuhalten gestrebt, daß er eben an dem heutigen Tage ein Aergerniß gäbe, aber der Pastor ließ es sich nicht nehmen, grade heute mit feurigem Worte sein Herz vor der Gemeinde auszuschütten und sie zu warnen, daß sie sich nicht durch äußeren Glanz und äußeren Vortheil verführen lassen sollte.

Der Amtmann und Eva fehlten in der Kirche. Wie sehr sie ihren alten Pfarrer auch verehrten, sie hatten zu viel Freude an dem Ehrentage Herbert's; sie waren dem Baue durch alle seine Stufen mit zu großer Theilnahme gefolgt, als daß sie es

sich und Herbert hätten versagen mögen, das schöne Bauwerk in seinem ersten Schmucke zu sehen, die ersten Orgeltöne in diesem Gotteshause erklingen zu hören.

Die Wagen machten außerhalb des Kirchhofes Halt. Der Freiherr, seine Gattin am Arme, seinen Sohn an der Hand, durchmaß den mit Blumen bestreuten Weg. Da er und Angelika sich in der Vorhalle mit dem geweihten Wasser netzten, war es ihnen, als hätten sie dies nie zuvor gethan, und es durchschauerte sie feierlich.

Von der Herzogin begleitet, begaben sie sich in die herrschaftliche, der Kanzel gegenüber gelegene Loge. Die katholische Dienerschaft aus dem Schlosse hatte unten in den Bänken Platz genommen. Unter dem Portale empfing der Caplan, als Pfarrer der neuen Kirche, den Fürstbischof und sein Gefolge. In vollen, jubelnden Klängen ließ die schöne Orgel ihr Halleluja ertönen, die Chorknaben schwangen die silbernen Weihrauchgefäße, und das große, bischöfliche Kreuz voraufgetragen, schritt der Bischof mit seinem Gefolge dem Altare zu, die erste Messe in der Kirche zu lesen.

Dann bestieg der Pfarrer seine Kanzel, und Angelika wie der Freiherr glaubten ein Wunder vor sich zu sehen. Wie verjüngt strahlte sein Antlitz, mit fremdem, mächtig ergreifendem Tone schallte seine Stimme von der hohen Wölbung der Kuppel zurück. Er fühlte die Begeisterung, das Feuer und den Eifer seiner jungen Jahre in sich wiederkehren, die rückwirkende Kraft der Gemeinde erwies sich an ihm mächtig, und er kannte die Herzen derer, zu denen er zu sprechen hatte, genau genug, um die Worte zu finden, mit denen er sie bewegen konnte. Er wußte, was dem Hause derer von Arten fehlte, er war diesem Hause durch ein langes Leben so eng verbunden gewesen, der Freiherr und Angelika waren seinem Herzen jeder auf seine Weise so nahe verwandt, daß es keiner Kunst bedurfte, daß er nur der eigenen Eingebung zu folgen brauchte, um sie mit sich zu erheben.

Mit stolzem Selbstgefühle verließ der Freiherr nach beendigtem Gottesdienste seinen Sitz. Er ließ Herbert herbeirufen, um ihn dem Fürstbischof vorzustellen. Angelika sah ihn in diesem Augenblicke zum ersten Male wieder. Als auch sie ihm dankte und ihm ihre Hand hinreichte, wagte er es, sie an seine Lippen zu ziehen, und sie sah Thränen in seinem Auge, die sie sich zu deuten wußte.

Ja, sprach sie, ich bin recht krank, aber heute mag ich nicht daran denken, heute ist es auf lauter Freude abgesehen, und ich hoffe Sie am Abende noch zu begrüßen.

Die Herrschaften und der Bischof nahmen die Kirche und die Kirchenwohnung in Augenschein; sie belobten Alle den Baumeister; Herbert hatte heute ein großes Wohlgefallen an der Anerkennung, denn Eva und ihr Bruder hörten sein Lob und waren stolz auf ihn; aber der Anblick der Baronin ließ in ihren guten Herzen keine wahre Freude aufgehen.

In demselben Zuge, in welchem man sich nach der Kirche begeben hatte, verließ man sie. Angelika schien keine Ermüdung zu empfinden. Sie machte bei dem Mittagbrode, das man dem Bischofe zu Ehren veranstaltet hatte, mit Freundlichkeit die Wirthin; sie empfing die zahlreichen Gäste aus der Nachbarschaft, welche man für den Abend eingeladen hatte, das Namensfest der Herzogin zu begehen.

Der schöne Tag machte dem mildesten Abende Platz. Man brachte die letzten Stunden des Nachmittags auf der Terrasse zu. Als die Sonne sank, fuhren die Wagen vor, um diejenigen, welche, wie Angelika, die Mühen des Weges zu scheuen hatten, nach der Birkenhöhe hinauf zu bringen. Der Justitiarius, der Amtmann und Eva hatten Einladungen zu dem Abendbrode erhalten, das man oben einzunehmen dachte. Herbert und der Gehülfe, wie das ganze Gefolge des Bischofs, befanden sich selbstverständlich unter der Gesellschaft. Bei einem im Freien ver-

anstalteten Feste brauchte man mit den Einladungen nicht so ängstlich zu sein.

Der Park war belebt wie in den glänzendsten Tagen des Hauses, der Freiherr recht eigentlich in seinem Elemente. Der Fürstbischof, die geistlichen Herren seines Gefolges, die Herzogin, die adeligen Familien der Nachbarschaft bildeten eine stattliche Versammlung.

Als man oben auf der Höhe anlangte, fand man den neuerbauten kleinen Tempel in allen seinen hervorragenden Linien mit Blumenguirlanden geschmückt. „Der Freundschaft!" war mit goldenen Buchstaben über der Eingangsthüre zu lesen. Man hatte die Marmortafel, welche diese Inschrift trug, erst während des Tages angebracht. Eine sanfte Musik ertönte aus dem Innern des Baues, die Thüren öffneten sich, das Bild der Herzogin, welches während ihres Aufenthaltes in der Stadt im Auftrage des Freiherrn von einem geschickten Maler ausgeführt worden war, hing reich bekränzt dem Eingange gegenüber. Man hatte davor eine Art von Altar aufgerichtet, auf welchem Blumen und Feldfrüchte, Garten- und Feldarbeits-Geräthschaften wie in einem Tempel der Ceres und der Flora aufgestellt waren. Von dem Sacristan wohl eingeübt, sang das Quartett der Knaben ein Loblied auf die Herzogin, das von dem Freiherrn selber dem Schiller'schen „Mädchen aus der Fremde" nachgedichtet worden war.

Bei der Strophe:

Sie theilte jedem eine Gabe,
Dem Früchte, jenem Blumen aus;
Der Jüngling und der Greis am Stabe,
Ein jeder ging beschenkt nach Haus —

führte der Freiherr die Gefeierte vor den Altar. Unter den dort aufgestellten Geräthschaften befanden sich verschiedene kleine Körbe, in denen auf und unter blühenden Blumen, mit den Namen der anwesenden Personen bezeichnet, die mannigfachsten

Geschenke vorbereitet lagen. Er händigte ihr das erste dieser Körbchen aus und bat sie, als Schützerin dieses Tempels, der fortan ihren Namen tragen sollte, den versammelten Freunden ein Andenken an sich zu hinterlassen.

Die Herzogin, solcher Darstellung im höchsten Grade mächtig, unterzog sich mit vollendeter Anmuth ihrer Aufgabe, und eine gewisse Rührung, eine ihr sonst fremde Weichheit verliehen den Geschenken, die sie auszutheilen hatte und die dem Range der Herzogin wie dem Ansehen der Empfänger angemessen waren, einen erhöhten Werth.

Schweigend und in sich selbst versunken wohnte Angelika dem Schauspiele bei. Sie schien es kaum zu bemerken. Ihr Auge sah durch die offenen Bogenfenster in das Thal hinaus. Auch Herbert hatte wenig Sinn für die gegenwärtige Feierlichkeit. Er ahnte, was in dem Herzen der Baronin vorging.

So, im sinkenden Tagesscheine, hatte er einst mit ihr auf dieser Höhe gestanden, hier auf dieser Stätte war sie ihm als das Urbild edler Schönheit erschienen, hier hatte ihre Trauer ihm das Unglück ihres Lebens enthüllt, hier hatte er sich ihr in selbstloser Freundschaft zu eigen geloben wollen — und schon damals hätte ihr Ausruf: „Hier oben dürfen wir keine Kirche bauen!“ ihm verrathen können, was später ihm so verwirrend und so schmerzlich klar geworden war.

Ihr, der Reinen, der erhabenen Seele hätte er hier einen Tempel der Erinnerung errichten mögen, und man weihte diese Stätte dem Andenken jener fremden Frau, deren selbstsüchtige Arglist Angelika's Glück untergraben und zerstören geholfen. Er konnte die Augen nicht von der Baronin wenden, auch Eva dachte nur an sie.

Man schämt sich seines Glückes, wenn man auf sie blickt! sagte sie zu Herbert, der sich zwanglos an ihrer Seite hielt.

Der Freiherr wies den einzelnen Gästen mit leichter Hand-

bewegung die Reihenfolge an, in welcher sie sich der Herzogin zu nähern hatten. Die gute Stimmung wuchs von Minute zu Minute. Zwischen den einzelnen Strophen des Gedichtes waren kleinere, die Vertheilung begleitende und sich in raschem Rhythmus und in heiterer Melodie leicht bewegende Verse eingelegt. So ging es fort, bis die geladenen Gäste alle ihre Gaben empfangen hatten und auf ein Zeichen des Freiherrn der Architekt an den Altar beschieden wurde.

Als er sich demselben näherte, erhob sich Angelika von ihrem Platze, winkte Eva zu sich heran, und während sie selbst das überraschte Mädchen an Herbert's Seite geleitete, sangen die Knaben die Schlußverse des Gedichtes:

Doch nahte sich ein liebend Paar,
Dem reichte sie der Gaben beste,
Der Blumen allerschönste dar!

und Eva's und Herbert's Hände in einander legend, sagte Angelika leise, daß nur die beiden es vernehmen konnten: Seid glücklicher, als ich, und denket meiner, wenn ich nicht mehr bin!

Herbert und Eva sanken ihr zu Füßen, die Gesellschaft rief ihren Beifall und ihre Glückwünsche aus. Man merkte es nicht, daß Angelika noch bläßer geworden war und leise ihre Thränen trocknete. Herbert und Eva waren ein so schönes Paar.

Die ganze Erfindung und Ueberraschung war vollkommen im Sinne der Gesellschaft, und man hatte auch mehr zu thun, denn draußen waren inzwischen die Lampen angezündet, der Tempel, die Höhe, der Garten, die Terrasse, das Schloß strahlten im Lichtglanze der Illumination, und während von den dem Tempel gegenüber gelegenen Ruinen des alten Schlosses die ersten Garben des Feuerwerks in die Höhe stiegen, brachte der Fürstbischof selber in dem schäumenden Champagner, den die Diener zu credenzen begannen, den ersten Toast auf das Bestehen, Wachsen und Gedeihen des von Arten'schen Geschlechtes aus.

Neunzehntes Capitel.

Die Gäste hatten das Schloß verlassen, der Tag war bewölkt, die Baronin hütete das Lager, weil sie sich mehr zugemuthet, als ihre Kräfte leisten konnten; auch der Freiherr und die Herzogin waren ermüdet und hielten sich in ihren Gemächern. Der Herr Pfarrer, wie die Kirchenbeamten und der Sacristan den Caplan jetzt nannten, beantwortete in des Freiherrn Namen die Vorstellungen, welche diesem von Seiten des Superintendenten auf die Beschwerden des Pastors gemacht worden waren. Der neue Pfarrer allein war zu einer großen Thätigkeit aufgelegt, während der Freiherr jene Erschlaffung und jene Leere fühlte, welche nach der Vollendung einer großen Arbeit, eines großen Unternehmens sich immer einzustellen pflegen.

Gegen den Abend machte die Herzogin ihm den Vorschlag, einen Spaziergang nach der Margarethen-Höhe, so nannte man den Hügel jetzt, zu unternehmen. In ruhigem Gespräche durchwanderten sie den Park, stiegen sie den Hügel hinauf. Oben angelangt, setzten sie sich auf einer der nach antikem Vorbilde gearbeiteten Steinbänke nieder, welche man dort aufgestellt hatte. Trotz des schönen Abends machten der Platz und der Tempel heute keinen guten Eindruck. Die Blumenguirlanden waren welk geworden, das Gras des Rasenplatzes hier und da zertreten. Die Lampen hingen trüb und fahl in den Drähten des Lattenwerkes, auch das Innere des Tempels war noch nicht

wieder hergestellt worden, und das Bild der Herzogin sah in dem matten Lichte wie verschleiert aus.

Wir hätten heute nicht hierher gehen sollen, bemerkte der Freiherr, denn jedes Fest wirft einen Schatten auf den ihm folgenden Tag!

Und doch wünschte ich gerade heute hierher zu kommen und mich an dem Orte, dem Sie so liebenswürdig meinen Namen verliehen, an welchem Sie, mein theurer Vetter, mich so hoch geehrt haben, mit Ihnen über eine Angelegenheit zu besprechen, die ich ohne Ihren Beirath zu ordnen genöthigt gewesen bin, denn Ihre Freundschaft würde mich, ich fühle das, verhindert haben, die Entscheidung zu treffen, zu welcher ich selbst mich schwer genug entschloß.

Sie hielt inne; der Freiherr bat sie, sich zu erklären.

Ich bin nicht wortbrüchig, mein Freund, sagte sie, und ich habe es nicht vergessen, wie Ihre Großmuth mir einst das Versprechen abgenommen hat, daß ich von Ihrer gastlichen Schwelle nicht scheiden würde, bis Sie selbst mich wieder in die Hallen meines schönen Vaudricourt zurückgeleiten könnten.

Und dieses Versprechen ist Ihnen leid geworden? fragte der Freiherr, von einer unangenehmen Ahnung erfaßt.

Sie schüttelte wehmüthig das Haupt. Nein, o nein, versetzte sie, und es wird, glauben Sie es mir, theurer Vetter, zu den erhebendsten Erinnerungen meines Lebens gehören, daß Sie es einst von mir gefordert haben, daß ich Sie auch heute noch geneigt weiß, mir fort und fort das Gastrecht zu gewähren, welches Sie mir mit jener Forderung verhießen. Aber jedes Versprechen, das wir leisten, wird in einem bestimmten Glauben, unter gewissen Voraussetzungen gethan ....

Sie wollen von uns scheiden? rief der Freiherr, tiefer getroffen, als er es selbst in diesem Augenblicke wußte. Sie wollen jetzt, eben jetzt von uns gehen, wo, wenn nicht ein

Wunder geschieht, auf das zu hoffen der Mensch kein Anrecht hat, meinem Hause ein schwerer Verlust und eine einsame, ernste Zeit bevorsteht?

Die Herzogin seufzte. Ich habe mir das selbst gesagt, habe Alles schmerzlich in mir erwogen, und doch bleibt mir keine Wahl. Jedes Versprechen, das wir leisten, wiederholte sie absichtlich, wird in einem bestimmten Glauben, unter gewissen Voraussetzungen gethan. Als ich Ihnen einst gelobte, nicht eher von Richten zu scheiden, bis Sie mich nach Vaudricourt geleiten könnten, glaubte ich an eine Wandlung, an eine nicht ferne Rückkehr zu Ordnung und Gesetz in meiner Heimath, hoffte ich den Thron seines rechtmäßigen Herrschers in Frankreich bald wieder aufgerichtet zu sehen. Diese Hoffnung habe ich für jetzt verloren!

Und was bewegt Sie also zu dem Entschlusse, mit dem Sie uns bedrohen? wandte der Freiherr mehr und mehr verwundert ein.

Die Herzogin wich der Antwort aus. Sie kennen die Huld und Gnade, sagte sie, mit welcher die Gemahlin des Grafen von Provence mich von je her beglückte. Durch die Verhältnisse unseres Vaterlandes an den Hof ihres königlichen Vaters zurückgeführt, wünscht sie mich in ihre Nähe zu ziehen. Die Oberhofmeisterin Ihrer Majestät der Königin ist gestorben, man bietet mir ihre Stelle an, und....

Der Freiherr neigte mit vornehmer Bewegung zustimmend das Haupt: Und Sie finden es ehrenvoller und angenehmer, die Oberhofmeisterin einer Königin zu sein, als einem Landedelmanne in seinem Schlosse fürder die Freude und die Ehre Ihrer Gegenwart zu gönnen! Ich begreife das — und ich gebe Ihnen Recht, vollkommen Recht, fügte er schnell gefaßt hinzu.

Es entstand eine Pause. Die Herzogin wußte vollkommen,

welche Kränkung sie dem Freiherrn bereitete. Aber einer Beobachterin wie ihr waren die sich ändernden Glücksumstände des Freiherrn nicht verborgen geblieben, und sie hatte seit lange daran gedacht, das Schloß und den Freiherrn zu verlassen. Es widerstrebte ihrem Ehrgefühle, Opfer anzunehmen, sobald man anfangen konnte, sie als solche zu empfinden, es widerstrebte noch mehr ihrer Neigung, an dem Krankenlager einer Sterbenden langsam schleichende Tage hinzuleben und in dem freiherrlichen Schlosse die unvermeidliche Einsamkeit des Trauerjahres über sich zu nehmen. Das glänzende Turin, das Leben an dem üppigen Hofe von Savoyen, der Einfluß einer Stellung, wie sie ihr geboten ward, konnten sie nicht schwanken lassen über das, was ihr zu thun oblag, und den Freiherrn mit erkünstelter Unbefangenheit bei seinem Worte nehmend, sagte sie: Ich wußte, daß Sie mich billigen, daß Ihre selbstlose Freundschaft mir den Schritt, der mich so viel Ueberwindung kostet, nicht erschweren würde, und — sagte sie mit einem neuen Seufzer — vielleicht bin ich so glücklich, Sie, mein theurer Freund, in meiner neuen Heimath wiederzusehen, wenn der Schlag gefallen sein wird, der Sie bedroht, wenn es Ihnen zu schwer fallen sollte, hier in dem verwaisten Hause zu verweilen!

Der Freiherr antwortete ihr nicht. Sie erhob sich, trat in den Tempel und sagte, ihr Tuch an ihre Augen drückend: Wie mich es gestern erschütterte, als Sie ahnungslos mich Angedenken an die werthen Menschen vertheilen ließen, die ich Alle nun nicht wiedersehen werde, denn der Befehl der Königin bedrängt mich und bindet mich zugleich!

Sie haben zu befehlen, Herzogin! versicherte der Freiherr.

Sie lächelte. Morgen gehe ich noch nicht, auch übermorgen nicht!

Er sagte ihr, daß er jeden Tag ihrer Anwesenheit als einen

Gewinn betrachten würde, aber sein Ton war kalt, und schweigend traten sie den Heimweg an.

Die bevorstehende Abreise der Herzogin setzte in der ganzen Herrschaft Alles in Erstaunen. Der Freiherr versuchte nicht, sie zu halten, sie fühlte jetzt kein Verlangen mehr, zu bleiben.

Als Adam davon hörte, nickte er traurig mit dem Kopfe. Wenn ein Haus den Einsturz droht, sagte er, gehen die klugen Ratten hinaus!

Der Freiherr ließ es der Herzogin an keiner Bequemlichkeit fehlen. Er war sich das nach seinem Empfinden schuldig. Für den vierten Tag wurden die Pferde bereit gehalten und vorausgeschickt, und ehe die letzten Kränze des Freundschaftsfestes auf der Margarethen-Höhe abgenommen waren, hatte die Herzogin das Schloß und die Gegend verlassen.

Es trat damit eine große Lücke in des Freiherrn Leben ein. Er hatte ihr durch eine lange Reihe von Jahren seine Freundschaft, sein Vertrauen geschenkt, sie hatte ihn beschäftigt, ihn gefesselt und bestimmt; nun war er völlig auf sich selber angewiesen, und er hatte Niemanden, dem er bekennen durfte, was er fühlte, was ihn kränkte. Er wußte, daß der Caplan die Entfernung der Herzogin stets gewünscht, daß Angelika sie heiß ersehnt hatte, und Angelika konnte ihr Lager nicht mehr verlassen. Wie hätte er auch daran denken dürfen, ihr, die er mit so viel Härte von sich gewiesen, der die Herzogin so schweres Leid gebracht, es einzugestehen, daß und wie sehr er diese vermisse!

Schweigend, in sich zurückgezogen ließ er die Tage an sich vorübergehen, und sie brachten keinen erfreulichen Wechsel mit sich. Er hatte Verdrießlichkeiten mit den Behörden, auf den Gütern wuchsen die Widersetzlichkeiten. Die Einweihung der Kirche, ihre Dotirung, die Einführung und Einrichtung der Kirchenbeamten, das Fest auf der Margarethen-Höhe und die Abreise der Herzogin hatten viele Ausgaben verursacht. Sie waren nach der Weise des

Freiherrn alle unerläßlich gewesen, aber sie hatten doch seinen Baarvorrath weit überstiegen und er war aufs Neue genöthigt worden, Geld gegen Wechsel aufzunehmen.

Wie das Jahr zu sinken begann, sanken die Kräfte Angelika's mit ihm. In guten Stunden trug man sie auf die Terrasse hinaus; der Pfarrer, die treue Marianne, ihr Sohn durften sie wenig verlassen. Die Sorge für Renatus beschäftigte sie ganz und gar.

Erziehen Sie ihn zur strengen Zucht! beschwor sie den Pfarrer; machen Sie, daß er in seinem Herzen, in seinem Geiste die Richtschnur finde, die ihn hindert, von dem Pfade der Ehre und der Tugend abzuweichen; machen Sie, daß er unnachsichtig gegen seine Neigungen werde, daß sein Gewissen unbestechlich von seinen Leidenschaften sei! — Sie sprach es nicht aus, daß sie wünsche, er möge seinem Vater und ihrem Bruder nicht ähnlich werden, aber es war unschwer zu ersehen, wohin ihre Plane für die Erziehung ihres Sohnes gingen, und der Pfarrer verstand sie wohl.

Als die Ernte vollendet war, zog der Amtmann von der Herrschaft ab. Es war große Betrübniß unter den Leuten, und auch dem Freiherrn ging es heimlich nahe. Adam hingegen hatte das Scheiden mit Ungeduld erwartet. Sein Haus in Marienau stand wohlgefügt, die Hochzeit seiner Schwester sollte es einweihen, und er hatte jetzt bereits im Stillen sein Auge auf eines Gutsbesitzers hübsche Tochter fallen lassen, die ihm ein Ersatz für Eva zu werden versprach.

Im Herbste schaltete der neue Amtmann mit seiner großen Familie in dem Hause, das die Steinerts über ein Jahrhundert inne gehabt hatten. Da er nicht des Landes, sondern aus einem fernen Theile Deutschlands gekommen war, hatte er ohne Weiteres die Meinung wider sich. Er hielt es, wie der Freiherr, mit einem strengen Regiment, und ein solches mußte er auch

üben, wenn er die Verheißungen wahr zu machen dachte, mit denen er den Freiherrn für sich eingenommen.

Der Herbst war ungewöhnlich hell und mild, das Jahr schien lächelnd verscheiden zu wollen, und lächelnd fand man eines Morgens die Baronin auf ihrem Lager liegend. Sanft lächelnd, Amanda's Rosenkranz, der sie nie verlassen, in ihrer Hand, war sie wie unter dem Eindrucke eines milden Traumes eingeschlafen.

Es war auch ein heller, klarer Herbstmorgen, an welchem man die Leiche der Schloßherrin zu ihrer Ruhestätte in der neuen, von ihr gelobten Kirche führte. Von nah und fern war der benachbarte Adel herbeigekommen, ihr das letzte Geleite nach der prächtigen Familiengruft zu geben.

Der erste Reif lag auf dem Rasenplatze vor dem Schlosse und auf dem Kirchhofe, als der von sechs Pferden gezogene Leichenwagen sie überschritt. Wie weiße Rosen hingen die leicht geballten Flocken des Rauhreifs in den Tannenbäumen des Kirchhofes. Die Freifrau Angelika von Arten-Richten war die Erste des jetzt lebenden Geschlechtes, welche zu den Ahnen ihres Mannes in die Gruft herniederstieg, die Erste, welche dieses Weges ging. Der Traum, den sie am Morgen der Kirchweihe geträumt, fand seine Erfüllung. Sie war die Erste, über deren Asche der Pfarrer ihrer Kirche die Seelenmesse las.

Als die Beerdigung vorüber war und die Fremden das Haus verlassen hatten, befanden der Freiherr und der Pfarrer sich allein in dem Wohnzimmer der verstorbenen Baronin. Der Freiherr, in tiefer Trauerkleidung, ging langsam auf und nieder. Er trat an das eine, er trat an das andere Fenster. Die weithin sich erstreckenden gradlinigen Hecken von Buxbaum, die scharf zugespitzten Obelisken und Taxus-Pyramiden hatten auch in diesem Herbste durch die späte Jahreszeit noch nichts von ihrer Farbe und Form verloren. Am Ende des Gartens hoben

sich die Bäume des sogenannten Bosquets empor, majestätische Kiefern, deren braunrothe Stämme wie die Pinien breite, grüne Kronen trugen, und prächtige Eichen, noch voll von ihrem üppigen und jetzt goldgelb gefärbten Laube. Sie waren immer noch gewachsen. In dem Kamine brannte ein helles Feuer. Sein Schein streifte bald die Portraits der freiherrlichen Eltern, bald die schönen Bilder Amanda's und Angelika's, die an den Wänden hingen. Dann wieder beleuchtete er die antiken Statuen der Venus und des Amor, die in den Ecken des Zimmers standen.

Eine Erinnerung zuckte in dem Freiherrn auf. Ein schöner Herbsttag wie dieser war es, sprach er, indem er vor dem Pfarrer stehen blieb, der traurig an dem Kamine saß, ein Tag wie dieser war es, an dem wir einst diese beiden Statuen hier aufgestellt haben! Und wieder, wie damals, stehen wir hier allein!

Ich habe auch daran gedacht, entgegnete der Pfarrer, während der Freiherr abermals umherzugehen begann, bis er wieder vor dem Pfarrer stehen blieb.

Was ist seitdem geschehen! Welche Umwälzungen hat die Zeit gebracht, die Welt erfahren, und ich selber, was habe ich erlitten und erlebt! —

Er setzte sich nieder und fuhr sich mit der Hand über die Augen. Aber er schien sich dessen wie einer Schwäche zu schämen, denn er erhob sich augenblicklich wieder, und dem Pfarrer die Hand reichend, sprach er: Und doch muß man sich sagen, was ich damals erstrebte, ist erreicht, und mehr als das! In Renatus wächst mir der Erbe meines Hauses, der Erhalter unseres Geschlechtes gesund empor. Ich habe meinem Hause und unserer Kirche hier in der Gegend eine schöne, eine erhabene Zukunft gesichert. Arbeiten Sie mit mir gemeinsam daran, mein Freund, daß mein Geschlecht in meinem Sohne einen

würdigen Vertreter und unsere Kirche hier zu Lande die Verbreitung finde, welche sie gewinnen muß, um dem aufrührerischen Geiste, um dem thörichten Verlangen nach Freiheit zu begegnen, die jetzt die Zeit beherrschen. Der Einzelne muß dem Leben seinen Tribut bezahlen, das Blut und der Sinn des wahren Adels erben sich fort! Und wenn auch ich einst die dunkle Straße gegangen sein werde, auf der wir heute unsere theure Todte zu geleiten hatten, wird der Name derer von Arten fortleben von Geschlecht zu Geschlecht.

Lassen Sie uns darauf hoffen, versetzte der Pfarrer; denn Sie haben Ihr Andenken mit unserer Kirche, mit der Verbreitung des allein selig machenden Glaubens in unserer Provinz verbunden, und wie die Zeit auch in ihrem Wechsel kreist, der Geist unserer Kirche ist unwandelbar und wenigstens ihr Bestehen ist dauernd!

Von der Kirche herüber ertönte bei der hereinbrechenden Dämmerung der Gruß, welcher, aus der fernen Vorzeit die Geschlechter der Menschen überlebend, allabendlich durch die katholische Christenheit erklingt. Die Glocken läuteten das Ave Maria.

Der Freiherr und der Pfarrer bekreuzten sich beide. Es war still in dem Gemache. Die Nacht sank nieder, ohne daß sie es gewahrten. Sie hofften in ihrem Herzen auf ein ewiges Bestehen dessen, was ihnen werth und heilig war, und vergaßen, daß es nichts Dauerndes giebt, daß Alles sich wandelt und vergeht.

Zweite Abtheilung.

Der Emporkömmling.

Erstes Capitel.

Eine Reihe von Jahren war entschwunden, seit man die Leiche der Baronin von Arten in dem Erbbegräbnisse der neuen katholischen Kirche in Rothenfeld zur Ruhe bestattet hatte, und schwere, blutige Zeiten waren seitdem über die Erde hingegangen. Aus dem schöpferischen Chaos der französischen Revolution hatte sich die finstere, gewaltige Gestalt Napoleon's des Ersten emporgehoben, dessen unersättlicher Ehrgeiz die Kriegsfackel über Europa schwang, während Zerstörung, Blut und Thränen den Weg bezeichneten, den sein Fuß von Sieg zu Sieg, von Eroberung zu Eroberung fortschreitend betrat.

Vom fernsten Westen Europa's bis hin an Deutschlands und Preußens östliche Grenzen waren die Wogen des Krieges, das Bestehende umgestaltend oder verschlingend, über die Länder gerollt. Staaten waren untergegangen, Könige und Fürsten entthront, neue Reiche gebildet und neue Herrscher und Könige ernannt worden. Im Schlosse wie in der Hütte hatte man die überall nachzitternde Kraft der ungeheuren Bewegung empfunden, und wie die Verhältnisse der Länder und ihrer Beherrscher sich geändert, so hatten sich mit diesen Wandlungen auch im Gesammtleben der Menschen wie in den einzelnen Ständen und in ihren Beziehungen zu einander große Veränderungen zugetragen.

Von jener Freiheit, welche die Franzosen zu erringen gewünscht, als sie den Thron der Bourbonen gestürzt, die Re-

publik erklärt, den König und die Königin hingerichtet und das Blut derjenigen vergossen hatten, welche sie als Feinde der Freiheit betrachteten, war ihnen unter der tyrannischen Herrschaft ihres ersten Kaisers nichts mehr übrig geblieben; aber die in der Revolution zur Geltung gekommene Erkenntniß der menschlichen und bürgerlichen Gleichheit hatte in den Geistern eine zu tiefe Wurzel geschlagen, um so schnell wie die politische Freiheit vernichtet werden zu können. Der Zauber, welcher die alten adeligen Geschlechter umgeben, war in jener Zeit für das scharfe Auge des Bürgerstandes in Frankreich erloschen, und weder die von Napoleon ernannten Fürsten und Herzoge, noch jener Theil des alten französischen Adels, der sich an den Thron des neuen Kaisers herandrängte, weil er im Dienen, gleichviel, wem er diente, seinen Vortheil und seine Ehre fand, waren dazu angethan, die frühere Geltung des Adels wieder zu erzeugen. Von einer abtrennenden Gliederung der Staatsangehörigen in drei Stände konnte ebenfalls nicht wohl die Rede sein, nachdem der sogenannte dritte Stand das Ruder des Staates jahrelang in seinen Händen gehabt hatte und seit der Sohn eines corsicanischen Advokaten der Welt Gesetze vorschrieb. Die Verehrung des angestammten historischen Adels war in eine Verehrung der Macht übergegangen, und wenn damit der sittliche Gehalt der Menschen und der Zeit auch nicht eigentlich gehoben wurde, so waren der Verehrung doch weitere Grenzen gesteckt, seit dem Verehrenden sich die Aussicht eröffnete, auf den mannigfachsten Wegen sich selbst zu einem Machthaber und damit zu einem Gegenstande der Verehrung zu erheben. Das militärische Genie, der Gelehrte, der Künstler, der Gewerbtreibende fanden dabei gleichmäßig ihre Rechnung, und was für Napoleon in den Herzen des Volkes, das er unterjochte, dessen Steuerkräfte er übermäßig in Anspruch nahm und dessen Söhne er unaufhörlich zur Schlachtbank führte, am allermeisten sprach, das war die

Erinnerung, wie er selber aus den Reihen des Bürgerstandes hervorgegangen, Kinder des Volkes zu Königen und Fürsten erhoben hatte, und wie er in seiner Person die Verkörperung dessen darstellte, was der Ehrgeiz des Genies zu erreichen wünschen mußte und jetzt zu erreichen hoffen konnte.

Eben so groß als der Wechsel der Zustände, der sich in Frankreich innerlich und äußerlich ereignet, war die Wandlung gewesen, welche sich in Deutschland durch die Nachwirkung jener ungeheuren französischen Revolution im Bewußtsein und in der Empfindungsweise der Menschen vollzogen hatte. Seit mehr als anderthalb hundert Jahren blind der Bewunderung des französischen Geistes, knechtisch der Nachahmung französischer Sitte und Mode unterthan, war schon vor dem Beginne der französischen Revolution mit dem Auftreten Lessing's, Goethe's und Schiller's der Mahnruf an die Deutschen ergangen, sich ihrer eigenen Macht und Bedeutung, sich ihrer eigenen Abstammung und Größe zu erinnern; und was die Kraft, was die befreiende Erhabenheit dieser Heroen begonnen, das vollendete die napoleonische Tyrannei, deren eiserne Schwere sich stärker und stärker auf Deutschland herabsenkte. In Blut und Thränen, unter dem Drucke der Fremdherrschaft, in der willkürlich über ihm verhängten Zersplitterung, in der Knechtschaft und in den Banden Napoleon's war Deutschland frei geworden von jener französischen Sclaverei, zu welcher es sich so lange selbst verdammt hatte. Französische Sprache, französische Mode und französische Sitten waren dem vor der Revolution flüchtig gewordenen Adel entgegen gekommen, wo immer er sich in Deutschland hingewendet. Eine Begeisterung für die in Frankreich durchgesetzte Neugestaltung der Staatsverhältnisse hatte von vielen Seiten die ersten republikanischen Siege der Neu-Franzosen diesseit des Rheines begrüßt; aber auch diese Zeiten waren vorübergegangen. Der deutsche Geist war zum Selbstgefühl erwacht; an dem Hasse gegen den Uebermuth der fremden

Vergewaltiger hatte sich die lange niedergehaltene Liebe für die Muttersprache und für das gemeinsame Vaterland entzündet.

Ueberall, wo deutsche Herzen schlugen, wo deutsche Hände die Saat auf den Feldern des Landes ausstreuten und deutscher Fleiß sich in Gewerb und Handel bewegte, hatte man das Unheil der französischen Herrschaft zu tragen. Die Kriegszüge, welche sich vom fernen Westen und vom Süden Europa's bis an die östlichsten und nördlichsten Grenzen Deutschlands ausdehnten, sie hatten überall Noth und Elend im Gefolge gehabt, aber eben die gemeinsame Noth hatte die Menschen näher zusammengeführt. Die Vernichtung, die Entbehrung äußerer Güter hatte erkennen gelehrt, was Jeder in sich selbst besitze und welche Quellen der Erhebung und des tröstenden Genusses dem Menschen aus der Beschäftigung mit dem Gedanken erwachsen können; und wie es bei solch völliger Umgestaltung der Verhältnisse nicht anders zu erwarten war, hatte eine neue Vertheilung des allgemeinen Vermögens sich vorbereitet und war theilweise schon ausgeführt.

Das Geld war selten geworden und im Werthe gestiegen. Wer Geld besaß, konnte viel damit erwerben, wer Geld bedurfte, mußte es unverhältnißmäßig hoch bezahlen; während also das Vermögen des Kaufmannes in den Städten mitunter in überraschenden Verhältnissen emporstieg, ward der Wohlstand des Landmannes, des Gutsbesitzers eben so oft verringert oder gar vernichtet, wo die großen Heeresmassen des Eroberers sich über die Länder wälzten.

Preußen vor allen anderen Ländern hatte die Gewalt der Ereignisse fühlen müssen. Erst nach mehrjährigem Aufenthalte in den fernen Ostsee-Provinzen war der flüchtig gewordene König wieder mit seiner Familie in seine Hauptstadt zurückgekehrt; aber die ganz zerstückelte Monarchie stand nichts desto weniger thatsächlich noch völlig in Napoleon's Gewalt. Die

ungeheure Kriegsschuld, die von Napoleon verhängte Continentalsperre, wie die durch ganz Europa, so weit es ihm gehorchte, angeordneten großen Rüstungen brachten Noth und Drangsale aller Art hervor, indeß sie hinderten die Völker nicht, zur Selbsterkenntniß zu erwachen. Der König wie jener bessere Theil des Adels, der das Unglück der Jahre achtzehnhundert und sechs und achtzehnhundert und sieben nicht mit herbeigeführt und sich fern gehalten hatte von der Erniedrigung vor dem Eroberer, vor Allen aber der gebildete Bürgerstand hatten begreifen gelernt, was Jedem im Einzelnen fehle, was Allen gemeinsam Noth thue, und die Besten des Landes, Männer so wie Frauen, hatten sich vereinigt, um durch Selbsterziehung und Selbsterhebung jene allgemeine Auferbauung zu beginnen, deren Unerläßlichkeit Jedweder ahnte oder empfand.

Eben in jener Zeit, im Herbste des Jahres achtzehnhundert und elf, saßen in Berlin in dem Gartensaale eines großen Hauses zwei Frauenzimmer bei einander. Die Thüren des Gemaches standen offen, obschon ein großes Feuer in dem Kamine brannte, dessen Flamme mit ihrem flackernden Scheine bald die chinesischen Malereien an den noch von der Sonne beschienenen Wänden, bald die wunderlichen, langgeschwänzten Vogelbilder an der Decke beleuchtete, über die sich schon der Schatten des Abends auszubreiten anfing.

Es mußten reiche Leute sein, denen dieses Haus gehörte, denn es standen lauter silberne Theegeräthschaften auf dem Tische, und das Silber war jetzt schwer besteuert; auch der Thee selbst war durch die Continentalsperre zu einem sehr kostbaren Luxus-Artikel geworden. Das jüngere der beiden Frauenzimmer, ein eben erst der Kindheit entwachsenes Mädchen, mit dem Zubereiten des Thee's beschäftigt, setzte behutsam einen kleinen Schirm von chinesischem Lack zum Schutze gegen den Luftzug vor die Flamme, die unter dem Theekessel brannte, als die Aeltere einen

Strauß von Herbstblumen, den sie eben gebunden, aus der Hand legte und sich von ihrem Sitze erhob.

Komm', mein Kind, sagte sie, wir wollen die Blumen nach dem Denkmal tragen.

Sie schlug bei den Worten einen der unter dem Directorium in Mode gekommenen türkischen Shawls um ihre Schultern, reichte dem jungen Mädchen eine Pelerine zu gleichem Zwecke hin, und während dieses sich an den Arm der älteren Freundin hing, gingen sie über den Mittelweg des großen Gartens nach einer Gruppe von Bäumen, aus deren Schatten, von üppigem Gebüsch umwuchert, eine mäßig hohe Sandsteinsäule hervorsah. Die Vase, welche sie trug, hatte die Inschrift: „Den Hingegangenen," und so lange die Jahreszeit ihrem Garten Grün und Blumen verlieh, unterließ es die Besitzerin desselben niemals, das kleine Monument mit frischem Strauße zu schmücken.

Fräulein Esther von Arten, denn es war der Garten des ehemaligen von Arten'schen Hauses in der Residenz, in welchem die Frauenzimmer sich ergingen, Fräulein Esther hatte das Denkmal einst in dem schönen Sinne einer gefühlvollen Zeit errichten lassen, um sich alltäglich ihrer Todten zu erinnern. Nun war sie gleichfalls schon lange hingegangen, auch die schöne Baronin Angelika von Arten, welche nach ihr dieses Haus besessen, deckte seit Jahren und Jahren das Grab; aber ihr Andenken lebte in aller ihrer Anmuth und Güte in dem Herzen ihrer Freundin Seba fort, und es war dieser eine Genugthuung, die Liebespflicht zu üben, welche Angelika einst über sich genommen, nachdem sich ihre Scheu vor dem Andenken an Fräulein Esther in liebende Erinnerung umgewandelt. Hatten doch auch Seba und ihr Vater den Hingang einer ihnen theuren Person zu beklagen, da durch eine plötzliche Krankheit ihnen die Mutter bald nach der Uebersiedelung in die Residenz und in dieses Haus entrissen worden war.

Allabendlich, wenn die Sonne zu sinken begann, pflegte Seba den frischen Strauß auf das Denkmal zu legen, und ihre junge Gefährtin ließ es sich dann nicht nehmen, die Blumen des vorigen Tages in den Strom zu werfen, der langsam an dem unteren Theile des Gartens hinfloß und langsam den welken Strauß mit sich davon trug, bis das ihm folgende Auge ihn nicht mehr ersah.

Auch heute wendeten die Frauen sich wieder dem festen Kieswege zu, der das Ufer bildete und von dem man über den Fluß hinweg die schönen Bäume eines auf der anderen Seite des Wassers gelegenen Gartens vor sich hatte, die eben jetzt im Sonnenuntergange erglühten.

Wenn der Vater nicht bald hinauskommt, wird er es heute nicht sehen, wie die Bäume drüben ihr flammendes Lichtbad genießen, sagte Seba. Seit den zwölf Jahren, die wir hier in diesem Hause leben, bin ich dieses Schauspiels noch nicht satt geworden, und selbst auf Reisen entbehre ich den Anblick.

Auf Reisen? wiederholte das junge Mädchen kopfschüttelnd; nein, da habe ich niemals oder doch nur selten hierher gedacht. Da hat man ja Anderes, Neues zu betrachten.

Ja, wenn man jung ist, meinte die ältere Freundin, und das Neue uns noch reizt. Indeß, und es mag das vielleicht wie manches Andere in einer gewissen Abgeschlossenheit und Beschränkung meines Wesens begründet sein, fügte sie halb wie zu sich selber sprechend hinzu, mir offenbaren sich die Schönheiten der Natur, der Wechsel der Tageszeiten, der Jahreszeiten, des Lichtes und der Luft am deutlichsten und schönsten gerade an den Gegenständen, welche meine Neugier gar nicht reizen, sondern die mir in allen Einzelheiten recht vertraut sind. Ein Sonnenuntergang am Niagara würde mich sicherlich weniger erfreuen, als der Anblick, den ich hier genieße. Das Licht auf eben diesen Bäumen, denen ich die belebende Wärme gönne

und wünsche, weil ich sehe, wie sie sich mit jedem Jahre neu belauben, wie sie wachsend immer mächtiger werden, entzückt mich wie das freudige Lächeln auf einem bekannten und geliebten Antlitze. Was könnte mir auch die strahlendste Freude einer fremden Schönheit gelten gegen die Zufriedenheit in Deinen guten Augen?

Und doch möchte ich schön sein! rief das junge Mädchen lebhaft aus.

Seine Gefährtin blickte es freundlich an. Kennst Du nicht die Worte, Davide, die wir neulich in dem „Landprediger von Wakefield" gemeinsam lasen: Schön ist, wer schön handelt?

Da mußt Du also sehr schön gehandelt haben! entgegnete das junge Mädchen, ganz vergnügt über die Logik, welche sein liebevolles Herz ihm plötzlich eingab.

Thörichtes Kind! entgegnete Seba, dem Schmeichelworte des Mädchens wehrend, das Seba's Hand an seine Lippen drückte und von ihr mit einer Umarmung belohnt ward, ehe sie ihm den Auftrag gab, nach dem Hause zu gehen, um nachzuhören, wo der Vater gar so lange weile.

Als Davide sich entfernte, blickte Seba ihr mit lächelndem Behagen nach, denn Davide war ihre Cousine und ihr Pflegekind, und es war eine Lust, diese junge, schlanke Gestalt zu betrachten, wie sie sich mit unbewußter Anmuth so leicht und schnell bewegte.

Eben an jenem verhängnißvollen Tage, an welchem Seba einst im Beisein der alten Gräfin Berka und Angelika's mit dem Grafen Eberhard zusammengetroffen und in der furchtbarsten Aufregung in ihr Vaterhaus zurückgekehrt war, hatte ein Brief ihren Eltern die Kunde gebracht, daß eine verwittwete Schwester ihrer Mutter auf den Tod liege und nach derselben verlange, um dieser ihr einziges Kind zu übergeben. Noch an demselben Abende war Madame Flies in Seba's Begleitung

aufgebrochen, und vierundzwanzig Stunden später hatten sie an dem Bette der Sterbenden gestanden.

Nimm mich! hatte die kleine, kaum dreijährige Davide, wie alle Kinder, von der Schönheit angezogen, ausgerufen, als Seba an das Krankenlager herangetreten war; und wie einst Paul sie in der Stunde schwerer Seelenpein dem Leben und der Hoffnung durch seinen liebevoll besorgten Zuruf wiedergewonnen, so hatte das Zutrauen eines Kindes sie zum zweiten Male aus der Dumpfheit des Schmerzes wachgerufen, in welche die bittere Erfahrung sie versenkt hatte, daß es Selbstbefriedigungen und Siege giebt, an denen man zu Grunde gehen kann.

Laß mir das Kind! hatte Seba gebeten, als die Sterbende es der Schwester übergeben wollte. Laß es mein Kind sein, Tante — es soll gut, es soll besser und glücklicher werden, als ich! hatte sie leise hinzugefügt, und von dem Herzen der sterbenden Mutter hatte sie Davide an ihr Herz genommen.

Von dem Tage ab hatte Seba's Leben einen Halt gewonnen. Sie hatte sich, seit Paul verschwunden und trotz aller Nachforschungen nicht zu finden gewesen war, wenn ihre Thätigkeit nicht, wie in der Krankheit der Baronin, durch einen augenblicklichen Liebesdienst in Anspruch genommen ward, sehr überflüssig in der Welt gefühlt, und in der Entmuthigung eines verletzten und hoffnungslosen Herzens auch nicht daran gedacht, einst in ihrer eigenen Entwicklung und Selbstvollendung Trost zu suchen; denn liebevolle Seelen leisten ihr Höchstes nur im Hinblicke auf die Gegenstände ihrer Liebe. Nun war das plötzlich anders geworden. Sie hatte jetzt ein festes Ziel gehabt, sie hatte sich, da der Mensch, je hülfsbedürftiger und rathloser er sich fühlt, um so lieber an eine höhere Hülfe oder an geheimnißvolle Zeichen glaubt, die Vorstellung gebildet, daß das Schicksal sie ausersehen habe, die Mutter der Verwaisten zu sein, daß es ihr, wie einst Paul, so jetzt Davide zugewiesen habe, und mit

dem Augenblicke, in welchem sie die Sorge für dieses Kind über sich genommen, war auch die Hoffnung, daß der ihr so theure Knabe, wie Angelika es prophezeit, noch wiederkehren könne, wiederkehren werde, obschon alle Spur von ihm verloren blieb, auf's Neue in ihr rege geworden.

Die Uebersiedlung in die Residenz war dem Lebensplane zu Hülfe gekommen, den Seba sich vorgezeichnet hatte. Auf alle die Vorrechte und Ansprüche verzichtend, welche ihre noch immer jugendliche Schönheit der Fünfundzwanzigjährigen gaben, hatte sie angefangen, ihre Kenntnisse zu prüfen, und sie oberflächlich gefunden. Alles, was sie gelernt, war ihr ungründlich, ihr ganzes Denken und Thun unzusammenhängend erschienen. Sie hatte also von Grund auf neu zu lernen, sie hatte in ernsterer Weise zu denken begonnen, weil sie in sich das geistige Capital erwerben und ansammeln wollte, von dessen Zinsen ihr Pflegekind sein tägliches Leben haben sollte; und da sich demjenigen, der genau weiß, was er will, und sich dabei in seinem Wollen zu beschränken weiß, das ihm Nöthige fast wie von selber bietet, so hatte das ernste Bemühen des schönen, geistbegabten Mädchens ihm die Theilnahme bedeutender Männer und Frauen zugewandt, und bei dem Reichthume und der Gastfreiheit ihrer Eltern hatte Seba sich in der Lage befunden, diesen ihr werthen Bekannten an jedem Tage in ihrem Vaterhause einen Versammlungspunkt und einen herzlichen Empfang bereiten zu können.

Das war zu jener Zeit, in welcher der Krieg und die Fremdherrschaft die meisten Familien zu großen Einschränkungen und Entbehrungen nöthigten, nichts Gewöhnliches gewesen. Man hatte das sich Darbietende gern benutzt, und seit im Beginne des Jahrhunderts Madame Flies gestorben war, hatte Seba als Hausfrau in dem alten von Arten'schen Hause geschaltet, bis sie allmählich zu dem geistigen Mittelpunkte eines Kreises geworden war, der, wie es zu jener Zeit, in welcher die gemein-

same Noth und gemeinsames Hoffen und Streben die Herzen und die Geister über die trennende Kluft der Standesunterschiede forttrug, gar oft geschah, die verschiedensten geselligen Elemente schön und förderlich in sich vereinigte.

Die Rückkehr Davidens erwartend, ging Seba im Genusse des hellen Abends langsam am Wasser auf und nieder. Bald blickte sie nach dem Parke hinüber, als wolle sie das Abendroth nicht scheiden lassen, ehe der Vater sich nicht auch daran gefreut, bald sah sie nach dem Hause hin, und fast gedankenlos blieb ihr Auge an der Stelle haften, an welcher einst über der großen Thüre des Gartensaales wie über dem Portale des Hauses das von Arten'sche Wappen geprangt hatte. Die Steinschilde waren auf den Wunsch des Freiherrn abgenommen worden, als er das Haus verkaufte. Sie schmückten nun die Gruft der Rothenfelder Kirche, und nichts, als einige Stücke Möbel erinnerten jetzt in dem Flies'schen Hause an seine früheren Eigenthümer, denn der Freiherr hatte es seiner Zeit verweigert, das ganze Mobiliar des Hauses gleichfalls in den Besitz des Käufers übergehen zu lassen, und es vorgezogen, es in Versteigerungen weit unter seinem Werthe fortzugeben.

Er hatte auch, obschon er in der Residenz gewesen war, das verkaufte Haus nicht wieder betreten, aber seinen Sohn, der seit einigen Monaten von dem Regimente, bei welchem er bis dahin in der Provinz gestanden, nach der Hauptstadt versetzt war, hatte er an Herrn Flies gewiesen, mit dem er noch immer in Geschäftsverbindung war, und die freundliche Erinnerung, welche Renatus aus seiner Kindheit an das Flies'sche Haus bewahrte, wie der antheilvolle Empfang, den Seba ihm um seiner Mutter willen bereitete, hatten den jungen Edelmann bald zu einem der oft wiederkehrenden Gäste desselben gemacht, seit die Flies'sche Familie von der Reise heimgekehrt war, die sie sich in keinem Jahre zu versagen pflegte.

Es war also kein ungewöhnliches Ereigniß, als Davide in des jungen Herrn von Arten Begleitung aus dem Hause wiederkehrte.

Der Onkel kann nicht kommen, sagte sie; er hat Geschäfte, er muß fortgehen! Wir sollen ihn nicht erwarten, sondern den Thee mit Herrn von Arten trinken, aber....

Aber? wiederholte Seba, als Davide zögernd inne hielt.

Ich möchte auch gern fortgehen! sagte das junge Mädchen bittend.

Das ist nicht schmeichelhaft für mich, meinte Renatus.

Ich dachte nicht an Sie, und Sie sind ja auch nicht mein Gast! erwiederte sie, indem sie ihn mit ihren großen, braunen Augen ehrlich ansah.

Er wollte ihr offenbar eine verbindliche Entgegnung machen, aber Seba ließ es nicht dazu kommen. Sie ertheilte Daviden, als sie erfahren, daß es sich um eine eben erhaltene Aufforderung handle, die Erlaubniß, ihre Freundin zu besuchen, und nachdem das junge Mädchen die beiden Andern verlassen hatte, folgte Renatus seiner Wirthin in den Gartensaal, in welchem der Imbiß ihrer wartete.

Zweites Capitel.

Während Seba ihrem jungen Gaste den Thee hinreichte und sich selber bediente, fragte sie ihn, ob er Nachrichten von Hause erhalten habe und wie es den Seinigen ergehe.

Ich habe mit der letzten Post einen Brief von Vittoria empfangen, entgegnete er. Sie ist wohl, und auch meinem kleinen Bruder geht es gut; indeß wenn Vittoria so lange Briefe schreibt, ist es immer kein günstiges Zeichen. Wenn sie recht heiter und zufrieden ist, so schreibt sie nicht.

Da Sie gern Nachricht von Ihrer Stiefmutter erhalten, meinte Seba, müssen Sie auf diese Weise in einen beständigen Zwiespalt gerathen. Sie sehnen Sich nach den Briefen Ihrer Stiefmutter, weil Sie sie lieben, und dürfen Sich der Ankunft dieser Briefe, eben weil Sie sie lieben, doch nicht freuen.

Gewiß, so ist es auch, versetzte Renatus; aber es ist das nicht der einzige Zwiespalt, in dem ich lebe. Sie wissen es, ich hange an Vittoria sehr; nicht wie an einer Mutter, denn dazu ist sie viel zu jung, aber auch nicht wie an einer Schwester, oder gar wie an einem Freunde. Ich liebe sie eigentlich am meisten von allen Menschen, die ich kenne, und ich weiß Niemanden, den ich so gern glücklich sähe, als sie, oder in dessen Nähe ich mich so völlig zufrieden fühle, als in der ihrigen. Alles an ihr ist Schönheit, Heiterkeit und Frohsinn, und mein kleiner Bruder ist ganz und gar ihr Ebenbild.

Und doch sprachen Sie eben jetzt und auch sonst schon öfter

von den wechselnden Stimmungen Ihrer Stiefmutter, nahm Seba nach einigem Bedenken das Wort; Sie werden es also natürlich finden, wenn ich die Frage an Sie richte, worin dieselben ihre Ursache haben.

Renatus sah ernsthaft vor sich nieder. Wenn Sie Vittoria meine Stiefmutter oder gar die Baronin nennen, begann er nach einer kleinen Pause, so ist damit eigentlich Alles gesagt; denn Vittoria gehörte nicht in unseren Norden. Sie leidet von demselben, der Winter macht sie unglücklich. Sie ist so fremd bei uns — so fremd, wiederholte er schmerzlich, wie die Granatblüthen in unseren Treibhäusern, die mich nie recht freuen, weil ich ihnen anzusehen meine, wie viel schöner sie in ihrem Vaterlande sein müssen! Und doch klagt Vittoria niemals, doch hat außer mir und ihrer Dienerin wohl Niemand eine Ahnung davon, daß sie nicht immer heiter ist, daß sie auch traurig sein kann!

Niemand? wiederholte Seba. Sollte der Freiherr sich über die Gemüthsverfassung seiner Gattin, der er an Jahren und an Erfahrungen so überlegen ist, wohl täuschen können?

Es entstand eine Pause. Der junge Mann schien sich nur mit Mühe von einer Antwort, von weiteren Mittheilungen zurückzuhalten, und Seba, die schon öfter bemerkt hatte, wie sehr er Neigung fühlte, ihr sein Herz zu erschließen, trug doch Bedenken, ihn dazu zu ermuntern, weil sie es nur allzu wohl wußte, daß man im Leben nichts häufiger bereut, als unnöthig bewiesenes Vertrauen, auch wenn man es würdigen Personen gewährt hat, bei denen es wohl aufgehoben scheinen durfte; denn man giebt mit seinem Vertrauen immer einen Theil seiner künftigen freien Entschließungen hinweg. Andererseits wußte sie aber genugsam, welch ein Genuß und welche Erleichterung es zu Zeiten für den Menschen sein kann, von sich und von denjenigen Personen sprechen zu dürfen, mit denen er sich verbunden fühlt, und Renatus es völlig überlassend, was er thun wolle, bemerkte sie also nur,

daß sie Vittoria nicht gesehen habe, als der Freiherr mit ihr aus Italien heimgekehrt sei, daß Herr Flies sich damals aber sehr gewundert habe, sie so überaus jung und der verstorbenen Baronin Angelika so völlig ungleich zu finden.

Es ist mir gerade so gegangen, sagte Renatus, indeß meine Ueberraschung war eine sehr angenehme; denn Sie können sich gar nicht vorstellen, wie traurig meine Kindheit und meine Jugend gewesen sind, ehe Vittoria nach Richten kam, und wie bange man mich vor ihrer Ankunft gemacht hatte.

Er hielt abermals inne und hob dann, als sei er mit sich zu Rathe gegangen, ob er schweigen oder reden solle, und habe sich nun zu dem Letzteren entschlossen, in jenem ruhig ausholenden Tone zu sprechen an, mit welchem man sich zu einer längeren Erzählung anschickt.

Wie Sie wissen, war ich erst acht Jahre alt, als meine arme Mutter starb, aber ich hatte doch bereits Verstand genug, die Größe eines solchen Verlustes zu begreifen und zu empfinden, und auch von ihrem traurigen Loose, von der unglücklichen Ehe meiner Eltern, von dem übeln Einflusse, den die Herzogin von Duras in unserem Hause ausgeübt, hatte ich sehr früh eine Ahnung gehabt. Meine Mutter jemals recht heiter, meinen Vater herzlich mit ihr oder fröhlich mit mir gesehen zu haben, kann ich mich kaum erinnern. Die Schwermuth meiner Mutter warf ihren Schatten denn auch bald auf mich; ich war nicht gern bei ihr, nicht gern bei meinem Vater, und noch weniger mochte ich in der Nähe der Herzogin sein. Ich fürchtete mich vor jedem von diesen Dreien auf eine besondere Weise, und als dann meine Mutter starb, sehnte ich mich — daß ich es Ihnen ehrlich gestehe — recht nach Ihnen.

Nach mir? fragte Seba mit der Theilnahme, die sich in guten Herzen augenblicklich für denjenigen erzeugt, dem sie etwas leisten zu können glauben.

Ja, nach Ihnen! wiederholte Renatus. Sie hatten meine Mutter sehr geliebt, waren immer freundlich mit mir, ich war in Ihrem Hause immer fröhlich gewesen, und bei uns in Richten war es in dem Herbste äußerst traurig. Mein Vater hielt es dort auch nicht lange aus. Er vermißte die Herzogin, meine Mutter fehlte ihm wohl auch, der kurze Beileidsbesuch, den mein Großvater, der Graf Berka, ihm machte, entfernte die beiden Männer nur noch weiter von einander, und die Streitigkeiten, in die mein Vater sich durch unsern alten Neudorfer Pastor mit dem protestantischen Consistorium und mit der Regierung verwickelt fand, verleideten ihm das Leben auf unseren Gütern vollends. Dazu schrieb die Herzogin beständig, wie glücklich sie sich am sardinischen Hofe fühle, und da mein Vater der Ansicht war, daß er eine zweckmäßige ökonomische Maßregel treffe, wenn er, wie er sich ausdrückte, als schlichter Privatmann, nur von seinem Kammerdiener begleitet, für einige Zeit ins Ausland gehe, so rieth der Pfarrer — Sie wissen, ich meine damit unseren guten, trefflichen Caplan, der Pfarrer geworden war, seit er unsere Kirche in Rothenfeld verwaltete — meinem Vater selbst dazu, seiner neu erwachten Reiselust zu folgen. Man dachte dabei, so viel ich mich erinnere, von beiden Seiten nur an einen Winteraufenthalt im Süden, und an die Rückkunft, wenn das Frühjahr der nordischen Gegend wieder seinen Schmuck verliehen haben würde; aber das ganze Trauerjahr und das ihm folgende gingen zu Ende, ohne daß auch nur von der Heimkehr meines Vaters die Rede gewesen wäre.

Und hielt Ihr Herr Vater sich während dessen beständig am sardinischen Hofe auf? fragte Seba.

Nein, entgegnete Renatus; er blieb allerdings den ganzen ersten Winter dort, kehrte auch immer wieder an denselben zurück, indeß seine Beziehungen zu der Herzogin waren doch nicht mehr die alten. — Der junge Mann unterbrach sich selber, sah, wie

in eigenem Rückerinnern, vor sich nieder und meinte dann: Sie haben ja die Herzogin gekannt und seiner Zeit auch meinen Vater kennen lernen, als wir alle eigentlich in Ihres Vaters Hause lebten. Mein Vater hatte Freude an der Gesellschaft der Herzogin, aber ich glaube, noch mehr Freude an der ausschließlichen Achtsamkeit, welche die Herzogin ihm zu gewähren damals für gut befand, denn ihr war es, wie ich mir ihr Bild aus der Erinnerung ausgestaltet habe, nur um Herrschaft und Erreichung ihrer Absichten zu thun. In Italien hielt ihr Hofamt sie beschäftigt; sie hatte neue Plane für sich und für ihren Bruder, der ihr nach dem Süden gefolgt war, und wenn sie auch klug und tactvoll genug war, meinem Vater immer die gebührende Rücksicht zu beweisen, so sah sie es gewiß nicht ungern, als er, empfindlich darüber, nicht mehr der alleinige Gegenstand ihrer Aufmerksamkeit zu sein, gegen das erste Frühjahr hin den sardinischen Hof verließ, um sich nach Florenz zu begeben.

Und in Florenz also hat Ihr Vater sich so lange aufgehalten? erkundigte sich Seba, die eben mit diesen kleinen Unterbrechungen dem jungen Manne ein Zeichen ihrer Theilnahme und eine Ermunterung gewähren wollte, in seinen Mittheilungen nach seines Herzens Bedürfen fortzufahren.

Er ließ sich wenigstens am toskanischen Hofe für einige Jahre nieder, antwortete Renatus. Schon sein Aufenthalt am sardinischen Hofe hatte ihn von dem Vorhaben abgebracht, mit dem er Richten verlassen. Es war auch für einen Mann unseres Standes und von seiner persönlichen Bedeutung nicht wohl möglich, als Privatmann aufzutreten. Er miethete also in Florenz ein Haus, möblirte es, legte sich Dienerschaft zu ....

Aber welche Ausgaben mußte ihm das verursachen! rief Seba — und Sie haben mir gesagt, daß der Freiherr auf und mit dieser Reise Ersparnisse zu machen wünschte!

Renatus zuckte die Schultern und sagte mit einem Ernste

und mit einer Gewichtigkeit, die ihn bei seiner Jugend fast komisch erscheinen ließen: Ersparnisse zu machen ist eben nicht in allen Lebenslagen möglich, liebste Flies! Unser Rang legt uns Pflichten gegen uns selbst und gegen die Gesellschaft auf, deren wir uns nicht entschlagen können! Allerdings hörte ich es meinen Erzieher und den neuen Amtmann, welcher Adam Steinert bei uns ersetzt hatte, beklagen, daß meines Vaters Aufenthalt in der Fremde so kostbar sei, aber das Reiseleben muß doch wohl etwas sehr Bestrickendes haben!

Gewiß, versetzte Seba, denn es täuscht uns mit dem Wechsel unserer Umgebung über jenen andern Wechsel, der sich an und in uns selber vollzieht. Wer immer an demselben Orte, immer in demselben Menschenkreise lebt, wird diesem zur Gewohnheit, und wie man diese Gewohnheit des Beisammenseins auch lieben und hochhalten mag, entzieht sie uns doch den Reiz, den das Fremde immer für die Menschen hat und den man als ein Fremder auf Fremde, als ein Kommender und Gehender auf diejenigen ausübt, denen wir werth sind und denen unsere Anwesenheit erfreulich ist. Wo wir erscheinen, werden wir als etwas Neues begrüßt; kein Altersgenosse, kein Jugendfreund erinnert uns in der Fremde durch sein Altern, durch seine wankenden Kräfte daran, daß auch an uns die Jahre nicht spurlos vorübergehen, und ich glaube, daß man in solchem Wanderleben seinen Lebensabend erreichen kann, ohne es, wenn man sonst leidlich bei Kräften ist, gewahr zu werden, daß man sich dem Niedergange nähert.

Ach, rief Renatus, wenn Sie meinen Vater heute sehen würden, so würden Sie ihn doch gealtert finden! Freilich hat er noch immer seine gebietende Gestalt, sein Auge hat auch noch immer etwas Mächtiges, seine kräftige Farbe bildet sogar einen anziehenden Gegensatz zu seinem grauen Haare, aber als er damals aus Italien wiederkehrte, war er doch noch ein Anderer!

Er schien mir völlig wie verjüngt. Die lästigen Geschäfte hatten ihn dort nicht gedrückt, die leichtere, freiere Lebensweise der Südländer, die man ja von allen Seiten rühmt, hatte ihm immer eben so sehr zugesagt, als das Licht und die Luft Italiens, und wenn mein Vater während seiner langen Abwesenheit auch, so oft der Frühling kam oder wenn der Herbst sich nahte, von seiner Heimkehr gesprochen hatte, so hatte die Scheu vor unserem rauhen Klima und vor unserem einsamen Schlosse ihn doch immer wieder in Italien festgehalten.

Aber hat er sich denn nicht nach Ihnen, nach seinem Sohne gesehnt? erkundigte sich Seba.

Renatus gab ihr keine Antwort. Indeß sie bemerkte, daß seine Stirn sich verdüsterte und daß sein Auge den schwermüthigen Ausdruck annahm, der, so lange sie seine Mutter gekannt, das Antlitz derselben fast niemals verlassen hatte. Er glich überhaupt vollständig der verstorbenen Baronin, und gerade das gewann ihm Seba's Gunst. Nichts in des jungen Mannes Gestalt und Wesen erinnerte an seinen Vater, und es rührte Seba, als er mit seinem melancholischen Blicke die Bemerkung hinwarf: der Freiherr sei wohl nicht im Stande, sein Herz an Kinder zu hängen, wie manche andere Männer es bisweilen thäten, und obendrein sei er leider seinem Vater nicht nach dessen Sinne.

Noch als meine Mutter lebte, äußerte mein Vater oftmals, ich sei nicht fröhlich genug, ich sei zu ernsthaft. Hätte mein Vater mehrere Söhne gehabt, ich glaube, er würde mich dem Dienste der Kirche gewidmet haben, sagte der junge Mann. Und es ist traurig, zu sagen, mein kleiner Bruder, der voller Leben und Schalkheit ist, trägt Scheu vor unserem Vater, so daß dieser ihn deshalb nicht gern um sich leidet und mir Valerio's Zärtlichkeit mißgönnt.

Renatus hielt abermals inne. Er kämpfte offenbar eine

peinliche Empfindung in sich nieder, und Seba bedauerte es, daß der Tod seiner Mutter ihn frühzeitig so ernst gemacht habe.

Daran trägt, wie ich Ihnen schon vorhin bemerkte, wohl vor Allem die Abgeschiedenheit Schuld, in der ich von meinem achten Jahre bis zur Wiederverheirathung meines Vaters erzogen worden bin. Denken Sie nur, daß der Caplan meine einzige Gesellschaft und — Renatus lächelte, was ihn sehr hübsch erscheinen ließ — und Mamsell Marianne mit ihren feierlichen Mienen und altväterischen Knixen das einzige weibliche Geschöpf gewesen ist, mit dem ich Jahr aus Jahr ein zu verkehren hatte. Weil mein Vater so lange in Italien blieb, entließ mein Erzieher, der zugleich sein Bevollmächtigter war, die ganze französische Dienerschaft und überhaupt alle entbehrlichen Leute, und da ich schwächlich war und der Arzt für mich ein einfaches und regelmäßiges Leben verordnet hatte, ging es bei uns wie in einem Kloster zu. Ich hatte viel Unterricht, war nie eine Stunde ohne Aufsicht, genoß, weil mir jede Gelegenheit, einen Fehler zu begehen oder ein Unrecht zu thun, entzogen war, die volle Zufriedenheit der beiden trefflichen alten Leute und kannte nur zwei Arten von Belohnungen, die darin bestanden, daß ich mit dem Jäger reiten oder schießen durfte und daß Mamsell Marianne mich in unserem Ahnensaale von den Thaten, den Eigenschaften und den Familien-Verbindungen meiner Ahnherren und Ahnfrauen unterhielt, da sie sich im Dienste meiner Großtante Esther zu einer wahren Familien-Chronik ausgebildet hatte.

Besuchten Sie denn Ihre mütterlichen Großeltern in der Abwesenheit Ihres Vaters nicht?

Nein, sie kamen nie nach Richten; ich wurde jedoch in jedem Jahre einmal auf wenige Tage in ihr Haus geführt. Indeß ich war so schüchtern, daß ich mich nicht wohl in der

Gesellschaft meiner jungen Vettern fühlte. Dazu scheute ich mich auch vor all den Fragen, die man über meinen Glauben — Sie wissen, meine Großeltern gehören nicht zu unserer Kirche — stets an mich zu richten pflegte, und heitere Tage habe ich in meiner Kindheit nur im Hause der guten Gräfin Rhoden und in der Gesellschaft ihrer beiden Töchter genossen und erlebt.

Drittes Capitel.

Die Dazwischenkunft eines eintretenden Besuches unterbrach den jungen Mann in den Mittheilungen aus seiner Kindheit.

Es war ein Maler, welcher von seiner Studienreise wiederkehrte. Er brachte der Freundin seine Mappen mit, damit sie sich mit ihm an der reichlichen Ausbeute seiner Arbeit erfreue, und Renatus zeigte den lebhaftesten Antheil daran, da er selber eine recht hübsche Anlage für das Zeichnen hatte und, ohne besonderen Unterricht erhalten zu haben, im Treffen der Aehnlichkeit wie in dem Wiedergeben landschaftlicher Natur recht glücklich war.

Man blieb eine geraume Zeit mit dem Betrachten der Skizzen und Studien beschäftigt, und als der Maler sich dann entfernte, meinte Renatus, daß er sich kaum ein schöneres Loos, als das des Künstlers, zu denken vermöge, ja, wie er, da ihm auch für Musik die Begabung nicht versagt sei, sich oftmals auf dem Gedanken ertappt habe, daß er als ausübender Künstler seine höchste Befriedigung gefunden haben würde.

So hätten Sie Künstler werden sollen! bedeutete ihn Seba.

Ich? fragte Renatus mit einem Tone, als werde ihm etwas ganz Unmögliches angemuthet. Wie hätte ich das anfangen sollen?

Wie jeder Andere, dem es darum Ernst ist! entgegnete ihm Seba.

Aber der Jüngling war von dieser Antwort nicht befriedigt; sie schien ihn sogar zu kränken, denn leicht erröthend versetzte er: Sie vergessen, liebe Seba, daß ich ein Edelmann bin!

Seba lächelte. Soll das heißen, sagte sie mit leichtem Spotte, daß es unter Ihrer Würde ist, Sich mit dem Schönen zu beschäftigen?

Nein, es ist nicht unter unserer Würde, uns mit dem Schönen zu beschäftigen, entgegnete sehr ernsthaft der junge Edelmann, der sich sofort als ein Glied der großen Körperschaft empfand, der er angehörte; es ist nicht unter unserer Würde, uns mit dem Schönen als Genießende zu beschäftigen, nur Vortheil können wir aus unserer Beschäftigung mit demselben nicht wohl ziehen. Wäre ich in bürgerlichem Stande geboren, so wäre ich sicherlich ein Künstler geworden; jetzt würde mir das übel anstehen. Denken Sie doch, Beste, wenn ein Freiherr von Arten Bilder verkaufen oder für Geld Musik machen wollte! O, unmöglich, ganz unmöglich!

Er lachte bei der bloßen Vorstellung, und es half nicht, daß Seba ihn daran erinnerte, wie viele der französischen Flüchtlinge ihr Brod durch Uebung weit geringerer Fertigkeiten zu gewinnen genöthigt worden wären. Er erblickte darin eben nur die Bestätigung, daß allein die Noth den Edelmann bewegen dürfe, sich einem Gelderwerb durch Handel oder Industrie und Kunst zu überlassen, und seine Wirthin fand ihn, wie schon bei früheren ähnlichen Gelegenheiten, jeder vernünftigen Ueberzeugung unzugänglich, wo diese sich gegen eines der Vorurtheile richtete, deren er weit mehr als sein Vater, als der Freiherr hegte.

Indeß es lag darin nichts, was Seba, nach ihrer Kenntniß der Verhältnisse, überraschen konnte, und sie war einsichtsvoll genug, es sich zu deuten, wie der Caplan einen so verschiedenen Einfluß auf den Vater und auf den Sohn zu üben vermocht habe.

Als Erzieher und Reisebegleiter des Freiherrn Franz hatte der Caplan sich es einst angelegen sein lassen, diesen für das Studium der schönen Wissenschaften zu gewinnen und ihm jene humanistische Bildung anzueignen, welche den Freiherrn seiner Zeit so liebenswürdig und so duldsam gemacht hatte. Aber die Folge mochte dem Caplan nach seiner Ansicht den Beweis geliefert haben, daß die Duldsamkeit gegen Andere auch sehr duldsam gegen die eigene Schwäche und Willkür werden lasse, und wie die Aufklärung, welche den Menschen auf sich selbst verweise, die Gefahr in sich schließe, daß er sich von der Zucht der Kirche frei, weder durch ihre Gebote noch durch ihre Strafen gebunden glaube. Mit bewußter Absicht hatte der Caplan also bei der Erziehung von Renatus den Weg verlassen, auf welchen er den Vater desselben einst geführt. Er hatte für ihn das unabweisliche Gesetz der Religion an die Stelle des eigenen Erwägens aufgestellt, der Freiheit seines grübelnden Verstandes Grenzen gezogen, seiner nach Schönheit suchenden Phantasie nur mäßig, ja, dürftig Nahrung geboten, und es war ihm auf diese Weise auch gelungen, den von Natur fügsamen Knaben zu einem unbedingten Gehorsam gegen seinen Erzieher und zu einem eben so unbedingten Glauben an die von ihm aufgestellten Lehren und Grundsätze zu gewöhnen. Wer aber in geistiger Gefangenschaft erwächst, in wem der Trieb nach freier, prüfender Forschung nicht lebendig ist, dem werden seine Vorurtheile gar bald eben so zu einer Schranke seines Denkens, wie zu einer Stütze für seine Unselbständigkeit, und die Zuversicht, der Eigensinn, die Heftigkeit, mit welcher der Befangene sich in der Regel an sie klammert oder sie aufrecht erhält, sind nur ein Zeichen seiner Haltlosigkeit und seiner inneren Schwäche.

Es war Renatus offenbar nicht angenehm gewesen, durch den Maler in seinem Zwiegespräche mit der Freundin seiner Mutter unterbrochen worden zu sein, und da er, durch zu aus-

schließliche Beachtung in seiner Kindheit verwöhnt, sich trotz seiner Bescheidenheit eine große Bedeutung beilegte, hatte sich bei des Malers Ankunft eine übellaunige Verstimmung seiner bemeistert, die erst in dem Verkehr mit demselben und in der Kunstbetrachtung wieder allmählich gewichen war. Nach Seba's spottender Bemerkung schien diese Gereiztheit sich abermals kundgeben zu wollen, und Seba fühlte Lust, ihn um dieser Unart willen zur Rede zu stellen; aber der Jüngling stand ihr dazu noch zu fern, und halb aus Neugier, halb aus nachgiebiger Güte gegen den Sohn ihrer Angelika fragte sie, um ihm die Möglichkeit weiteren Vertrauens zu eröffnen, an ihre frühere Unterhaltung anknüpfend, welchen Eindruck denn auf ihn in seiner Kindheit die Kunde von der neuen Verheirathung seines Vaters hervorgebracht habe.

Einen weit geringeren und sicherlich einen anderen, als Sie erwarten mögen, entgegnete der Jüngling. Ich hatte durchaus keinen Kummer darüber und dachte nicht im entferntesten daran, daß und in welcher Weise meine Zukunft dadurch benachtheiligt werden könne. Auch erfuhren wir die Heirath meines Vaters erst, als sie schon vollzogen war. Und als falle ihm plötzlich etwas ein, zog Renatus seine Brieftasche aus der Uniform hervor, öffnete sie, suchte unter den verschiedenen Papieren, die sie enthielt, und sagte dann, seiner Zuhörerin ein zusammengefaltetes Schreiben vorhaltend: Sehen Sie, das ist der Brief, in welchem mein Vater dem Caplan von seinem Entschlusse Kenntniß gab. Ich habe ihn, als ich ihn vor ein paar Jahren nach vielem Bitten von dem Caplan erlangte, immer als eine Art von Andenken und als eine Erinnerung bei mir getragen, weil mit diesem Briefe in gar vieler Rücksicht ein neues Dasein für mich begonnen hat. — Er reichte Seba den Brief, der aus Venedig datirt war.

„Da Sie mich kennen, mein alter Freund," hatte der

Freiherr an den Caplan geschrieben, „so werden Sie es natürlich finden, daß ich Sie erst, nachdem ich mit mir selbst völlig einig bin, von einem Schritte in Kenntniß setze, den ich bereits gethan haben werde, wenn Sie diesen Brief empfangen.

„Der Himmel, der meinem Leben von Jugend auf seine besonderen Wege und seine eigenthümlichen Schicksale vorgezeichnet, hat mir ein großes Glück, eine wundersame Verjüngung an jener letzten Grenze des reifen Mannesalters vorbehalten, in welchem weniger bevorzugte Naturen für die höchsten Empfindungen und Freuden des Daseins oft nicht mehr empfänglich sind.

„Was ich in frühen Jahren besessen, die volle, ganze, rückhaltlose Liebe eines jungen Herzens, das ist mir abermals zu Theil geworden, und wenn damals trennende Lebensverhältnisse mich verhinderten, meines Glückes mich offen zu erfreuen, so ist es mir jetzt eine Genugthuung und eine Ehrensache, meiner künftigen Gattin eine ihrer Geburt und ihren Vorzügen angemessene Stellung zu bereiten.

„In wenig Tagen wird hier in Venedig meine Trauung mit Vittoria Giustiniani vollzogen werden, in wenig Wochen denke ich sie in ihre neue Heimath und in mein Haus zu führen. Ich wünsche die schöne Jahreszeit zu benutzen, damit die Theure unsere Gegend im besten Lichte und in ihrem schönsten Schmucke sehe. Ich bitte Sie also, mein Freund, Alles für meine Wiederkehr anordnen zu lassen, und ich rechne dabei, wie immer, auf Ihre Freundschaft für mich, die darauf bedacht sein wird, meiner theuren Vittoria einen wohlthuenden Eindruck vorzubereiten.

„Sie werden in ihr eine ganz ursprüngliche Natur und eine vollendete Künstlerin finden, und da ich selbst mich jung fühle in der Liebe dieses holdseligen Wesens, so freut es mich auch, daß fortan in meinem Hause eine junge Frau walten wird, welche meinem Sohne in Jahren näher steht, als Sie und ich, und die hoffentlich dazu beitragen wird, ihn jugendlicher

und fröhlicher zu machen, als er mir nach seinen Briefen zu sein scheint, in denen sich die schwerlebige Berka'sche Gemüthsart, von der ich so viel gelitten habe, mehr als mir erwünscht ist, kundgibt. Theilen Sie ihm meine bevorstehende Verheirathung mit und sorgen Sie dafür, daß er seiner Stiefmutter ein vertrauendes Herz entgegenbringe."

Seba las den Brief mit großem Antheile, aber er that ihr für das Andenken ihrer Angelika und für Renatus weh, denn des Freiherrn geringe Liebe für den Sohn und seine Abneigung gegen Angelika sprachen sich unverhohlen darin aus.

Als sie dem Jünglinge den Brief zurückgab, sagte er: Ich habe Ihnen dieses Blatt, das kein fremdes Auge je gesehen hat, unbedenklich anvertraut, denn Ihnen wird es keine Neuigkeiten und keine Geheimnisse verrathen haben. Und doch sehen Sie jetzt gerade so betrübt aus, als ich nach Ankunft jenes Briefes meine ganze Umgebung erblickte. Ich kam offenbar aller Welt beklagenswerth vor. Die Gräfin Rhoden umarmte mich unter Thränen, als wir sie zum ersten Male wieder besuchten, meine kleinen Freundinnen hofften, daß meine Stiefmutter mich nicht schlecht behandeln werde; der Caplan, welcher im Schlosse Alles erneuern ließ, was etwa der Erneuerung bedurfte, schien gleichfalls niedergeschlagen, Mamsell Marianne aber blieb in einer beständigen, still unterdrückten Wuth.

Die Bilder meiner Mutter und meiner verstorbenen Tante Amanda wurden aus dem Wohnzimmer in den Ahnensaal gebracht, und während die Uebrigen alle der Ankunft meines Vaters mit sehr ungünstigen Erwartungen entgegen sahen, unterhielten mich schon die bloßen Vorkehrungen für seine Rückkehr so angenehm, daß ich mich des Allerbesten von derselben versah. Der bloße Gedanke, daß noch andere Personen, als der Caplan und Mamsell Marianne, daß mein Vater und eine junge Frau im Schlosse leben würden, entzückte mich.

Wenige Wochen nach meiner Confirmation, recht mitten in der Rosenzeit, traf dann mein Vater bei uns ein. Der Caplan hatte angeordnet, daß ich den Freiherrn im Schlosse erwarten sollte, da dieser sich den Empfang, wie er meiner Mutter an unserer Grenze zu Theil geworden und wie er sich für die Gutsherrschaft gebührte, verbeten hatte. Die Ungeduld litt mich aber nicht im Schlosse. Ich wußte damals noch nicht, sagte er — und wieder ging Angelika's schwermüthiges Lächeln über seine Züge —, was ich später wohl ahnte und was sich mir in diesem Briefe meines Vaters an den Caplan leider bestätigte, daß sein Verlangen nach mir nicht eben lebhaft war; und den ersten großen Ungehorsam gegen den Befehl meines Mentors begehend, ließ ich mir heimlich mein Pferd satteln, um den sehnlich Erwarteten so bald als möglich zu begrüßen.

Mein Vater erkannte mich im ersten Augenblicke nicht, als ich in den Bereich des Wagens kam. Er hatte mich als ein Kind verlassen, mich nur als Kind gedacht, und Vittoria hatte nach meines Vaters Aeußerungen auch nicht darauf gerechnet, einen fast erwachsenen jungen Menschen in mir zu finden. Sie rief mir in ihrer Muttersprache etwas zu, was ich nicht verstand; da sie dies merkte, grüßte sie mich mit einer jener Handbewegungen, welche keine Nordländerin nachzuahmen vermag, und ich war bei ihrem Anblicke wie geblendet von ihrer Erscheinung.

Sie können sich kaum vorstellen, rief er, sich unterbrechend, wie schön Vittoria damals war; aber noch auffallender, als ihre Schönheit, war auch mir ihre große Jugend. Als sie vor dem Schlosse ausstieg, als mein Vater mich ihr, wie sich's gebührte, feierlich als ihren Stiefsohn vorstellte und sie mich umarmte, war ich vollends verwundert, sie kleiner als mich, sie überhaupt so klein zu finden, denn meine Mutter war sehr groß gewesen, und ich mußte mich schon damals bücken, meinen Mund dem Munde Vittoria's nahe zu bringen, sagte er erröthend.

Sprach Ihre Stiefmutter nur das Italienische? fragte Seba.

O nein, ich sagte es Ihnen ja bereits, sie war auch des Französischen mächtig, und mit dem fremdartigen venetianischen Accente, der mir sehr lieblich in ihrem Munde klang, französisch zu mir sprechend, sagte sie: „Da ich zu jung bin, Deine Mutter zu sein und eine große Verehrung von Dir zu fordern, so entschließe Dich, mein Freund, mich zu lieben. Ich will das Gleiche thun, sei deß ganz gewiß!"

Und hat die Baronin das gehalten, lieber Arten?

Ich habe keinen besseren Freund, als sie! betheuerte der Jüngling. Dann hielt er inne und ließ seiner Wirthin damit zu der Frage Zeit, ob Vittoria's Eltern noch am Leben wären und wo und wie sein Vater sie kennen gelernt habe.

Vittoria war eine Waise, berichtete Renatus. Sie selbst hat mir, als ich erwachsen war, ihre Jugendgeschichte erzählt. Das Geschlecht der Giustiniani, dem sie angehört, ist sehr alt und weit verzweigt; aber der Zweig, von dem sie stammt, war mittellos, und man hatte Vittoria, da ihre Eltern früh gestorben waren, zur Erziehung in ein Kloster gethan, in welchem man sie später den Schleier nehmen lassen wollte. Ich weiß nicht, ob ich sagen soll, zu ihrem Glücke, brachen die Blattern in dem Kloster aus, als sie auf dem Punkte stand, ihr Noviciat antreten zu müssen, und man sendete also zeitweilig alle Pensionäre zu deren Familien zurück. So kam Vittoria in das Haus der Marchesa Moncenigo, ihrer Tante, die damals, während des Sommers, eine Villa am Ufer der Brenta bewohnte; aber man zog sie nicht in die Gesellschaft, die sich dort zur Villeggiatur versammelt hatte und zu der auch mein Vater gehörte. Man brachte das junge, weltfremde Mädchen mit einer Dienerin in einem verlassenen Casino im entlegensten Theile der Besitzung unter, da man nicht geneigt war, die mittellose Waise die Reize der Gesellschaft kosten zu lassen, in die einzutreten sie nicht bestimmt

war. Ihre Rückkehr in die Mauern des Klosters stand ihr nahe bevor, als mein Vater bei einem einsamen Morgenspaziergange Vittoria an dem Fenster ihres Casino sah und sie, unbemerkt von ihr, eine jener alten Kirchen-Cantaten singen hörte, die Niemand, glaube ich, schöner als sie zu singen versteht. Mein Vater war von ihrer Schönheit wie von ihrer Stimme hingerissen. Er kehrte öfter wieder; die Dienerin, welche man Vittoria zugesellt, hatte es bald herausgebracht, wer der Fremde sei und daß er ihrer jungen Herrin eine glänzende Zukunft zu bieten habe. Vittoria war ein Kind, sie sehnte sich, aus dem Kloster fortzukommen, wünschte in das Leben einzutreten, und wie hätte auf sie, der noch kein Mann genaht war, eine so einnehmende Persönlichkeit wie die meines Vaters ihren Eindruck verfehlen können? Die Bewunderung, die sie ihm bezeigte, steigerte natürlich seine Leidenschaft für sie; ihre Verlassenheit rührte ihn, seine Großmuth sprach für sie in seinem Herzen, und als er dann von seinen Gastfreunden Vittoria's Hand begehrte, war man natürlich eben so überrascht über die unerwartete Aussicht, welche sich der armen verabsäumten Verwandten darbot, als bereit, sie eine solche Verbindung schließen zu lassen. Vittoria Giustiniani wurde also mit Freuden Baronin von Arten, wurde meines Vaters Frau, und doch, fügte er seufzend hinzu, kann ich wie der Prinz in Schiller's „Don Carlos" von mir sagen: „Ich habe kein Glück mit meinen Müttern!"

Er erhob sich bei den Worten, sah nach der Uhr und entschuldigte sich, daß er Seba's Zeit so lange und so selbstsüchtig für sich in Anspruch genommen habe. Als diese ihn aufforderte, bis zur Rückkehr ihres Vaters und ihrer Nichte bei ihr zu bleiben, um dann mit ihnen zusammen zu Nacht zu essen, lehnte er es ab, weil er in jeder Woche an dem gleichen Abende bei der Gräfin Rhoden sei, der er außerdem heute noch einen Auftrag der Signorina zu überbringen habe.

Meinen Sie mit dieser Bezeichnung Ihre Stiefmutter? erkundigte sich Seba.

Renatus wurde verlegen und roth. Ja, sagte er; entschuldigen Sie die üble Angewohnheit, denn eine solche ist es in der That, und ich habe sie zu meiner Schande noch obendrein von Mamsell Marianne angenommen, die sich immer nicht entschließen kann, die junge Frau mit dem Titel meiner verstorbenen Mutter anzureden. Sie nannte sie deßhalb, wie die mitgebrachte Dienerin es that, beständig die Signora. — Mir aber klang das fremde Wort so schön! Und weil Vittoria in ihrer Weise für mich ein Unvergleichliches war, freute es mich, für sie auch eine Bezeichnung zu haben, die keiner anderen Frau gegeben ward. Meine Jugendgespielinnen, die Töchter der Gräfin Rhoden, die gleich mir schnell eine große Neigung für Vittoria faßten, nannten sie bald auch nur die Signorina. Sie haben das vielleicht selbst schon von ihnen gehört; und von den Bekannten unseres Hauses heißt jetzt kaum Jemand sie anders, wenn er von Vittoria spricht.

Der junge Offizier hatte während dieser letzten Worte seinen Säbel umgehakt und seinen Hut genommen. Seba fragte, ob er sonst Neuigkeiten aus der Heimath habe, ob er wisse, wie es den Marienfelder Steinert's ergehe. — Er hatte aber nichts Näheres von ihnen gehört, da Adam Steinert in gar keinem Zusammenhange mit seinem früheren Herrn stand, und nur gelegentlich hatte er erfahren, daß es Steinert's unermüdlicher Ausdauer gelungen sei, sich durch die Noth der Kriegsjahre verhältnißmäßig gut durchzubringen.

Das ist einer von den Ungebeugten, meinte Seba, denen die Kraft, zu hoffen und in dieser Hoffnung zu schaffen, in den trübsten Stunden aus dem Herzen quillt.

Hoffnung muß nur einen Anhalt haben, wendete Renatus ein; und woran kann sie sich knüpfen in einer Zeit, in welcher, wie eben jetzt, nach kaum überstandenem furchtbarem Kriege und

unheilvollem Frieden, rund umher neue Rüstungen befohlen werden, deren Zweck nicht zweifelhaft ist? Worauf soll der einzelne ohnmächtige Mensch seine Hoffnung richten, sein Bestreben lenken, da einem gewaltigen, dämonischen Willen nach Gottes unerforschlichem Rathschlusse wie einer Geißel des Gerichtes über die Erde Macht gegeben ist?

Seba hatte sich auch von ihrem Sitze erhoben und war mit ihrem jungen Gaste bis an die Thüre des Gartensaales gegangen. Als sie dieselbe öffnete, hatten sie in aller seiner strahlenden Herrlichkeit den prächtigen Kometen vor ihren Augen, der in diesem ganzen Sommer am Horizonte gestanden und die Herzen der ohnehin gewaltig aufgeregten Menschen mit banger Sorge und unheimlichen Befürchtungen erfüllt hatte.

Wie blendend er ist, rief Renatus aus, und wie gewaltig in seiner fast den ganzen Horizont durchmessenden Größe!

Da faßte Seba des Jünglings Hand und sagte leise und eindringlich: Aber auch er wird vorübergehen, und seine Zeit ist nahe! Sehen Sie hin, sein Licht ist im Erlöschen, er neigt sich dem Untergange zu! Noch eine kurze Frist, und an dem befreiten Himmel werden die alten, schönen Sternbilder in aller ihrer Klarheit leuchten, und man wird vergebens nach dem Phänomen suchen, dessen wilde Großheit jetzt die schwachen Seelen entmuthigt und geknechtet hat! Nur eine kurze Geduld, nur Muth und Hoffnung!

Der junge Mann sah sie betroffen an. Ihre Augen leuchteten in schöner Erhebung, es lag in ihren Worten etwas Geheimnißvolles, das ihn unwillkürlich ergriff; indeß er konnte sich nicht entschließen, sie um die Deutung zu bitten, und ohne eine weitere Erklärung ließ sie ihn mit dem Auftrage, die Gräfin Rhoden von ihr zu grüßen, von sich gehen.

Arme Angelika, seufzte sie, als er sich entfernt hatte, arme Angelika, warum mußtest du so früh von uns scheiden! Dein Sohn würde mich verstanden haben, hättest du ihn auferzogen!

Viertes Capitel.

Als Renatus die Linden hinabging, um sich nach dem entlegenen Theile der Wilhelmsstraße zu begeben, in welchem die Gräfin Rhoden sich, seit sie Berlin bewohnte, niedergelassen hatte, sah er aus dem Eckfenster eines an der Friedrichsstraße gelegenen Hauses ein helles Licht erglänzen, und da die Uhr an dem Akademie-Gebäude ihn belehrt hatte, daß es noch ein wenig zu früh sei, zu der Gräfin zu gehen, wendete er sich jenem Hause zu, stieg die Treppe bis zum ersten Stockwerke in die Höhe und fragte, als eine den höheren Ständen angehörige Frau ihm dort die Thüre öffnete, ob sein Onkel zu Hause und zu sprechen sei.

Zu Hause ist der Herr Graf, entgegnete die Frau, welche ihn eingelassen hatte, aber er hat einen Besuch, und der Kammerdiener ist fortgeschickt. Wenn Sie es wünschen, will ich Sie melden; indeß ich hörte immer schon mit den Stühlen rücken und umhergehen — wenn Sie vielleicht verziehen wollten ....

Er sagte, daß er nicht lange bleiben könne, daß er jedoch versuchen wolle, ob sein Onkel bis dahin für ihn frei sein werde, und nahm den Sessel an, den die Frau ihm an der Seite ihres Sopha's darbot. Renatus war schon oftmals durch dieses Zimmer gegangen, aber mit der Achtlosigkeit des im Reichthume geborenen und im eigenen Hause erwachsenen Mannes hatte er es nie eines Blickes gewürdigt, denn die verschwenderische Ausstattung desselben hatte für ihn keinen Reiz. Eben so wenig hatte er die Frau betrachtet, der er auch früher schon in diesem Gemache begegnet

war, oder sie gefragt, welche Stelle sie in dem Haushalte seines Onkels ausfüllen möge.

Heute, da er sich genöthigt fand, in ihrer Nähe zu verweilen, bemerkte er, daß sie offenbar den Fünfzigen nahe war, und sie mißfiel ihm, obwohl sie einmal eine hübsche Frau gewesen sein konnte. Sie trug jene großen goldenen Ringe in den Ohren, die ihrer Zeit durch die nachmalige Kaiserin Josephine in Aufnahme gebracht und nach ihr Creolen genannt worden waren. Ihre Taille war noch kürzer gegürtet, ihr Busen noch höher hinaufgeschnürt, als die Mode es mit sich brachte, und aus dem mädchenhaften Fanchontuche, das sie über den à la Titus frisirten Kopf geknüpft hatte, sahen die geschminkten Wangen und das runde Doppelkinn voll und coquet hervor. Dazu hatte sie die Finger reichlich mit Ringen besteckt, und sie mußte entweder auf diese Ringe oder auf ihre allerdings noch hübschen Hände großen Werth legen, denn sie war sehr bemüht, des Jünglings Aufmerksamkeit auf dieselben zu ziehen, indem sie die Hände leise gegen einander rieb und sich beklagte, daß es nach dem heißen Sommer und bei den warmen Tagen Abends doch schon so kalt sei und daß ihre Hände die rauhe Luft gar nicht vertragen könnten.

Renatus ließ diese Bemerkung schweigend an sich vorübergehen; damit war aber die Entschlossenheit der Redseligen, ihn in eine Unterhaltung zu verwickeln, nicht zurückgeschlagen, und beide Arme auf den Tisch legend, während sie sich weithin über dieselben nach vorn bog, so daß sie sich dem jungen Manne dadurch beträchtlich näher brachte, sagte sie mit leisem Kopfschütteln: Ich sehe recht, wie die Zeit vergeht! Sie kennen mich gar nicht mehr, Herr Baron! Sie haben ganz vergessen, daß Sie mich früher schon gesehen haben!

Sie wurde mit dieser Zudringlichkeit dem Jünglinge, dessen reiner Sinn vor allem Niedrigen zurückschreckte, nur noch wider-

wärtiger, und kurz abweisend sagte er, daß er sich wohl erinnere, wie sie auch sonst schon die Güte gehabt hätte, ihn einzulassen.

In dem Augenblicke ward die Thüre des Nebenzimmers geöffnet, Graf Gerhard Berka trat mit einem Fremden, einem Franzosen, in das Vorzimmer hinaus; sie schüttelten einander die Hände, nahmen eine Verabredung für den nächsten Tag, der Graf rief seinem Neffen, da er ihn gewahrte, einen freundlichen Guten Abend zu, machte scherzend die Bemerkung, daß man vom Wolfe nur zu sprechen brauche, damit er erscheine, was jedoch in diesem Falle ohne allen anzüglichen Vergleich gemeint sein solle, und stellte darauf dem Fremden, den er Baron und seinen lieben Castigni nannte, den jungen Freiherrn als den Neffen vor, dessen er so eben gegen ihn gedacht habe.

Nach einer sehr verbindlichen Begrüßung empfahl sich Herr von Castigni dem Grafen wie Renatus, und mit einem Zeichen, daß sie dem Scheidenden das Geleit zu geben habe, sagte der Graf: Leuchten Sie, liebe Kriegsräthin! Dann nahm er seinen Neffen unter den Arm und kehrte mit ihm in sein Zimmer zurück.

Bist Du abergläubisch oder wundergläubig, mein Freund? fragte er Renatus mit leichtem Tone, nachdem sie sich dort niedergelassen hatten.

Renatus entgegnete, daß es darauf ankomme, was man unter abergläubisch und wundergläubig verstehe; aber Jener ließ ihm zu keiner weiteren Erklärung Zeit, sondern sagte: Nun, Aberglaube oder Unglaube, was thut uns das? Es ist gut, daß Du überhaupt wieder in Berlin, und sehr gut, daß Du eben jetzt zu mir gekommen bist! Wir wollen das als eines der guten Zeichen ansehen, an die zu glauben immer Zuversicht und Muth gibt. Es war zwischen dem Baron und mir eben von Dir die Rede, als Du kamst.

Von mir? Und in wie fern, wenn ich dies fragen darf? sagte der Neffe.

Wärst Du geneigt, den preußischen Dienst zu verlassen? erkundigte sich der Graf.

Der junge Offizier verneinte es einfach und bestimmt.

Aber es war, soviel ich davon weiß, nicht eben Dein Wille, der Dich bewog, die Uniform zu nehmen! bedeutete Jener.

Renatus wurde roth bis unter die Wurzel seines hellen Haares, und mit einem leichten Zusammenziehen seiner Augenbrauen, welches seine innere Selbstüberwindung kund gab, versetzte er: Ich würde allerdings das Leben eines unabhängigen Edelmannes, wie wir Arten's es von je geführt, überhaupt jedem Dienste vorgezogen haben; da die Umstände mir dies nicht verstatteten, da mein Vater mich in die Armee eintreten lassen, und der König mir das Patent gegeben hat, scheint es mir Ehrensache, auch im Dienste zu bleiben, bis ich dieses mein Patent mit der That verdient und meinen Eid im Kampfe besiegelt habe! —

Sehr gut, sehr schön gesagt, rief der Graf mit einem leichten Anfluge von Spott, während er sich weit in das Sopha zurücklehnte — nur nicht sehr einsichtsvoll, mein lieber Freund! Das soll mich jedoch durchaus nicht abhalten, es mit Dir besser zu meinen, als Du es verstehst! Laß uns in's Klare kommen! Von welchem Kampfe sprichst Du?

Renatus hob sein Auge zu seinem Oheim empor und wendete es eben so schnell wieder von ihm ab. Es lag etwas Unheimliches in dem beständigen Lächeln des Grafen und mehr noch in seinem scharfen und lauernden Blicke, der mit jenem Lächeln in grellem Widerspruche stand. Er war noch immer ein auffallend schöner Mann, aber der preußische Officier war in ihm nicht mehr zu erkennen. Sein glänzendes, blondes Haar war in einer großen Locke mitten auf der Stirn zusammengekräuselt, sein tief in die Wangen hineingehender Bart, seine hohe, weiße Halsbinde wie seine ganze Kleidung und Haltung waren nach französischem Vorbilde gemodelt, und wenn er nicht geradezu, wie er dies meistens

that, Französisch sprach, so brauchte er selbst im Deutschen so viele Fremdwörter und schob so viele französische Sätze in das Deutsche hinein, daß man dieses Gebahren als ein absichtliches erkennen mußte.

Er hatte, als nach dem Friedensschlusse von Tilsit sein Regiment aufgelöst worden war, wie Hunderte von anderen Officieren sich zu seinen Eltern auf das Land begeben, aber das Landleben war niemals nach seinem Geschmacke gewesen. Dazu war — man wußte in der Familie nicht, wodurch — des Grafen Verhältniß zu seiner Mutter seit Jahren schon getrübt. Von beiden Seiten gab sich eine fast krankhafte Empfindlichkeit gegen einander kund, und man hatte ihn also nicht davon abgehalten, als er nach kurzem Verweilen wieder nach der Hauptstadt zurückzukehren gewünscht hatte. Freilich hatte der alte Graf dem Sohne zu bedenken gegeben, daß er jetzt, bedrängt durch die allgemeine Noth und Drangsal, nicht mehr wie früher im Stande sei, dessen mannigfachen und großen Ansprüchen mit der alten Freigebigkeit zu begegnen; das hatte jedoch den Grafen Gerhard wenig angefochten. Die Summe, welche man ihm für das erste Halbjahr zuwies, war nicht unbedeutend, und über den Tag, über das Verlangen und Gelüsten oder Bedürfen des Augenblickes dachte er nicht leicht hinaus.

Aber das Berlin, in welches Graf Gerhard zurückkehrte, war nicht mehr die Stadt, die er vor dem unglücklichen Feldzuge des Jahres achtzehnhundert und sechs verlassen hatte. Seine Kameraden und Umgangsgenossen lebten fern und zerstreut. Die Einen warteten hoffenden Sinnes in Einsamkeit der Zeiten, welche sie wieder zu neuer Thätigkeit berufen würden; die Ungeduldigen hatten sich nach Oesterreich, nach Spanien und nach Rußland gewandt, wo der Tag eines neuen Kampfes früher anzubrechen versprach, als in dem ganz zerstückelten und zertretenen Vaterlande.

Das Herz jedes Ehrenmannes blutete in heimlicher Empörung, während der Wille der französischen Machthaber eine glänzende Geselligkeit in Berlin erzwang, deren Ueppigkeit die Leichtgesinnten und Genußsüchtigen verlockend mit sich fortriß, welche über die geistreiche Lebhaftigkeit der Sieger und über die feinen Formen französischer Gesellschaft und Sitte die bittere Noth des Vaterlandes und die Knechtschaft vergaßen, unter denen man lebte. Allerdings war es für denjenigen, der nicht die Möglichkeit besaß, sich fern von den Städten auf irgend einem, zufällig von Einquartierung verschonten Hofe oder Gute dem Verkehre mit den Unterdrückern zu entziehen, äußerst schwer, den Umgang mit ihnen zu vermeiden; aber die Zahl derjenigen war leider nicht gering, die diesen Umgang in eigennütziger Absicht suchten, und die Fremdherrschaft fand ihren Vortheil darin, solche Ueberläufer bereitwillig in ihre Reihen aufzunehmen.

Ein Edelmann von dem alten und schönen Namen der Grafen Berka, ein früherer preußischer Officier mit den persönlichen Vorzügen des Grafen Gerhard, der sich geneigt finden ließ, sich der damals in Berlin den Ton angebenden französischen Gesellschaft anzuschließen, durfte sich von ihr des zuvorkommendsten Empfanges sicher fühlen, und des schwermüthigen Ernstes von Herzen müde, der in dem Kreise seiner Familie geherrscht, seit das Unglück über das Vaterland hereingebrochen war, hatte Graf Gerhard sich bei seiner Rückkehr von Berka mit vollen Athemzügen in das ihn anmuthende Leben der Hauptstadt, in die Gesellschaft der Franzosen gestürzt, die, reich an Kriegsbeute, schnell und verschwenderisch zu genießen suchten, was zu genießen ein eben so schneller Tod auf irgend einem der Schlachtfelder, zu welchen der Kaiser sie führte, ihnen bald unmöglich machen konnte.

Man hatte den Grafen überreden wollen, in französische Kriegsdienste zu treten, aber dessen hatte er sich geweigert; denn

es gibt herkömmliche Ehrbegriffe, von denen Männer wie der Graf sich nicht leicht freimachen, obschon jene Ehrbegriffe mit dem wahren Ehrgefühl, das in jedem Menschen nur die höchste Blüthe einer vollkommenen sittlichen Bildung ist, eben blos den äußeren Anschein gemeinsam haben.

Weil Graf Gerhard es nicht nach seiner Neigung, weil er es nicht unterhaltend fand, in der Zurückgezogenheit zu leben, nannte er es unverständig, sich der herrschenden Gewalt ohnmächtig zu widersetzen. Weil Nachgiebigkeit ihm in diesem Falle bequemer dünkte, als Zurückhaltung, nannte er es gebotene Rücksicht, sich der Gesellschaft der Fremden anzuschließen, und er bezeichnete es als eine Ehrensache, sich standesmäßig in ihr zu behaupten. Es dünkte ihm eben so eine Ehrensache, vor den Emporkömmlingen, aus denen sie sich zum großen Theil zusammensetzte, die vornehme Leichtlebigkeit des alten Edelmannes darzuthun, und er hatte keine Ahnung davon, wie die frische und gewaltige Kraft dieser neu und wild entstandenen Gesellschaft ihn bemeisterte, wie er, dem Anspruche des Augenblickes gehorchend, mit seinen Vorurtheilen und Ueberzeugungen auch sich selber hingab, und wie die, trotz ihrer genußsüchtigen Ueppigkeit, vom Leben geschulten, in Geschäften versuchten Fremden, mit denen er verkehrte, sich seiner bemächtigten, weil sie ihn brauchen zu können glaubten. Denn Fremdherrschaft muß tyrannisch sein, und die Tyrannei kann der heimlichen Verbündeten nicht entrathen. Sie muß wissen, was in dem unterworfenen Lande und Volke geschieht, sie muß Einfluß haben, auch wo sie selber nicht hinzudringen vermag. Sie muß sich Diener schaffen und Dienste empfangen, ohne daß diejenigen, welche sie bedienen, sich dessen bewußt sind, und Graf Gerhard war auf solche Weise schnell, noch ehe er es ahnte, zu einem Werkzeuge in den Händen seiner französischen Umgangsgenossen geworden. Freilich hatte man von ihm niemals eine Leistung,

gegen welche seine Ehrbegriffe sich sträuben konnten, gefordert, aber man hatte gelegentlich seine vermittelnde Sprachkenntniß bei Einführung in gewisse Kreise als Gefälligkeit in Anspruch genommen, manche Auskunft über Personen und Dinge beiläufig von ihm erfragt oder seine Begleitung bei irgend einer Reise als Freundschaftsdienst begehrt. Man hatte auch nicht daran gedacht, ihm diese Dienste oder diese Opfer an Zeit zu lohnen; sein Ehrbegriff würde ihn bewogen haben, sich dessen unbedingt zu weigern. Aber er hatte kein Bedenken getragen, als seine standesmäßigen Ausgaben sich mit seinen Einnahmen nicht mehr bestreiten ließen, die freiwillig und in schicklichster, bequemster Weise angebotenen Darlehen von seinen Freunden anzunehmen, und die Größe dieser Darlehen hatte ihn nicht beunruhigt, denn die glücklichen Sieger hatten reiche Mittel zu ihrer Verfügung und waren des ängstlichen Rechnens mit ihren Freunden nicht gewohnt.

Auch in der Unterredung, welche Graf Gerhard mit seinem Freunde eben, als Renatus bei ihm vorsprach, gehabt hatte, war nur ganz zufällig von der phantastischen und schwärmerischen Stimmung gesprochen worden, welche sich in der deutschen Jugend zu regen beginne, und Herr von Castigni, der, wie der Graf, einem alten Adelsgeschlechte angehörte, hatte dabei die Aeußerung hingeworfen, wie viel seiner Regierung daran gelegen sei, dieser unglücklichen Richtung entgegen zu arbeiten, wie sehr man den Anschluß des jungen Adels an das Gouvernement begünstige und welche Aussichten sich denjenigen jungen Männern eröffnen könnten, die sich geneigt zeigen würden, sich bei den verschiedenen kaiserlichen Gesandtschaften in Deutschland, wenn auch vorläufig nur als zeitweilige Attaché's, verwenden zu lassen.

Als Renatus daher seinem Oheim auf dessen Frage die Antwort zu geben zögerte, nahm jener selbst das Wort.

Du willst Deine Sporen verdienen, sagte er, und ich wieder-

hole Dir, mein Lieber, das ist gut und schön! Aber wo willst Du den Kampfplatz suchen, wo den Tummelplatz für Deine Thaten finden? Die Zeiten, in denen unsere Vorfahren sich unter dem großen Könige ihre Lorbeern erfochten, sind für immerdar vorüber!

Onkel! rief Renatus mit abwehrendem Erstaunen.

Der Graf zuckte die Schultern. Ich verstehe Dich, sagte er, und ich weiß, was dieser Ausruf sagen will; aber ich sprach eben mit Herrn von Castigni davon. Es ist thöricht, sich gegen eine historische Thatsache auflehnen zu wollen, thöricht, seine Wünsche für Möglichkeiten anzusehen, und verbrecherisch, wenn reife Männer die Jugend in ihren müßigen ideologischen Träumen bestärken, statt sie zu kräftigem Mitwirken in den vorliegenden Lebensbedingungen anzuhalten.

Und welcher müßigen Träume halten Sie mich schuldig, zu welcher Arbeit wollen Sie mich berufen? fragte der junge Baron, durch die Aussprüche seines Oheims immer mehr betroffen.

Ihr jungen Leute seid übel daran! hob Jener, der bestimmten Antwort ausweichend, auf das Neue an. Man hat Eure Kindheit, Eure Jugend mit dem Gedanken der Vaterlandsliebe genährt und hat Euch als den würdigen Gegenstand einer solchen Liebe das Preußen des großen Friedrich, den von einem großen Könige gegen alle natürlichen Bedingungen zusammengebrachten und nur durch sein Genie, durch seine Herrscher- und Feldherrnkraft erhaltenen Staat, hingestellt. Aber die gewaltsame Schöpfung eines Genius ist jetzt durch den größeren Genius naturgemäß und eben so gewaltsam zerstört. Vor der Gewalt und Größe eines Napoleon konnte die junge Monarchie des alten Fritz, vor dem weltumfassenden Blicke, vor dem weltumgestaltenden Geiste und Willen dieses titanischen Kaisers kann die alte Weltordnung nicht bestehen, und wie unter den Stürmen des Frühlings die letzten Blätter an den alten Bäumen ver-

stieben, damit Raum werde für die neue Schöpfung eines neuen Jahres, so müssen die bisherigen Staatsverhältnisse zu Grunde gehen, damit der riesige, durch alle Zeiten wiedergekehrte und endlich sich seiner Verwirklichung nahende Gedanke eines Weltreiches, einer Universal-Monarchie, wie Alexander und Cäsar und Karl der Große sie vorahnend gedacht haben, zur Wahrheit werde! Sich mit Gefühlsüberspannung an das Untergehende anzuklammern, mag dem zukunftslosen Alter ziemen; die Jugend hat sich dem Neuen, dem Werdenden anzuschließen, und wer Leben, wer Thatkraft in sich fühlt, wer sich eine Zukunft zu eröffnen hat, muß sich dienend dem siegenden Prinzipe unterordnen!

Der Graf hatte sich in Feuer gesprochen, wie dies kaltherzigen und gesinnungslosen Menschen leicht geschieht, die, wenn sie Andere überreden wollen, vor Allem sich selber überreden müssen, und also beständig einen doppelten Zweck zu erfüllen, einen doppelten Kraftaufwand zu machen haben. Er war weder geistreich noch tiefsinnig, aber er hatte Phantasie und Bildung genug, sich fremde Meinungen, sobald es ihm gefiel, anzueignen, und es waren die Gedanken des Gastes, der ihn eben erst verlassen hatte, es war die Anschauungsweise der französischen Gesellschaft, in welcher Graf Gerhard sich bewegte, die er seinem Neffen zur Beherzigung empfahl.

Renatus bildete jedoch fast in allen Stücken den Gegensatz zu seinem Oheim, und ihn zu verwirren war nicht leicht. Seine Phantasie war nicht lebhaft, indeß innerhalb des nicht weiten Kreises, den er überschaute, sah er klar genug, und seine Schüchternheit im Verkehr mit Anderen machte ihn vorsichtig, wie sein Mißtrauen gegen seine eigene Einsicht ihn gewissenhaft gegen sich selber sein ließ.

Es war nicht das erste Mal, daß der junge Baron die Ansichten, welche der Graf an den Tag legte, von einem Preußen aussprechen hörte. Man konnte sie von allen denjenigen ver-

nehmen, die, auf den Pfaden des Grafen gehend, ihrer zur Selbstentschuldigung bedurften. Sie verfehlten an sich also, einen Eindruck auf den Jüngling zu machen, aber es ergriff ihn, daß sein Onkel sie theilte, und mit jener Schwermuth, die einen Hauptzug seines Charakters ausmachte, rief er: Lieber untergehen, als untreu werden! Was sollte mir eine Zukunft auf den Trümmern meines Vaterlandes? Wie könnte ich an ein Glück denken in der Fremde unter Fremden, während.... Er brach ab, schien seine warme Aufwallung zu bereuen und sagte: Gewiß, mein Onkel, Sie sprachen nicht im Ernste zu mir, Sie wollten mich prüfen; seien Sie unbesorgt! Kein Vortheil der Welt soll mich verlocken, von meinem Könige abzufallen oder meinen Eid zu brechen! Ich bin ein Preuße, ich bin ein Edelmann, unserem Könige unterthan und sein Soldat; so will ich leben und, muß es sein, auch sterben!

Der Graf nickte beifällig, als habe er den Vorwurf in seines Neffen Worten nicht gemerkt, und wiederholte seine frühere Aeußerung, daß dies Alles sehr gut, sehr schön sei, nur praktisch sei es nicht. Bedenke, sprach er, was Du Deinem Vater schuldig bist!

Er machte danach eine kleine Pause und setzte in ruhig erklärender Weise hinzu: Du siehst die ungeheuren Rüstungen, welche der Kaiser durch ganz Europa anstellen läßt. Niemand kann zweifelhaft darüber sein, gegen wen sie gerichtet sind. Wir stehen einem großen, einem gewaltigen Feldzuge näher, als Du glaubst, und Du bist der einzige Erbe Deines Vaters, der Letzte Deines Hauses!

Und mein Bruder? wendete Renatus ein.

Der Graf lächelte. Vittoria's Sohn wird, wenn er einst erwächst, voraussichtlich auf Dich und Deine Großmuth angewiesen sein, denn Dein Vater ist bejahrt und sein Besitz hat sich, wie Du weißt, um ein Bedeutendes verringert.

Wir haben allerdings unter dem Kriege schwer gelitten,

entschuldigte Renatus, den jede Miene und jedes Wort des Grafen kränkte.

Nicht mehr, als Andere, meinte dieser; aber Dein Vater und meine gute romantische Schwester hatten kostspielige Liebhabereien, bauten Kirchen, hielten Sängerchöre, ließen die Amtleute und Pächter gewähren. Das war ideologisch, war falscher Idealismus! Das ist unpraktisch!

Er sah nach der Uhr, erhob sich, ging an den Spiegel, zu dessen beiden Seiten Armleuchter an den Wänden brannten, besah sich in dem Glase, kämmte die große Locke auf der Stirn über die untergehaltene Hand zurecht und sagte, ohne den beleidigten Renatus, der hinter ihm sitzen geblieben war, anzusehen: Glaube mir, mein Lieber, früher oder später wirst Du genöthigt sein, Dein eigenes Schicksal zu spielen und das Loos und das Vermögen Deines Hauses neu zu begründen. Nur deshalb und nur dazu wollte ich Dir die Mittel und die Wege zeigen und eröffnen, die ich Dir heute vorschlug.

Er klingelte, sein Kammerdiener trat ein. — Warum erinnern Sie mich nicht, daß es Zeit ist, mich anzukleiden? fragte er. Der Diener entgegnete, daß Alles bereit liege, und ward mit dem Bemerken fortgeschickt, daß der Graf gleich kommen werde, und daß der Diener das Eisen heiß machen könne, ihm Haar und Bart auf's Neue zu kräuseln.

Wir haben heute eine Soirée bei dem französischen Gesandten. Das ist ein Haus, in das Du Dich einführen lassen solltest, und ich bin bereit, Dich vorzustellen, sagte er. Es ist die Rede davon, einige junge Deutsche von Familie als Cavaliere, als Kammerherren an den Hof des Königs von Westfalen zu ziehen, junge Männer, die des Französischen mächtig sind. Ich hatte dabei an Dich gedacht. König Jerome ist jung, ist geistreich, ist äußerst liebenswürdig und freigebig geneigt, für die Personen, die ihm wohlgefallen, viel zu thun. Indeß Du

willst es nicht! Nun, Du wirst wissen, was Dir frommt, ich hatte es gut mit Dir im Sinne!

Er sprach das Alles, während er aus einer reichverzierten Büchse seine goldene Dose mit frischem Taback füllte. Renatus hatte sich erhoben. Er sagte, daß er seinen Oheim nicht stören, nicht länger aufhalten wolle. Der Graf erkundigte sich, wo er seinen Abend zubringen werde, und als er hörte, daß Renatus die Gräfin Rhoden zu besuchen denke, meinte er, es sei schade, daß sie fromm geworden sei, und daß sie ihre Töchter in gleicher Ueberspannung auferzogen habe; sie sei früher eine angenehme Frau gewesen, die gewußt habe, was sie sich schuldig sei.

Man hatte sie bei uns, fuhr er fort, da sie eine Verwandte von uns ist, Deinem Vater eigentlich zur zweiten Frau bestimmt, und sie hat sich, eben weil sie kein Vermögen besaß, wohl selber doppelt mit dem Gedanken getragen. Ich bin sicher, sie zog nur deshalb in Eure Gegend, und ihre Freundschaft für Dich wird wohl aus derselben Quelle entsprungen sein. Aber der Bekehrungseifer Eures Caplans hatte sie uns entfremdet, noch ehe die Heirath Deines Vaters mit der Giustiniani im Werke war, und hätte sie diese Heirath vorhersehen können, so würde der Caplan vielleicht weniger Erfolg bei ihr gehabt haben. Jetzt indessen, glaube ich, ist sie ja selbst mit Bekehrungenbeschäftigt. Sie hat es wahrscheinlich auf die Tochter des alten Flies abgesehen, denn das allein kann mir die Freundschaft der Gräfin für die Flies erklären.

Renatus, dem jede Aeußerung des Grafen empfindlich und zuwider war, erinnerte daran, daß Seba auch eine Freundin seiner Mutter gewesen sei, daß er selbst von seinem Vater an den alten Geschäftsfreund ihres Hauses empfohlen worden, und fragte, ob der Graf die Familie, und namentlich, ob er Seba kenne.

Er bejahte es. Ich war vor dem Feldzuge nach der Champagne bei ihnen im Quartier, sagte er gleichgültig. Seba war

damals eine Schönheit, aber sie war schon damals eine sentimentale Schwärmerin! Nimm Dich mit ihr in Acht! Die Gräfin Rhoden und Seba und all die schönen Geister und die Professoren und Gelehrten, mit denen sie zusammenhangen, sind thörichte Ideologen, Phantasten, die gegen den Lauf der Welt ankämpfen, vergangene Zeiten lebendig machen möchten! Man hat ein Auge auf dieses Treiben, obschon man es gewähren läßt. Vernünftige Aussichten werden sich Dir dort nicht öffnen, darauf verlaß Dich, und sich unnöthig verdächtig zu machen, sich einer unnöthigen Beaufsichtigung auszusetzen, ist nicht anständig für Unsereinen!

Er reichte ihm dabei freundlich die Hand zum Abschiede und sagte, als sein Neffe sich ihm empfahl: Ehe ich es vergesse, mein Lieber! Seit ich mir hier selbst eine Wohnung eingerichtet und die Kriegsräthin zu mir genommen habe, speise ich in der Regel zu Hause. Sie ist eine Köchin, um die man mich beneidet. Für eine oder zwei Personen ist immer das Couvert bereit. Willst Du es auf gut Glück mit mir versuchen, so weißt Du, daß Du willkommen bist, und wir tauschen dann unsere Meinungen und Neuigkeiten mit einander aus. Beiläufig, laß Dich von den Rhodens nicht einfangen! Das sind keine Partieen, die sich für Dich schicken!

Er gab ihm nochmals die Hand, rieth ihm, sich die Kasseler Angelegenheit ruhig und reiflich zu überlegen, und entließ ihn danach, um sich ankleiden zu gehen.

Fünftes Capitel.

Später, als er es sonst pflegte, langte Renatus an dem Abende bei der Gräfin Rhoden an, und fast bereute er es, daß er gekommen war, denn die friedliche Stille, in welcher er die Frauen antraf, ließ ihn seine Aufregung erst recht deutlich empfinden. Es war ihm zu Muthe, als habe er in der letzten Stunde eine Gegend und die Menschen in ihr durch ein verzerrendes Glas betrachtet. Alle Bilder, die er in der Seele trug, dünkten ihm verändert und entstellt, und doch kam ihm unwillkürlich immer wieder die Frage: Wie aber, wenn Du Dich wirklich bisher getäuscht hättest? Wie aber, wenn der Oheim Recht hätte mit den Urtheilen, die er über die Personen und Zustände, deren er erwähnte, gegen Dich ausgesprochen hat?

Er erinnerte sich genau, wie kurze Zeit nach dem Tode seiner Mutter die Rhoden's zu ihren Verwandten nach Lichtenforst gezogen und wie sie das erste Mal nach Richten zum Besuche gekommen waren. Die Gräfin war, wie sein Vater, in Trauerkleidern gewesen, obgleich sie ihren Gatten schon zwei Jahre vorher verloren, und der Freiherr hatte sie und ihre Töchter sehr willkommen geheißen. Als er dann nach Italien gegangen war, hatte er die Gräfin gebeten, sich seines Knaben anzunehmen, und sie hatte Renatus darauf an sich gedrückt, hatte gesagt, der Himmel habe ihr leider einen Sohn versagt, sie wolle also Renatus lieben als wäre er ihr eigen Kind, und ihre Töchter Hildegard und Cäcilie sollten ihm, dem Schwesterlosen, Schwestern sein.

Renatus hatte sich auch in ihrer und ihrer Töchter Nähe stets wie in einer Heimath, wie in seiner Familie gefühlt, obschon die Verwandtschaft zwischen den Berka's und den Rhoden's sehr entfernt war; er konnte es sich als sehr wahrscheinlich denken, daß seine Großeltern ihm die Gräfin einst zur Stiefmutter zu geben gewünscht hatten, ehe der Caplan die Bekehrung der Gräfin unternommen. Es war aber ein schöner Tag und ein erhebender Anblick gewesen, als die Gräfin mit den beiden kleinen Töchtern in der Kirche von Rothenfeld zum Katholicismus übergetreten war. Der heimliche Anschluß der Familie von Wedderau an die katholische Kirche war bald danach gefolgt, und die kleine Gemeinde hatte unter des Caplans Leitung sehr zusammengehalten. Alljährlich hatte man danach den Todestag der Baronin Angelika, in welcher man die eigentliche Urheberin des Kirchenbaues verehrte, mit einer besonderen Feier begangen, und wenn die Gräfin wirklich beabsichtigt hatte, einmal die Stelle der Verstorbenen einzunehmen, so war es schön von ihr gewesen, daß sie ihre getäuschte Erwartung weder Vittoria noch Renatus hatte entgelten lassen.

Sie zuerst hatte sich der fremden jungen Frau mütterlich freundlich genähert, als man des Verwunderns über die unerwartete und auffallende Heirath des Freiherrn kein Ende finden konnte. Sie war der Fremden stets mit Rath und Ermunterung zur Hand gewesen; Tage und Nächte hatte sie an dem Bette Vittoria's zugebracht, als diese vor drei Jahren im Nervenfieber mit dem Tode so schwer gerungen, daß man hatte fürchten müssen, mit ihr auch das Leben ihres zu erwartenden Kindes zu verlieren. Renatus konnte ihr das nie vergessen. Er liebte die Gräfin dafür wie eine Mutter und er hing auch mit so naturwüchsiger Neigung an ihren beiden Töchtern, als wenn sie nicht nur seine Spielgenossen, sondern als wenn sie wirklich seine Schwestern wären.

Neben der ausgesuchten Behaglichkeit in Seba's Gartensaal, neben der auffallend modischen und glänzenden Einrichtung seines Oheims erschien dem jungen Manne die Wohnung der Gräfin heute zum ersten Male ärmlich. Er sah, was ihn bisher nicht angefochten hatte, daß ihre Zimmer nur schlicht getüncht, daß ihre Möbel alt und abgenutzt waren, daß nur zwei Kerzen den Raum erhellten. Sie leuchteten jedoch genugsam, das schöne, über dem Sopha hängende Bild der jung verstorbenen, allgeliebten Königin Louise zu erkennen, das diese selbst der Gräfin einst geschenkt hatte; sie reichten hin, die Büste des bei Saalfeld gebliebenen geistreichen Prinzen Louis Ferdinand betrachten zu lassen, der ein Freund des Grafen und Cäciliens Pathe gewesen war, und der ihr zur Erinnerung an die Schutzheilige der Musik, der Kunst, die er mit Meisterschaft beherrschte, eben den Namen Cäcilie gegeben hatte; und sie hatten Licht genug, das edle in weiße Schleier gehüllte Antlitz der Mutter und das schöne, blonde Haar der beiden Töchter mild zu umspielen.

Innerlich verwirrt war Renatus vor dem Hause angelangt; aber er wurde ruhiger in dem trauten Kreise, in dem gewohnten lieben Raume. Die halbe Dämmerung, die weißen Fenstervorhänge, durch die der Mond hinein schien, daß sein Schimmer den ganzen Fußboden streifenweise erhellte, der Duft des Reseda von den wohlgepflegten Stöcken am Fenster thaten ihm wohl.

Ach, bei Ihnen ist's gut! sagte er, unwillkürlich aus tiefer Brust aufathmend, als er der Gräfin die Hand geküßt und zwischen den beiden Schwestern seinen gewohnten Platz am Tische eingenommen hatte. Man lachte über diesen Ausruf; er sollte sagen, wie er darauf gekommen sei, ihn eben in dieser fast feierlichen Weise zu thun, und er ward dabei inne, daß ihm heute ganz anders als sonst in der Gegenwart dieser Frauen zu Muthe sei.

Es kam ihm vor, als sei er, wer weiß wie lange von

diesem Raume und von diesen lieben Menschen entfernt gewesen, als habe er sie nie so gut gekannt, als eben jetzt, und doch wieder, als habe er ihnen ein Unrecht abzubitten.

Die würdige Erscheinung der Gräfin, ihre keusche, matronenhafte Tracht — Renatus hatte sie, seit er sie kannte, nie anders als in weißer oder schwarzer Kleidung gesehen — dünkten ihm so schön, da er eben erst neben der geschminkten Haushälterin seines Oheims gesessen hatte. Die Bilder der königlichen Familie sprachen ihn wie Schutzgötter des Hauses an und es freute ihn, daß er sein Auge frei zu ihnen erheben durfte, daß keiner seiner Gedanken sich durch die verführerischen Auseinandersetzungen seines Oheims von ihnen und ihrem Dienste hatte abwendig machen lassen. Nur an der Gräfin und an diesen Mädchen hatte er sich versündigt. Sie hatte er so eben noch selbstsüchtiger Absichten, berechneter Plane fähig gehalten; denn die von seinem Oheim in ihm erweckte Vorstellung, daß die Mutter oder Hildegard selber darauf ausgegangen sein könnten, ihn unmerklich zu einer Heirath mit der Letzteren zu bewegen, hatte ihn widerwärtig berührt und ihm einen Schatten auf das reine, herzliche Verhältniß geworfen, in welchem er, seit er sich zurückerinnern konnte, zu diesen ihm so theuren Freunden gestanden hatte.

Jetzt schämte er sich seines Zweifels an ihnen, und daneben dachte er zum ersten Male daran, wie im Grunde gar nichts natürlicher sei, ja, wie es sich eigentlich von selbst verstehe, daß er die Gefährtin seiner Kindheit, daß er Hildegard einst zu seiner Gattin wähle. Sie hatten oft genug als Kinder Mann und Frau gespielt, sich immer auf das beste vertragen, sie waren nur um anderthalb Jahre, die Hildegard vor ihm voraus hatte, im Alter von einander getrennt. Ihr Name, ihre Familienverbindungen waren den seinigen ebenbürtig, sie war katholisch, wie er, Vittoria hatte die Rhoden's gern, ein künftiges Zusammenleben der beiden Familien bot also gar keine

Schwierigkeiten, und — darin hatte sein Onkel Recht — das einst so blühende Arten'sche Geschlecht war jetzt wirklich nur auf ihn und seinen kleinen Bruder gestellt. Es war nothwendig, es war unerläßlich, daß Renatus sich früh verheirathete.

Je mehr er darüber nachdachte, um so wahrscheinlicher dünkte es ihn, daß auch seinem Vater eine Verbindung zwischen ihm und Hildegard willkommen sein würde, denn sowohl der Freiherr als der Caplan hatten ihn beständig zu dem Umgange mit den Rhoden's angehalten; und nun er sich im Geiste die Sache überlegt, fand er, daß ihm selbst, wenn er sich seine Zukunft und seine einstige Ehe vorgestellt, immer mehr oder weniger deutlich Hildegardens Bild vor der Seele geschwebt hatte.

Die Mißstimmung, in welcher er bei den Freunden angelangt war, schwand vor diesen Gedanken völlig hin, eine außerordentlich sanfte Empfindung trat an ihre Stelle. Er fühlte kein leidenschaftliches Verlangen, er hegte keinen neuen, lebhaften Wunsch, er sehnte die Zukunft und eine Aenderung der jetzigen Verhältnisse nicht einmal herbei. Er war zufrieden wie Einer, der einen wohl begründeten, gesicherten Besitz in ruhigem Lichte vor sich ausgebreitet sieht, aber er rückte unwillkürlich seinen Stuhl näher an Hildegard heran, als er es sonst gethan hatte, und seinen Arm auf die Lehne ihres Sessels gelegt, beugte er sich zu ihr hinüber, ihren fleißigen Händen zuzusehen, wie sie mit sicherem Finger die Blumen in den weißen Musselin einstickte, welcher zum Gesellschaftskleide der Mutter dienen sollte. Er hatte ihr selbst das Muster dazu aufgezeichnet.

Hildegard, von seinem Athem warm berührt, wendete sich nach ihm hin, und wie sie die Augen zu ihm erhob, wie ihre Blicke sich so nahe begegneten und trafen, fuhr ihm ein elektrischer Strahl durch den ganzen Körper. Das Blut wallte, wie nie zuvor im Leben, heiß in ihm auf, stieg ihm in schnellem Fluge in die Wangen, und er wußte zuversichtlich, daß es

Hildegard gerade so empfinden müsse, daß sie, obschon sie ihr Haupt gleich wieder auf ihre Arbeit niedersenkte, erglühe und erbebe, wie er selbst. Er hatte Mühe, ihre röthlichen Locken, die ihr über den schlanken Rücken bis zum Gürtel niederflossen und die er, ohne daß sie es bemerkte, mit vorsichtiger Hand berühren konnte, nicht an seine Lippen zu drücken; er hielt sich jedoch zurück. Es war ihm so glücklich und so still ums Herz, wie in einem der Träume, in denen wir Wunder erleben, ohne uns über sie zu wundern, in denen wir unser märchenhaftes Glück ganz natürlich finden und in denen eine dunkle Ahnung uns doch von jedem selbstständigen Wollen und Thun zurückhält, weil wir durch jedes Regen oder Handeln den wohlthätigen Zauber, der uns umfängt, zu zerstören befürchten.

Er hörte es, wie die Gräfin der jüngeren Tochter die Weisung gab, ihr das Buch von ihrem Arbeitstische zu holen, er sah, wie das vierzehnjährige rosige Mädchen sich erhob, und er kannte das Buch in seinem Einbande von blaßblauem Moirée. Es waren Novalis' Gedichte, seine Hymnen an die Nacht. Des früh verstorbenen Dichters Mutter, eine nahe Anverwandte der Gräfin, hatte sie ihr verehrt, sie gehörten zu den Lieblingspoesien des Hauses.

Man war von jeher gewohnt gewesen, etwas zu lesen, wenn Renatus kam. Eine Reihe von erhabenen Dichtwerken, von schönen Gedanken war auf diese Weise ihm und Hildegard gemeinsam zu eigen geworden, und jetzt, da man das Bekannte abermals mit einander durchging, um es der jüngeren Schwester zugänglich zu machen, genoß man es auf's Neue mit steigender Erkenntniß.

Aber heute hatte Cäcilie schon eine geraume Zeit gelesen, ohne daß Renatus mehr als den sanften Schall ihrer Stimme vernommen hätte. Endlich trafen auch die Worte sein Ohr: „Du Nachtbegeistrung, Schlummer des Himmels kamst über mich!" so

las sie. „Die Gegend hob sich sacht empor, über der Gegend schwebte mein entbundener, neugeborener Geist. Zur Staubwolke wurde der Hügel, durch die Wolke sah ich die verklärten Züge der Geliebten. In ihren Augen ruhte die Ewigkeit; ich faßte ihre Hände, und die Thränen wurden ein funkelndes, unzerreißliches Band. Jahrtausende zogen abwärts in die Ferne, wie Ungewitter. An ihrem Halse weint' ich dem neuen Leben entzückende Thränen. Es war der erste, einzige Traum, und erst seitdem fühl' ich ewigen unwandelbaren Glauben an den Himmel der Nacht und sein Licht, die Geliebte!"

Renatus konnte die Fülle seiner Empfindung nicht bemeistern. Er stand auf und trat an das Fenster. „Unwandelbaren Glauben an den Himmel der Nacht und sein Licht, die Geliebte!" wiederhallte es in seiner Seele.

Der Mond schwamm wie ein goldener Kahn durch das helle Gewölk, der Jüngling meinte noch keine solche Nacht erlebt zu haben. Auch Hildegard hatte sich erhoben und sich zu ihm gesellt. Sie fragte ihn, wonach er ausschaue. Aber statt der Antwort legte er seine Hand auf die ihrige, die auf dem Fensterkissen ruhte. So blieben sie stehen in stillem Glücke, bis Cäcilie ihnen zurief, ob sie denn nicht wiederkommen würden, und die Gräfin ihnen den Vorschlag machte, etwas zu singen, wenn sie nicht mehr lesen möchten.

Sie waren dazu bereit, denn ihre Stimmen paßten wohl zusammen und waren mit einander eingeübt. Hildegard öffnete das Clavier, Renatus suchte das Notenheft aus und wählte ein Matthisson'sches Lied. Die Gräfin übernahm die Begleitung des zweistimmigen Gesanges.

Hildegard hub an:

Auf ewig dein! Wenn Berg und Meere trennen,
Wenn Stürme dräu'n,

Wenn Weste säuseln oder Wüsten brennen:
Auf ewig dein!

fiel die schöne, kräftige Stimme des Jünglings ein. —

Beim Kerzenglanz im stolzen Marmorsaale,
Beim Silberschein
Des Abendmonds im stillen Hirtenthale:
Auf ewig dein!

Senkt einst mein Genius die Fackel nieder,
Mich zu befrei'n,
Dann hallt's noch im gebrochnen Herzen wieder:
Auf ewig dein!

Sie hatten das Lied schon oft gesungen, und doch erschien es beiden heute so neu, als hätte der Augenblick es eben erst in ihnen selbst erzeugt; auch die Gräfin rührte es mehr als sonst, und sie belobte die Beiden.

Inzwischen war es spät geworden, und Renatus sagte, daß er gehen müsse. Cäcilie wollte ihn zu bleiben bewegen, aber er ließ sich nicht zum längeren Verweilen bestimmen, und Hildegard nöthigte ihn auch nicht dazu. Ihre Herzen waren voll zum Ueberfließen.

Als sie ihm das Geleite gab, küßte er ihr die Hand. Er hatte sie sonst oftmals umarmt, und sie hatte es ihm nie verwehrt. Heute hätte er das nicht vermocht; denn heute hatte er es empfunden: er liebte Hildegard!

Sechstes Capitel.

Die Jahreszeit des Gartensaales war lange vorüber, und selbst der Besuch des Denkmals hatte seit Monaten aufgehört. Der Nordwind schüttelte die großen Tannen, die das Monument umstanden, daß der Schnee von ihren breiten Aesten in schweren, verstiebenden Flocken herniederfiel, und es war noch nicht lange nach vier Uhr, als Seba von dem Fenster ihres Wohnzimmers schon den Sonnenuntergang über ihren Lieblingsbäumen am Parke des andern Ufers betrachten konnte, deren kahle Kronen sich scharf und klar gegen das helle Gelbroth des kalten Winterhimmels abzeichneten. Aber sie hatte heute keine rechte Ruhe. Sie stand von Zeit zu Zeit von ihrem Sessel auf, sah zu, ob das Feuer in dem Ofen des Nebenzimmers brenne, dann wieder trat sie, von dem fernen Rollen eines Wagens gelockt, in der vorderen Stube an das Fenster, bis ihr Auge auf den Zeiger der Uhr fiel und sie belehrte, daß ihre ungeduldige Erwartung eine vorzeitige und ihr Wünschen nicht im Stande sei, den Lauf der Stunden zu beflügeln.

Davide saß schreibend an dem Tische, an welchem sich endlich auch Seba mit einem Buche niederließ; indeß sie merkte bald, daß ihre Gedanken sich nicht sammeln lassen wollten. Sie legte das Buch also wieder zur Seite und nahm eine Näharbeit zur Hand. Aber selbst diese Beschäftigung erwies sich heute zu ihrer Beruhigung nicht wirksam, und die klaren, klugen Augen auf sie gerichtet, blickte Davide die Tante, wie sie ihre Cousine bei

dem zwischen ihnen obwaltenden Altersunterschiede zu nennen gewohnt war, eine Weile mit sinnendem Lächeln an. Als Seba das gewahrte, fragte sie, was Davide denke.

Das junge Mädchen antwortete nicht gleich, sondern zeichnete spielend allerlei Figuren auf ein Blatt Papier, das vor ihr lag, und erst als Seba ihre Frage wiederholte, erwiederte sie zögernd und verlegen: Ich möchte nur wissen, liebe Tante, ob Du auch so ungeduldig sein würdest, wenn Du meine Ankunft zu erwarten hättest?

Zweifelst Du daran?

Davide legte die Feder nieder, stützte den hübschen Kopf mit beiden Händen und sagte darauf: Ja, das thue ich!

So muß ich Dir wiederholen, was ich Dir neulich schon bemerkte, daß Du Anlage zur Eifersucht hast und daß Eifersucht die Schwester des Neides und eine häßliche Gewohnheit ist!

Seba hatte das scherzend gesprochen, aber Davide nahm es nicht so auf. Sie wurde vielmehr ganz ernsthaft und versicherte mit einer unverkennbaren Selbstüberwindung, daß die Tante ihr Unrecht thue. Es ist nicht, meinte sie, daß ich Andern Deine Liebe nicht gönne, sondern nur, daß ich gleich wie eine Fremde, wie eine Ausgestoßene bin, wenn Ihr beisammen seid. Du hast ja sonst keine Geheimnisse mit andern Leuten! Du sprichst mit ihnen offen und unumwunden, auch wenn ich dabei bin, fragst sie nach ihren Eltern und Geschwistern, und nur mit ihm wird eine Ausnahme gemacht! Er ist wie ein Kind vom Hause, der Onkel und Du, Ihr liebt ihn, als gehörte er zu Euch; Ihr nennt ihn Du, er nennt Dich eben so, und er ist doch kein Verwandter von uns, sondern nur ein Fremder! Er geht mit mir, gleich seit er zum ersten Male zu uns kam, wie ein älterer Bruder um, er lobt mich und tadelt mich, als hätte er ein Recht dazu — Du findest das auch ganz in der Ordnung, und ich habe gewiß nichts dagegen, denn er ist ja so klug und so gut!

Aber so oft ich, seit ich über dergleichen Dinge nachdenke, ihn oder Dich in den letzten Jahren gefragt habe, wo er denn eigentlich her ist, wer seine Eltern sind, wie wir mit einander zusammen hangen, seid Ihr mir beide ausgewichen!

Keineswegs! Ich habe Dir vielmehr sehr bestimmt gesagt, erinnerte Seba, daß Du ihn an seine Kindheit nicht erinnern mögest, weil sie nicht glücklich gewesen ist, und daß Du ihn aus demselben Grunde nicht um seine Familienverhältnisse befragen sollst. Er hat seine Mutter früh verloren.

So ist es ja auch mir ergangen! wendete Davide mit jener dreisten Beharrlichkeit ein, welche der Jugend niemals fehlt, wo sie durch Erforschung eines ihr verborgen Gehaltenen ihren Willen durchzusetzen und sich das Recht einer Mitwissenschaft zu erkaufen für nöthig hält. Ich habe meine arme Mutter auch früh verloren, aber ich habe es eben deshalb gern, wenn Du mir von ihr erzählst, oder wenn sonst Jemand, der sie gekannt hat, zu mir von ihr redet! Mit Baron Renatus ist es eben so; nur mit diesem Herrn Tremann soll es anders sein, nur mit ihm machst Du eine Ausnahme, und statt daß ich mich freuen sollte, wenn er kommt, denke ich also immer nur daran, daß Ihr mich noch wie ein kleines Kind behandelt und daß ich nicht einmal weiß, woher er stammt, den Du doch von allen Menschen, den Vater ausgenommen, am liebsten hast!

Der gereizte Ton in ihren Worten befremdete Seba. Es war das erste Mal, daß sie ihn an ihrer Pflegetochter zu beobachten hatte, und sie wußte sich die Quelle, aus welcher er entspringen konnte, nicht gleich zu erklären. Bloße Neugier konnte es nicht sein, die würde sich leichter und heiterer geäußert haben; an die Eifersucht, mit welcher sie Davide so eben geneckt hatte, glaubte Seba eben so wenig ernsthaft; aber wie man an einem reinen Spiegel keine Trübung dulden mag, lag es ihr daran, in des jungen Mädchens Seele keinen Zweifel und kein Miß-

trauen aufkommen zu lassen, und sanft, wie es ihre Weise war, sagte sie: Du bist nicht offen mit mir, Davide; Du sprichst dich in einen Zorn hinein, den Du vernünftiger Weise gar nicht fühlen kannst, und zeigst mir ein Mißtrauen, das noch weit thörichter ist, als jener Zorn. Du machst mir den Vorwurf, Dir etwas zu hinterhalten, was ich Dir möglicher Weise hinterhalten muß, weil ich nicht Herr darüber bin, während Du mir Deine wahre Meinung und die wahren Gründe der Aufregung verbirgst, in der Du Dich befindest. So sollte es zwischen mir und Dir nicht sein!

Da sprang Davide plötzlich von ihrem Sessel auf, fiel vor Seba auf die Kniee, und ihr Gesicht in ihrem Schooße verbergend, während sie den Leib der Tante mit beiden Armen umschlang, fing sie zu weinen an.

Was soll das, Kind, was soll das? rief Seba, während sie das junge Mädchen zu sich empor zu ziehen versuchte. Aber dieses blieb in seiner gebückten Stellung vor ihr liegen und sagte schluchzend: Vergib mir, vergib mir! Ich hätte Dir es ja lange sagen müssen, daß ich Alles, Alles weiß! Ach, Du ahnst es nicht, wie unglücklich ich darüber war! Ich....

Sie konnte vor Schluchzen nicht sprechen, ihr Zustand wurde für Seba immer räthselhafter, und im Innersten beunruhigt, fragte sie lebhaft: Worüber bist Du unglücklich, was fehlt Dir? Was hast Du, Kind?

Ich konnte Dich eine Zeit lang gar nicht mehr lieben! Ich... Sie warf sich der Tante mit beiden Armen um den Hals, und ihr Gesicht an Seba's Busen lehnend, sagte sie kaum hörbar: Ich verachtete Dich! —

Seba zuckte erschreckend zusammen, das Wort versagte sich ihr. Du verachtetest mich? fragte sie endlich langsam, als falle es ihr schwer, den ganzen Vorgang zu verstehen.

Weil Paul Dein Sohn ist! entgegnete Davide und sank,

sich von der Brust der Tante aufrichtend, auf einen der Sessel, nieder, die am Tische standen, ihr Antlitz in ihren Händen verbergend.

Seba blieb ruhig stehen. Ein schwerer Schmerz ging durch ihre in Leid wie in Geduld geprüfte Seele und fand seinen Ausdruck in dem stillen Seufzer, der über ihre Lippen glitt. Sie begriff nicht, was ihre Pflegetochter eben zu dieser Vermuthung gebracht, oder wer ihre Phantasie auf diesen Weg gewiesen haben konnte. Aber es war ihr zu Muthe, wie dem Wanderer, dem sich an einem völlig hellen Tage plötzlich die Sonne verhüllt. Aus ferner Zeit stieg die Erinnerung wie ein dunkles Gewölk unheimlich vor ihr auf und warf ihren düstern Schatten über die ruhige Sicherheit, in welcher sie sich seit Jahren bewegte. Es fröstelte sie, sie fühlte sich krank, sie hätte weinen mögen; indeß die Thränen sind wie falsche Freunde, sie versagen dem plötzlichen, dem überwältigenden Schmerze ihre Hülfe und ihren Trost, und wie immer gewann die Liebe für die Andern in Seba's Brust den Sieg. Nicht an sich durfte sie denken, nicht an ihr Empfinden. Sie hatte Davide zu beruhigen, sie hatte das Kind zu trösten, das in ihr seine Mutter liebte, das irre geworden war an ihr — und wie durfte eine, wenn auch noch so späte und unerwartete Folge ihres eigenen Thuns sie überraschen und ihr als eine unverdiente Härte erscheinen?

Sie trat leise an Davide heran, legte ihre Hand auf des jungen Mädchens Schulter und sagte: Beruhige Dich, mein Kind, denn Du irrtest! Paul ist nicht mein Sohn! Aber wer brachte Dich auf die Vermuthung?

Davide blickte die Tante mit einem Ausdrucke an, der die ganze Verwirrung ihrer Empfindungen verrieth, und diese mußte ihre Frage wiederholen, ehe sie abgebrochen und leise die Worte hervorstieß: Als ich noch ganz klein war, hat meine Wärterin es einmal zu Deiner damaligen Jungfer gesagt!

Was hat sie gesagt? Besinne Dich! forschte Seba ernsthaft, um nur die Gedanken der Aufgeregten zu sammeln.

Deine Jungfer wunderte sich, daß Du Dich nicht verheirathet hättest, und....

Und? wiederholte Seba, da Jene wieder in das Stocken gerieth.

Und die Wärterin sagte, Du hättest schlimme Erfahrungen gemacht, Du hättest einen vornehmen Herrn geliebt....

Sie hielt auf's Neue inne und fing wieder zu weinen an. Da nahm Seba ihre Hand und sprach mit der ganzen Bestimmtheit, deren ihre ernste Seele fähig war: Wenn Du den Muth hattest, mir in Deinem Herzen auf das unbestimmte Wort einer Dienerin hin zu mißtrauen und mich, wie Du sagtest, zu verachten, so wirst Du Dich auch überwinden müssen, vor mir auszusprechen, was ich wissen will und muß! Nimm Dich zusammen und antworte — was hast Du gehört? Was glaubst Du von mir?

Davide wurde bleich. Sie kannte diesen Ton in der Stimme ihrer Tante und war gewöhnt worden, ihm unbedingt zu gehorchen, denn Seba war der Ansicht, daß strenge Unterordnung unter einen fremden Willen das Kind am leichtesten zur einstigen Selbstbeherrschung vorbereitet; daß derjenige, welcher von je her gewöhnt wird, unbedingt zu gehorchen, sich auf einen augenblicklichen, bestimmten Befehl schnell zu überwinden, später auch dahin gelangt, sich selber zu bemeistern, wenn es Noth thut — und sie konnte an ihrer Pflegetochter eben in dieser Stunde die Richtigkeit ihrer Meinung erproben.

Bewegt, aber dem befehlenden Anrufe nachgebend, sprach sie: Sie sagten, ein vornehmer Herr hätte Dich verführt und Dich verlassen, und als dann Paul mit Einem Male hieher kam, als ich sah, wie Du ihn liebtest, da....

Nun? fragte Seba.

Da dachte ich mir, er sei Dein Sohn!

Es entstand eine kurze Pause, Seba verzog keine Miene. Davide hörte ihr eigenes Herz klopfen. Es wäre ihr eine Wohlthat gewesen, hätte sie jetzt das Rollen eines Wagens vernommen, wäre Paul jetzt eingetreten. Es blieb aber Alles still auf der Straße, in dem Hause, in der Stube, und wie schwere Schläge fielen die Worte Seba's: Und nun hieltest Du Dich berechtigt, mich zu verachten? in des jungen Mädchens Seele.

Sie wollte sich abermals vor der Tante niederwerfen, diese hinderte sie jedoch daran, und sich leise mit der Hand nach dem Herzen fahrend, sprach sie: Man hat Dir die Wahrheit gesagt — ich habe einen vornehmen Mann geliebt und bin von ihm verrathen worden!

Ich bitte, ich beschwöre Dich, sprich nicht weiter! rief Davide mit flehender Geberde — vergib mir, o, vergib mir, daß ich Dich daran mahnte, und schweige!

Seba beachtete ihre Bitte nicht. Da Du Dich zu meinem Ankläger und Richter aufgeworfen hast, sagte sie mit einer schmerzlichen Kälte, so wirst Du mich auch wohl hören müssen! Ich weiß nicht, wie Deine Wärterin zur Kenntniß jenes unglücklichen Ereignisses gekommen sein kann; darauf kommt es auch nicht an. Das Leben ist wie ein Strom, unsere Vergangenheit, unsere Thaten sinken in ihm unter, daß wir sie selbst dem eigenen Blicke für immerdar entschwunden meinen, und plötzlich bringt ein unvorhergesehenes Ereigniß sie aus der Tiefe wieder vor unserem Auge als ernste Mahnung an das Licht. — Sie hielt inne, seufzte und sprach danach: Laß es Dir eine solche Mahnung sein, eine Mahnung, den größten und reinsten Empfindungen Deines Herzens zu mißtrauen, wo sie mit dem Gesetze und der Sitte in Widerstreit gerathen; denn wie rein unser Selbstgefühl auch sein mag, es schützt uns nicht gegen die Schmerzen, die fremder Tadel uns zufügt, und es bewahrt uns

nicht davor — Du hast es eben selbst erlebt —, von denen gelegentlich mißkannt, ja, selbst verachtet zu werden, denen wir durch ein ganzes Leben unsere Liebe zugewendet und deren achtendes Vertrauen wir gewonnen und verdient zu haben glauben. Das ist für mich eine bittere, für Dich eine heilsame Erfahrung!

Die Stimme bebte ihr, sie stand auf und ging nach dem Nebenzimmer. Davide wollte ihr folgen, indeß sie gab ihr ein Zeichen, zurück zu bleiben, und noch einmal lagerte sich die frühere bange Stille über diese Räume. Davidens Thränen waren versiegt. Es ging etwas in ihr vor, das sie sich nicht zu erklären wußte, und doch fühlte sie die Veränderung. Es dünkte sie, als sei sie älter geworden, als sei ihr ein Amt zuertheilt, als habe sie eine Pflicht übernommen. Sie dachte mit einer ganz neuen Empfindung, mit einer ihr bis dahin völlig fremden Art von Liebe an die Tante. Sie sorgte sich um dieselbe, sie hätte sie auf ihren Händen tragen mögen wie ein Kind, und doch zog es sie, ihr Abbitte zu leisten und ihre Vergebung zu erhalten. Aber auch dabei blieben ihre Gedanken nicht haften, sie nahmen eine Richtung, in welcher sie sich nie vorher bewegt hatten. Was ist die Tugend, fragte sie sich, wenn die Tante, dieses reinste, dieses edelste der Herzen, eine That begehen konnte, welche die Religion, das Gesetz und die Sitte verdammen? Wie war es möglich, daß ich jemals an ihr irre werden konnte, deren selbstverläugnende Güte mir beständig als ein unerreichbares Vorbild vor Augen schwebte, und wo fand ich den Muth, die Härte, die Undankbarkeit und die Grausamkeit, vor ihr auszusprechen, was, wie ich sicher wußte, sie nothwendig verwunden, doppelt verwunden mußte, da ich es war, die sich gegen sie erhob?

Davide hatte sich bisher in unbefangenem Selbstvertrauen für gut gehalten, sich ohne Bedenken die besten Eigenschaften zuerkannt, weil die übeln Leidenschaften der menschlichen Natur in ihr noch nicht zur Anregung gekommen waren, und erschreckt und

gedemüthigt stand sie in dem Augenblicke, in welchem sie sich zum Ankläger ihrer Pflegemutter, ihrer Seba machte, vor sich selber da. Es war der erste Schritt, den sie auf dem schweren Pfade der Selbsterkenntniß machte, der erste Einblick in die Selbstsucht des menschlichen Herzens überhaupt, das erste Mal, daß in ihr die Ahnung auftauchte, wie leicht es sei, nach überkommenen Gesetzen blindlings abzuurtheilen, wie schwer, die Umstände erwägend, das Wesen eines Menschen und seinen Lebensgang zu verstehen und selbst in seinen Irrthümern zu begreifen.

Sie verlangte nach der Wiederkehr der Tante und scheute sich doch, ihr unter die Augen zu treten. So verging eine geraume Zeit, und sie ward der Einsamen lang genug.

Als Seba endlich wieder in das Zimmer trat, war jede Spur von Bewegung aus ihren Mienen verschwunden. Sie gab Davide die Hand, schloß sie, da sie sich an sie lehnte, um ihr Gesicht in den Armen der Tante zu verbergen, sanft an ihre Brust und sagte: Sei weiser und werde glücklicher, als ich; das soll mein Trost, das soll mein Lohn sein, Kind! — Und als die Erschütterte ihr mit neuen Thränen darauf Antwort geben wollte, hinderte Seba sie daran.

Wir müssen gefaßt sein um des lieben Gastes willen, den wir erwarten. Nur so viel für diesen Augenblick, da dein Sinn nach Aufklärung verlangt: Paul ist eines Edelmannes unrechtmäßiger Sohn, und seine Mutter gab sich in der Verzweiflung ihres Herzens selbst den Tod. Ein Zusammentreffen von Umständen brachte ihn früh in meine Nähe, ein anderes Zusammenwirken von Ereignissen bewog ihn, da er dem Knabenalter kaum entwachsen war, aus dem Hause zu entfliehen, in welchem er erzogen wurde. Du hast bereits davon gehört, Du sollst mehr davon erfahren, für heute laß Dir dies genügen.

Siebentes Capitel.

Der lang ersehnte Ton des Posthorns ließ sich in dem Augenblicke vernehmen; er klang näher und näher, das Rollen des Wagens, der Hufschlag der Pferde schallten herauf. Seba richtete sich freudig empor.

Komm', rief sie, Davide bei der Hand ergreifend, komm', wir wollen ihm entgegen gehen!

Das junge Mädchen blieb zögernd stehen. Ich kann nicht! sagte es beklommen, und als Seba es mit sanft ermuthigendem Zuspruch mit sich fortzuziehen strebte, machte Davide ihre Hand mit dem klagenden Ausrufe: Ach, ich verdiene es nicht! von Seba los und wollte sich eben durch das Seitenzimmer entfernen, als die Thüre des Wohnzimmers schnell geöffnet ward und, die Wildschur und die pelzverbrämte Mütze von sich werfend, ein großer, schöner Mann in das Zimmer eintrat.

Da bin ich wieder einmal, meine liebe Seba! rief er, indem er sie umfaßte und sie, während er sie küßte, mit den kräftigen Armen ein wenig in die Höhe hob, daß sie sich plötzlich befreiten Herzens in lachender Abwehr dagegen sträubte. Da bin ich wieder einmal und herzlich froh, bei Euch zu sein, denn ich versichere Euch, daß in dieser Kälte der Reisewagen und die russischen Schneefelder lange nicht so behaglich sind, als dieses Zimmer hier. Aber ich sehe den Vater nicht, er ist doch nicht krank? — Und sich umschauend, fügte er hinzu, indem er Daviden die Hand reichte und auch sie flüchtig umarmte: Wie Du in den

drei Monaten wieder gewachsen bist, Davide! Du kannst Dir etwas darauf einbilden, Du wirst unserer Seba immer ähnlicher.

Der Ton seiner Stimme hatte jenen frischen Klang, den man nur aus der Brust eines völlig gesunden Mannes ertönen hört und der an und für sich erfreulich und belebend wirkt; aber auch die ganze übrige Erscheinung war ein strahlendes Bild jugendlicher Männlichkeit, und es dünkte dem liebevollen Herzen Seba's, als sei mit seinem bloßen Eintreten Licht und Wärme, als sei Frühling und Sonnenschein in dem Zimmer angebrochen und über sie gekommen. Er war, wie seine früheste Kindheit es hatte voraussehen lassen, das vollständige Ebenbild seines Vaters geworden. Es war dieselbe große, gebieterische Gestalt, es war die breite Brust des Freiherrn. Wie dieser trug er den kräftigen Nacken hoch und stolz, und jeden Zug seines Antlitzes, ja, sogar jene anscheinend zufälligen Mienen, jene kleinen, plötzlichen Geberden, die man gemeinhin als durch die Nachahmung im täglichen Beisammensein sich vom Vater auf den Sohn forterbende Eigenthümlichkeiten zu bezeichnen liebt, hatte Paul mit dem Freiherrn wie eine Stammeseigenschaft gemein, nur daß alle seine Bewegungen freier, schneller, leichter waren, als der Freiherr sie bei seinem frühen Bestreben nach würdevoller Gemessenheit in sich auszubilden im Stande gewesen war.

Seba selber geleitete den lieben Gast in das für ihn bereitete Zimmer; sie ließ es sich nicht nehmen, ihm selbst das Licht vorzutragen, während der Diener sich seines Pelzes und seines übrigen Gepäckes bemächtigte, und abermals schlang Paul voll Zärtlichkeit, während sie neben einander hergingen, seinen Arm um sie und bedeckte ihre Hand mit seinen Küssen. Man konnte es ihnen ansehen, wie sehr sie an einander hingen.

Eine Stunde später saß Paul in dem Cabinette, welches an das Comptoir des Hauses anstieß, mit Herrn Flies und Seba in ernstem Gespräche beisammen. Es war Posttag und in dem

Comptoir arbeiteten die Gehülfen noch still und schweigend an ihren Pulten, obschon es später als gewöhnlich war. Die Reitpost, welche zweimal in der Woche den Briefverkehr nach Osten besorgte, ging früh am anderen Morgen ab, und den großen Handlungshäusern, die in dem Postbureau ihre laufenden Rechnungen hatten, war es vergönnt, ihre Briefe noch über die allgemeine Schlußstunde der Briefannahme zur Beförderung auf die Post zu senden.

Paul hatte ein Notizbuch in der Hand, ein Copieheft und eine Anzahl Briefe lagen neben ihm. Er wünschte Herrn Flies Auskunft über die Erfolge einer gemachten Geschäftsreise zu geben, sofern dieselben nicht aus seinen früheren Briefen ersichtlich waren, und Seba hörte schweigend zu, obschon sie einsichtig und unterrichtet genug war, um an dieser Unterhaltung einen lebhaften Antheil zu nehmen, auch wenn es nicht ihr Vater und Paul gewesen wären, welche sie führten. Es freute sie eben so die scharfe Klarheit, mit der ihr Vater alle seine Fragen stellte, als die sichere Bestimmtheit, mit welcher Paul sie beantwortete; denn Sachkundige sich auf einem Gebiete bewegen zu sehen, das sie voll und ganz beherrschen, gewährt an und für sich immer eine Genugthuung, weil es uns, gleichviel von welcher Seite, einen Einblick in das große, aus den verschiedensten Bestandtheilen sich zusammensetzende Getriebe des jedesmaligen Culturzustandes vergönnt, während es uns zugleich — und dieses Letztere genoß Seba in dem Falle mit besonderer Befriedigung — Achtung vor dem menschlichen Wollen und Vollbringen einflößt.

Herr Flies schien wohl zufrieden zu sein mit allem, was der junge Mann berichtete. Paul mußte danach Auskunft über seine Erlebnisse während dieser Abwesenheit geben, und als man endlich von dem Besonderen und Persönlichen zu dem Allgemeinen überging, als man des furchtbaren Druckes gedachte, den die Napoleonische Herrschaft auf ganz Europa ausübte, fragte

Seba, wie Paul die Stimmung gegen Napoleon in Rußland gefunden habe.

Paul sah sich vorsichtig um, machte die Thüre, welche nach dem Nebenzimmer führte, noch besonders zu und sagte darauf: Wie wir es nur wünschen können! Der Haß gegen ihn ist dort vollkommen so stark und so feurig, als hier bei uns, und es sind dort Männer, welche die Gluth zu erhalten und zu schüren wissen. Ich habe Briefe des Freiherrn vom Stein an den Staatskanzler mitgebracht.

Du? Und wie kamst Du zu solchen Briefen? fragte Herr Flies.

Paul nannte den Namen eines großen englischen Banquiers, in dessen Hause er den Freiherrn gesehen hatte und ihm vorgestellt worden war. Der Freiherr, sagte er, hat von mir, da ich gerades Weges von Deutschland kam, Auskunft mancher Art verlangt, die ich ihm geben konnte; und als er hörte, daß ich mich von Petersburg eben so geraden Weges hierher begeben würde, hat er mich gefragt, ob ich mich entschließen könne, Briefe von ihm nach Deutschland mitzunehmen.

Und Du? fragte Seba ängstlich, da ein solcher Dienst für jenen Geächteten gefährlich genug war.

Nun, ich habe mich natürlich nicht besonnen, entgegnete Paul; ich war glücklich genug, den Mann zu sehen, stolz darauf, etwas für ihn leisten zu können, und noch heute will ich die Papiere in die Hände des Staatskanzlers überliefern.

Er nahm, während er das sagte, die Pelzmütze, die er auf der Reise getragen, von dem Seitentische, auf dem er sie liegen hatte, zog ein kleines Messer hervor und fing an, den breiten Zobelbesatz, der sie umgab, mit schneller Hand herunter zu trennen und die Briefe, welche unter demselben verborgen gewesen waren, sorgfältig zu glätten.

Welch ein Zustand, rief Seba, in dem die Bewohner eines

ganzen Welttheiles unter der Tyrannei eines Einzigen ihres Lebens nicht mehr sicher sind; in dem jede persönliche Freiheit wie die allgemeine Freiheit gleichmäßig bedroht, in dem jede selbstbestimmte That gefährlich wird! —

Bis, fiel Paul ihr in das Wort, und seine großen Augen funkelten in schönem Feuer, bis alle die Einzelnen sich zu einer großen, selbstbestimmten That vereinen, und dieser ersehnte Augenblick wird nicht lange auf sich warten lassen! — Er hatte das mit mehr Lebhaftigkeit gesprochen, als er bisher gezeigt, aber seine Stimme zu leiser, vertraulicher Mittheilung senkend, fuhr er fort: Man erwartet in Rußland den von Napoleon beabsichtigten Angriff mit eiserner, gewaltiger Entschlossenheit, und würde selbst der Kaiser Alexander schwankend, so ist er von Männern umgeben, die ihn um jeden Preis festzuhalten wissen werden. Aber mehr noch als der theoretische Haß gegen die Tyrannei wird die Nothwendigkeit die Völker zwingen, sich gegen dieselbe zu erheben. Wenn man einem Menschen die Lebensadern unterbindet, muß er die Bande sprengen, sofern er nicht ersticken will. Für unsere ideale Ueberzeugung ist unser Vortheil der stärkste Bundesgenosse: der Handel kann die Continentalsperre nicht länger ertragen, das Gewerbe liegt überall darnieder, das Land, durch welches ich gekommen bin, ist, soweit der Krieg es getroffen, furchtbar mitgenommen, und Niemand kann wagen, neue Capitalien, neue Arbeit an seine Herstellung zu wenden, da neuer Krieg am Horizonte dieses Jahres steht. Und eben deßhalb, lieber Vater, habe ich ein Ansuchen an Sie!

Es lag in dem Tone, mit welchem er diese letzten Worte sprach, eine gewisse Bewegung, welche Seba sich nicht gleich zu deuten wußte, aber Paul ließ ihr nicht Zeit, darüber lange nachzusinnen.

Als ich vor drei Jahren nach Europa zurückkam, boten Sie, lieber Vater, mir großmüthig an, mich als Theilnehmer in Ihr Haus aufzunehmen.

Und Du lehntest es ab! bemerkte Herr Flies, ihm in die Rede fallend.

Ich lehnte es ab, entgegnete Paul, weil Sie meiner in keiner Weise nöthig hatten und weil ich zu erproben wünschte, was ich selber für mich thun könnte. — Er hielt ein wenig inne und sagte dann mit einer Bescheidenheit, die seiner stolzen Gestalt sehr wohl anstand: Die Umstände, Sie wissen es, sind mir günstig gewesen. Ich habe mir mit den Mitteln, die ich herüber gebracht, in Hamburg ein eigenes Geschäft, ein eigenes Haus und ein gewisses Vermögen geschaffen. Wollen Sie mir jetzt noch die Möglichkeit gewähren, mich mit diesem Capitale in Ihrem Hause arbeiten zu lassen, so würden Sie mir eine große Gunst erzeigen.

Herr Flies zögerte, zu antworten, aber sein Blick ruhte mit wohlwollendem Nachdenken auf dem jungen Manne.

Du wolltest nicht mit leeren Händen kommen, sagte er.

Mißbilligen Sie das? entgegnete der junge Mann.

Nein, mein Sohn, ich lobe es vielmehr. Jedermann soll und muß erproben, was er sich selber werth ist; aber Du hattest dies bereits gethan, als Du nach Europa wiederkehrtest, und ich kann nicht absehen, was Dich in diesem Augenblicke dazu bestimmt, Deine Geschäfte, die sich sehr gut angelassen haben, aufzulösen, um mit mir zu arbeiten, denn was das Brauchen und Nöthighaben anbetrifft, walten heute genau dieselben Verhältnisse wie vor drei Jahren ob. Ich bin, dem Himmel sei Dank dafür, noch rüstig, und Du kannst immerhin, da Du einmal auf eigenen Füßen zu stehen gewohnt bist, noch eine Weile für Dich allein fortarbeiten. Ich werde Dich rufen, wenn ich Deiner zu bedürfen glaube.

Sie halten mich für selbstloser als ich bin, meinte Paul. Ich bitte um meiner eigenen Sicherheit, um meines Vortheiles willen, jetzt als schweigender Partner bei Ihnen eintreten zu

dürfen. Meine Vorräthe sind, Dank der unheilvollen Handelspolitik Napoleon's, über all' mein Erwarten vortheilhaft verwerthet. Die Reise, welche ich eben beendet, hat mir vollauf bewiesen, daß auf dem Landwege kein Ersatz für die gehemmte Einfuhr zur See zu hoffen ist, von dem man sich wesentliche Erfolge versprechen darf, und die Truppenmärsche, die seit Monaten aus dem fernsten Süden und Westen sich langsam gegen Osten bewegen, schneiden vorläufig die letzte Aussicht auf andere als auf solche Unternehmungen ab, welche die Versorgung der Armeen oder den Handel mit der Waare, die jetzt die begehrteste ist, den Handel mit dem Gelde selbst, zur Grundlage haben.

Lieferungen für die Franzosen kannst Du nicht unternehmen! fiel Seba ihm in die Rede.

Gewiß nicht! betheuerte Paul; aber gerade darum möchte ich meine Capitalien frei zur Hand haben, denn die Rüstungen von dieser Seite werden Rüstungen von der anderen hervorrufen, und mehr als das! Es kommt doch hoffentlich der Tag, an welchem wir selber einzustehen haben werden für unser Recht. Ist dann mein Vermögen in Ihren Händen, theuerster Vater, so wird es sicher auf die beste Weise benutzt und angewendet — und ich bin frei!

Seba reichte ihm ihre Hand, er ergriff sie und küßte sie herzlich. Herr Flies war aufgestanden und ging im Zimmer auf und nieder. Er war gewohnt, sich die Dinge von allen Seiten zu betrachten, ehe er seine Meinung aussprach. Während dessen brachte einer der Handlungsgehülfen ihm die Briefe, welche an dem Abende noch abgehen sollten, zur Unterschrift. Er sah sie mit schnellem Blicke durch, unterzeichnete sie, und sich an Paul wendend, nachdem der Gehülfe das Cabinet verlassen hatte, sprach er, an das Unterzeichnen der Briefe denkend: Das wirst Du mir also einmal in Zukunft abnehmen und ich werde auch an den Posttagen mein Whist haben können. Die politischen

Ereignisse, für welche Du Deine Freiheit sicher zu stellen wünschest, scheinen mir unwahrscheinlich oder mindestens so sehr in weitem Felde, daß man darauf hin noch keine Plane zu machen braucht; denn wer seine Herrschaft auf so ungeheuren Grundlagen baute, wie Napoleon Bonaparte, den entwurzelt man nicht wieder! fügte er mit jener Bewunderung des Erfolges hinzu, die man bei Kaufleuten häufig antrifft, weil sie leicht dazu verführt werden, ihre eigene persönliche Bedeutung an ihren Erfolgen abzumessen.

Er machte darauf eine kleine Pause und sagte danach: Im Uebrigen aber, abgesehen von allen Deinen politischen Erwartungen und patriotischen Hoffnungen, gefällt mir Dein Vorschlag. Thue immer die nöthigen Schritte zu seiner Ausführung. Wir sprechen mehr davon. Jetzt sieh' zu, daß Du Dich Deiner mitgebrachten Briefe bald entledigst. Es ist spät, der Weg bis zum Palais des Staatskanzlers ist weit, und ich möchte Dich bei Tische haben.

Paul sah nach der Uhr und entfernte sich mit der Zusage, so bald als möglich wieder zurück zu sein. Herr Flies blickte ihm durch die Glasthüre nach, wie er leichten Schrittes durch das Comptoir hinging.

Wie schön er geworden ist! sagte Seba mit einer wahrhaft mütterlichen Zärtlichkeit.

Ja, er ist ein ordentlicher Mensch! bekräftigte der Vater.

Achtes Capitel.

Es war nahezu Mitternacht, Herr Flies hatte sich zurückgezogen, auch Davide, die sonst gern mit Seba wach blieb, war zur Ruhe gegangen, und diese saß nur noch mit Paul in einsamem Gespräche beisammen.

Sie wollte wissen, wie er den Vater aussehend fände, denn Herr Flies war allgemach in die Jahre gekommen, in denen die sorgsame Liebe ängstlich auf jedes Zeichen von Schwäche oder von der nothwendig beginnenden Abnahme der Kräfte achtet, weil man auf deren Neubelebung nicht mehr zu rechnen hat; aber Paul versicherte ihr, daß er keinen Wechsel weder in ihres Vaters körperlicher Rüstigkeit noch in seiner geistigen Frische und Festigkeit bemerke, und er erinnerte sie daran, daß Herr Flies während des Abendessens von weitgreifenden kaufmännischen Planen gesprochen habe, was man im Greisenalter immer als das beste Zeichen einer gesunden Kraft betrachten müsse, weil ein hinfälliger Mann, im Gefühle seiner Ohnmacht, sich nicht leicht zu solchen Gedanken verleitet fühle. Dagegen meinte er, daß mit Davide eine große Wandlung vorgegangen sei.

Als ich vor vier Monaten hier war, sagte er, dünkte sie mir noch völlig ein Kind zu sein. Ihre unruhige Neugier, ihre oft unbegreifliche Verlegenheit und daneben das oft eben so unbegreifliche Zutrauen, mit dem sie Fragen thun und Erörterungen veranlassen konnte, die sonst Niemand herbeigeführt haben würde, hatten noch etwas völlig Kindisches. Sie hatte für mich nur

Bedeutung, weil Du sie liebst, weil sie zu Deinem Lebensglücke gehört; ich für mein Theil hätte sie Tage lang um mich haben können, ohne daß es mich gefreut oder gestört hätte. Heute finde ich plötzlich, daß sie anziehend geworden ist. Ihr Blick ist stätiger, ihre Stimme weicher, und das knabenhaft Herbe, das mir an ihr mißfiel, scheint sich auch verloren zu haben. Sie hat etwas Demüthiges bekommen, etwas Mädchenhaftes, das ihr sehr wohl ansteht.

Seba nickte zustimmend. Du irrst Dich nicht, entgegnete sie, aber diese Wandlung ist der neuesten eine. Sie hat sich heute, eben in diesen Stunden erst vollzogen, und Du hast mehr Antheil daran, als Du es weißt. Was Du für mädchenhafte Demuth hältst, ist ein Schuldbewußtsein, eine Art von Reue, und diese wird vielleicht dazu dienen, die herbe Sprödigkeit in Davidens Wesen, die an und für sich mir immer als ein Zeichen innerer Gesundheit an ihr erschienen ist, zu brechen.

Wie soll ich das verstehen? fragte Paul.

Seba setzte ihm danach auseinander, was vorgegangen war; er hörte ihr achtsam zu und meinte, das junge Mädchen sei in seinem Rechte gewesen, als es Aufklärung über die Verhältnisse gefordert, die ihm auffallend und unverständlich gewesen wären. Es könne sich kein denkendes Wesen zwischen Räthseln wohl befinden, und es gefalle ihm von Daviden, daß sie den Muth gefunden habe, Aufklärung zu fordern.

Seba fragte ihn, was sie ihr über seine Jugend und Vergangenheit sagen solle. Er besann sich eine kleine Weile und meinte sodann, daß es nicht nöthig sei, ihr den Namen seines Vaters zu nennen.

Seba bemerkte, sie sei dazu ohnehin nicht geneigt gewesen, da Renatus jetzt, wie er wisse, öfter in ihrem Hause sei, und sie knüpfte daran das Bedenken, ob es Paul nicht unerwünscht sein würde, den jungen Freiherrn gelegentlich bei ihr zu treffen.

Mir? fragte der Erstere, indem er sie mit einer gewissen Befremdung ansah. Ich wüßte nicht, daß ich die Begegnung mit irgend Jemandem, am wenigsten eine solche mit diesem jungen Manne zu scheuen hätte; und auch ihm, obschon ich nicht die mindeste Ursache habe, auf seine Empfindungen Rücksicht zu nehmen, wird es, wie ich mir denke, sehr gleichgültig sein, mit mir zusammen zu kommen. Ich und er haben nichts mit einander gemein, am wenigsten aber wahrscheinlich in unseren Anschauungen, und wer weiß es, ob er mich überhaupt erkennt oder in wie weit seine Erinnerungen an seine Kindheit und an den Tag, an welchem wir uns gesehen haben, in ihm lebendig geblieben sind?

Es war darüber spät geworden, und die Ermüdung fing an, sich dem jungen Manne fühlbar zu machen, da er seit mehreren Nächten in kein Bett gekommen war. Er küßte Seba's Hand, als er ihr eine Gute Nacht wünschte; sie umarmte ihn wie einen Sohn. Die Aussicht, daß sie künftig an demselben Orte, in demselben Hause leben würden, hatte für Beide einen großen Reiz, und Paul gefiel sich darin, es der älteren Freundin auszumalen, wie er sie hegen und pflegen wolle und wie gut er es neben ihr haben würde. Sie hörte ihm mit stillem, glücklichem Lächeln zu, aber ihr Haupt sorgenvoll wiegend, meinte sie: Was aber liegt noch alles zwischen dieser Stunde und der freudevollen Ruhe, die Du mir versprichst? Es müssen noch Wunder geschehen, ehe wir sie genießen können!

Wunder? Was sind Wunder? rief Paul mit Heiterkeit. Alles ist ein Wunder und nichts ist ein Wunder! Ist's denn nicht auch ein Wunder, daß ich jetzt hier in Deiner Nähe bin — daß ich armer Junge mich auf dem besten Wege befinde, ein reicher Mann zu werden — daß der Stein, den die Bauleute verworfen haben, vielleicht noch einmal zum Eckstein wird?

Die alte Wunde in Dir ist nicht vernarbt! bemerkte Seba warnend.

Vernarbt bis auf die letzte Spur, versicherte der junge Mann, und sie schmerzt bei keinem Wetterwechsel! Bringt mich der Zufall einmal dazu, die Stelle zu betrachten, an der sie sitzt, so sehe ich die Narbe nur, um mich darüber zu freuen, daß ich stark und gesund genug zu solcher Heilung war, daß ich Niemandem dafür zu danken habe, und daß die Einzigen, gegen die ich ein Unrecht begangen, eben Du und Dein Vater sind, die es mir so schön verziehen haben! Gute Nacht, Du Liebe! rief er ihr noch einmal zu, und da sie ein Gefallen daran hatte, sich seinem Rathe unterzuordnen, fragte sie ihn noch einmal, was sie mit Davide machen solle.

Gieb ihr die rothe Brieftasche, meinte er, im Grunde hat es auch Nichts auf sich, wenn sie die ganze Wahrheit weiß, wenn sie den Namen meines Vaters ahnt. Mich dünkt, sie kann den ganzen Inhalt lesen, und geringfügig, wie er ist, wird er ausreichen, sie zwischen uns wieder festzusetzen. Denn fest sitzen und fest stehen, wo man sich befindet, das ist die Hauptsache, wenn man in sich zu etwas kommen soll!

Neuntes Capitel.

Am andern Morgen arbeiteten Herr Flies und Paul schon zeitig mit einander. Seba fuhr früher aus, als sie pflegte, ohne zu sagen, wohin sie sich begebe, und Davide saß einsam in dem kleinen Stübchen, das man ihr seit ihrem letzten Geburtstage zu alleiniger Benutzung eingeräumt hatte. Sie hielt eine alte, große Brieftasche, deren fahl gewordenes rothes Leder, deren plumpe Form es deutlich zeigten, daß sie geringen Leuten angehört haben mußte und von diesen viel gebraucht worden war, in ihren Händen. Indeß das junge Mädchen blickte darauf wie auf ein Heiligthum hin, und scheu und ehrfurchtsvoll, wie man an ein solches herangeht, öffnete sie dieses alte, ihr anvertraute Familienstück.

Es lagen nur vergilbte Briefe und Documente in der Brieftasche. Der Taufschein eines Hans Christian Mannert, der vor sechsundsiebenzig Jahren geboren worden, der Taufschein einer Louise Maria Wendinn, die um acht Jahre jünger war, und der Trauschein dieser beiden. Dann fand sich ein Taufschein der Pauline Louise Mannert, des Jägers Mannert Tochter, unter deren Taufzeugen sich die gnädige und hochgeborene Frau Baronin Pauline Amanda von Arten-Richten aufgeführt fand, und endlich das Taufzeugniß eines Paul Franz Mannert, der Pauline Mannert unehelich geborenen Sohnes, die alle sammt und sonders in der Kirche zu Neudorf die Taufe empfangen hatten. Daran reihte sich ein Attest, welches die Aufnahme des

neunjährigen Paul Mannert in das Gymnasium bescheinigte, eine Anzahl von Schulzeugnissen schloß sich diesem an. Das letzte von diesen war in dem vierzehnten Jahre des Schülers ausgestellt und ein Zeitraum von mehr als fünf Jahren trennte es von dem ersten der in der Mappe vorhandenen Briefe, der nur aus wenig Linien bestand.

Er war mit einer festen kaufmännischen Hand geschrieben, an Mademoiselle Seba Flies nach deren Vaterstadt adressirt und enthielt nichts, als die folgende Anfrage: „Dein früherer Schützling, liebe Seba, den das Andenken an Deine Güte für ihn nie verlassen hat, möchte Dir Kunde von sich geben, wenn Du ihm seine Flucht verzeihen und von ihm hören willst. Es geht ihm sehr wohl, und er hat nichts zu bereuen und zu bedauern, als daß seine Entfernung aus dem Vaterlande, das ihm keine Heimath ist, ihn auch aus Deiner Nähe entfernte. Denkst Du seiner noch, willst Du von ihm hören und ihn sehr erfreuen, so schreibe ihm und sage ihm, wie es Dir, wie es Deinem guten Vater, Deiner Mutter und dem Herrn Kriegsrath geht. Unter dem Namen Paul Tremann treffen ihn alle Briefe, die an das Handlungshaus von Samuell Willway Gebrüder, New-York, gerichtet werden."

Ein zweiter, offenbar als Entgegnung auf Seba's Antwort geschriebener Brief schilderte Paul's Erlebnisse seit seiner Flucht.

„Ich weiß es Dir nicht auszusprechen," hieß es in demselben, „meine theure, geliebte Seba, wie mir zu Muthe war, als ich vor zwei Tagen Deinen Brief in meinen Händen hielt! Ein ganz neues Gefühl ist über mich gekommen, ich habe Heimweh empfunden, Heimweh nach Dir, die Du das Einzige bist, was mich an Europa und an meine sogenannte Heimath fesselt! Der Gedanke, daß Du gestorben sein könntest, daß ich Dich nicht wiedersehen würde, hat mich oft gequält, und ich kann daran ermessen, wie schwer der Tod Deiner Mutter auf Dich und auf Deinen Vater eingewirkt haben muß! Ich möchte da

gewesen sein, Dich zu trösten, ich möchte überhaupt bei Dir sein können, um Dir Freude zu machen, Dir eine Stütze zu werden, wenn einmal auch Dein Vater hingehen wird — und während ich das schreibe, sage ich mir, es werde Dich dies anmaßlich und befremdlich dünken, da ich in Deiner Erinnerung nur als ein Knabe lebe, der sich selber nicht zu helfen wußte, bis eine gewaltsame Empfindung ihn zu einem gewaltsamen Entschlusse brachte.

„Da Du mich nicht vergessen hast, wirst Du Dich auch erinnern, wie der Gedanke, meinen Vater in meiner Nähe zu wissen, mich bewegte. Ich hatte im Herzen ein Bild von ihm bewahrt, ich dachte an ihn wie an den schönsten Mann, ich wußte, daß er mich geliebt, daß ich auf seinen Knieen gesessen, daß er mich geküßt hatte, daß er mir freundlich gewesen war.

„Im täglichen Leben fiel mir das nur selten ein, aber seit ich älter geworden war, träumte ich bisweilen davon, und ich hegte damals noch die Zuversicht, daß meine Träume sich doch einmal verwirklichen müßten. Es war meine Märchenwelt, und mein Vater war es, der sie beherrschte.

„Als ich dann plötzlich erfuhr, daß mein Vater in der Stadt sei, ließ es mir keine Ruhe. Ich hatte ein Verlangen, zu ihm zu gehen, bei ihm zu sein, aber die Furcht, nicht wohl empfangen oder gar abgewiesen zu werden, hielt mich von der Ausführung meiner Wünsche zurück, und in mein Planen und einsames Sinnen fiel, wie ein vernichtender Wetterstrahl, die eilige und harte Erklärung der Kriegsräthin, daß mein Vater sich meines Daseins schäme, daß meine Geburt mich mit unauslöschlicher Schande brandmarke, daß ich es als ein Glück und eine Gnade anzusehen hätte, wenn eine andere Familie, wenn sie und der Kriegsrath sich entschlössen, mit ihrem Namen die Schande meiner Abkunft großmüthig zu verdecken.

„Ich müßte viel Zeit darauf verwenden, wollte ich Dir

deutlich machen, was in der Einen Nacht in meinem Innern vorging und was ich in mir erlebte, als am nächsten Tage mein Vater, den ich mit klopfendem Herzen wiedersah und der mich auch erkannte, sein Auge von mir wendete, da ich ihm im Laden gegenüber stand.

„Ich konnte nicht bleiben! Wie sollte ich, so rief es immerfort in mir, einem andern Menschen frei unter das Auge treten, da meines Vaters Auge sich von mir abgewendet hatte? Ich fürchtete, ich scheute mich vor Jedem, der mich kannte, die Scham trieb mich von dannen.

„Ich lief nach dem Hafen hinaus. Ich war stets gern im Hafen gewesen, das Kommen und Gehen der Schiffe, die Namen der Orte, von denen sie kamen, hatten mich oft beschäftigt, meine Gedanken oft in die weite Ferne gelockt; aber als ich an dem Bollwerke des Ufers auf und nieder ging, ohne zu wissen, wohin ich mich wenden sollte, gewann das Wasser selbst eine Gewalt über mich. Es zog mich an. Ich dachte, so müsse es meiner Mutter auch gewesen sein und ich müsse es machen wie sie, als auch ihr das Leben und die Schande zu viel und zu schwer geworden waren. Ich stellte mir mit Vergnügen vor, wie die Kriegsräthin, die mir so weh gethan hatte, erschrecken würde, wenn man ihr meine Leiche brächte; ich hoffte, auch meinem Vater werde es Kummer machen und Reue einflößen, und so voll Bitterkeit und Haß war meine Seele, daß ich Deiner kaum dabei gedachte. Ich wollte mir das Leben nehmen, um der Schande los zu werden und mich an denen zu rächen, die mir alle diese Qual bereitet hatten.

„So ging ich immer weiter, bis ich zur Stadt hinaus und an den letzten Ladeplatz des Außenhafens gelangt war, an welchem die Schiffe den Ballast einzunehmen pflegen. Ich hatte dort oft gespielt. Den Tag über trieb ich mich in den Dünenhügeln umher. Ich wollte für meine That den Abend abwar-

ten, wenn es einsam und still am Strande geworden sein würde und Niemand mir zu Hülfe kommen könnte; aber als der Abend kam, als das helle Blau des Wassers dunkel zu werden begann, als die Nacht sich darüber ausbreitete, graute mir vor dem Wasser und vor dem Tode. Ich war sehr müde, das machte mich zu meinem Glücke verzagt; indeß nicht umzukehren blieb ich doch entschlossen, und ich war jetzt auch auf einen andern Ausweg verfallen.

„An der Landungsbrücke lag eine amerikanische Brigg. Ich hatte gesehen, daß sie zum Auslaufen bereit war, hatte die Arbeiter sagen hören, daß sie am nächsten Morgen absegeln würde. Darauf gründete ich meinen Plan und meine Hoffnung. Beim Tagesgrauen brachte ein Bursche noch einen Korb voll frischen Brodes nach dem Schiffe. Er hatte offenbar noch andere Schiffe zu versorgen, denn er war sehr beladen, ließ mir einige Brödchen ab und war es gern zufrieden, daß ich ihm bei dem Tragen half. So kam ich auf das Deck, als man schon die Anker lichtete, und in der Eile und der Hast der Arbeit ward man es nicht gewahr, daß ich nicht, wie jener Bursche, das Schiff verließ, sondern mich die Treppe hinabstahl und in einem der untersten Räume eine Zuflucht suchte.

„Nie wieder habe ich ein solches Gefühl von Zufriedenheit, von Glück und von Freiheit gehabt, als in dem Augenblicke, da die Anker völlig aufgewunden, das Boot, das uns hinaus bugsiren sollte, niedergelassen worden war, und als dann endlich der frische Wind, der in unsere Segel blies, uns vorwärts trieb. Ich hatte Mühe, unten in der Finsterniß des Raumes auszuhalten. Ich wünschte es zu sehen, wie wir die Stadt verließen, mich zu überzeugen, daß wir sie nicht mehr sehen konnten; aber die Besorgniß, daß man mich zurückschicken könne, wenn wir einem einlaufenden Schiffe begegneten, hielt mich in meinem Versteck gefangen, bis spät am Tage der immer lebhafter wer-

bende Durst und das neugierige Verlangen nach der Entscheidung meines Schicksals mir den Muth gaben, mich hinauf zu wagen.

„Während ich mich in diesem Augenblicke zum ersten Male im Zusammenhange jenes Tages und meiner Erlebnisse erinnere, fällt mir die Zeit ein, in welcher ich mit Dir den Robinson, und jene spätere Zeit, kurz vor meiner Flucht, in welcher wir den Don Quixote gelesen haben. Es hat eben Jeder von uns einen Zug zum Abenteuerlichen in seiner Seele, und darauf gründet sich wohl auch die ewige Wirksamkeit jener Bücher, die uns zum Vorbilde und zum Spiegel werden, wie die Ritterbücher dem guten Helden von der Mancha.

Ich hatte mir es in meinem Verstecke reiflich ausgemalt, wie der Capitän mich empfangen, was ich ihm sagen würde. Einen ganzen kleinen Roman hatte ich mir ausgedacht; nur Eines hatte ich übersehen, daß ich des Englischen nicht mächtig war, und als ich dann auf das Verdeck kam, als man mich mit Erstaunen gewahrte, als der Capitän und die Matrosen mit Fragen auf mich einstürmten, die ich nicht verstand, bis der zweite Steuermann, ein Deutsch-Amerikaner, herbeigerufen ward, mich zu vernehmen, da sagte ich von allem, was ich mir zu sagen vorgenommen, nicht ein einziges Wort, sondern die nackte Wahrheit, und mit dieser fand ich Glauben, weil sie über die gewöhnlichen Erfindungen eines Knaben weit hinaus lag. Nur meinen Namen suchte ich zu verbergen. Ich nannte mich, seine Buchstaben umstellend, wie wir es spielend oft gethan: Tremann.

„Ich weiß nicht, was geschehen wäre, hätte sich an dem Tage dem Capitän die Möglichkeit gezeigt, mich zu entfernen. Aber der starke Ostwind, der uns begünstigte, hielt die nach unserer Heimath bestimmten Schiffe von unserem Curse völlig fern, und einmal im großen Ocean, hatte Niemand mehr ein Interesse daran, an die Rücksendung eines Jungen zu denken, an

dessen Gegenwart Alle sich schnell gewöhnten, und der, wenn man ihn nur bleiben ließ, sich Jedem zu jedem Dienste willig zeigte.

„Als wir an dem Orte unserer Bestimmung landeten, war es bei meinem Beschützer, als welcher der Unter-Steuermann sich von Anfang an gezeigt, beschlossene Sache, daß ich bei ihm bleiben solle. Seine Frau betrieb einen kleinen Handel in New-York mit allerlei Waaren, die er von seinen Reisen importirte, und wie unvollkommen meine Kenntnisse nach allen Seiten damals auch noch waren, hatte ich vor meinem Steuermanne und seiner Frau doch in dieser Beziehung einen großen Vorsprung. Ich wußte, wie sie es nannten, mit der Feder gut Bescheid, ich konnte, Dank Deiner Nachhülfe, leidlich Französisch sprechen, und ich war also vollkommen geeignet, in dem kleinen Laden im Hafen mit meinen Kenntnissen mich nützlich zu machen, da ich während der Reise das Englische einigermaßen zu verstehen und zu sprechen begonnen hatte.

„Einmal an Ort und Stelle, erging es mir wie Jedem, der schwimmen muß, wenn er nicht ertrinken will. Nothwendigkeit und Lebenslust hielten mich über Wasser. Anfangs beunruhigte mich bisweilen noch die thörichte Besorgniß, daß man Nachfrage nach mir anstellen, mich entdecken, mich zurückführen könne; indeß ich blieb unangefochten, und das war alles, dessen ich bedurfte, obgleich der Weg vom Ladendiener eines kleinen Krames im Hafen bis zum Geschäftsführer von Samuell Willway Gebrüder nicht eben leicht, nicht eben glatt gewesen ist.

„Ich habe manche Stunde gehabt, in welcher ich an Dich und an Dein Zimmer, an Deine Eltern und an die guten Tage bei Euch zurückgedacht habe, denn es ist mancherlei Elend und Noth an mich herangekommen; aber es hat keine Stunde gegeben, in der ich es bereut hätte, mich auf die eigenen Füße gestellt, mich auf die eigene Kraft verlassen und danach gestrebt zu haben, mir einen eigenen Namen zu machen, da meine Geburt und mein

Vater mir den Namen versagt haben, auf den ich angewiesen war. Es klingt für Unsereinen, den die Bande der Familienliebe nicht umfangen und befangen, wunderlich genug, daß man die nicht in der kirchlich und staatlich anerkannten Ehe erzeugten Kinder natürliche Kinder nennt, und grade ihnen den natürlichen Anspruch auf den Namen ihres Vaters aberkennt. Aber ich beschwere mich darüber nicht, denn es ist ein Sporn für mich gewesen.

Noch bedeutet der Name Tremann nichts, doch brauche ich mich seiner nicht zu schämen. Ich bin dem Hause, dem ich diene, etwas werth, man hat Zutrauen zu mir, meine Collegen schätzen mich, und ich suche in meiner Bildung nachzuholen, was ich durch meine Flucht eingebüßt habe. Wird mir, wie ich hoffe, der Auftrag zu Theil, mit welchem unser Haus einen seiner Leute nach Europa zu senden beabsichtigt, so komme ich wieder in Deine Nähe und will danach trachten, daß ich Dir nicht Schande mache; denn Du und Dein Vater, Ihr seid die Einzigen, denen ich mich für die Liebe verantwortlich fühle, welche Ihr dem fremden Knaben in Eurer Großmuth zugewendet habt. Dir danke ich die Neigung, mich zu unterrichten, Deinem Vater die Vorliebe für den Beruf, den ich erwählt habe, und der Tag soll sicherlich nicht ausbleiben, an welchem der Name Tremann an den Börsen einen so guten Klang wie der seine und mein Wort eine Geltung haben soll."

Er erkundigte sich weiterhin nach dem Ergehen der wenigen Personen, deren Andenken ihm aus seiner Kindheit lebendig geblieben war, meldete, daß er seit einem Jahr seine ersten Ersparnisse habe machen können, und gab Seba Auskunft über dasjenige, was er für seine Bildung gethan habe, wie über das, was ihm fehle, und was er noch zu erreichen wünsche. Der Ton der schlichten Wahrhaftigkeit wie die Liebe und Dankbarkeit für Seba bildeten eine schöne Grundlage für das starke Selbstgefühl des Schreibers, und diese Empfindungsweise blieb sich in der

ganzen Reihe von Briefen gleich, welche von da ab einander in ziemlich regelmäßigen Zwischenräumen folgten. Er zeigte in denselben seinen Freunden seine nun wirklich bevorstehende Reise nach Europa an, berichtete über die Vortheile, welche ihm aus derselben erwachsen würden, und von Stufe zu Stufe sich erhebend, gaben diese Briefe das Bild eines Mannes, der, muthig und von Hindernissen nicht erschreckt, mit hellem Blicke ein festes Ziel im Auge, seinen Weg zu suchen und zu finden weiß.

Die Verbindungen des großen amerikanischen Hauses, dem er gedient hatte, die Empfehlungen und der Credit des Flies'schen Hauses, selbst Seba's gesellige Bekanntschaft und ihre Freundschaft mit den bedeutendsten Personen der Residenz waren dem jungen Manne in hohem Grade zu Statten gekommen. Um aber von solchen fremden Errungenschaften Vortheile ziehen zu können, muß man die Fähigkeit und die Kraft haben, sie sich anzueignen und in sich zu verarbeiten; denn wer ererbten oder ihm zufällig durch Schicksalsgunst zugewendeten Besitz nicht zu einem Fußgestell für sich zu machen und sich darauf emporzuschwingen weiß, dem wird er zu einer Last, die er auf seinen Schultern tragen muß und die ihn niederdrückt. —

Davide las den ganzen Morgen hindurch. Wenn sie die Briefe beendet zu haben glaubte, stieß ihr immer wieder ein neuer Zweifel auf. Es blieb so Vieles ungesagt, was sie zu hören wünschte. Sie bewunderte Paul, daß er so wenig von seinen einzelnen Erlebnissen berichtete, und sie war ihm doch böse darum denn sie hätte Alles wissen, über jeden Tag und jede Stunde, über jeden Kummer, den er getragen hatte, und über jede Freude, die ihm zu Theil geworden war, genaue Kunde haben mögen. Sie forschte in den Briefen nach, ob denn von ihr gar nicht darin die Rede sei; aber heute verargte sie es der Tante zum ersten Male nicht, daß sie Paul, daß sie den tapfern Paul so vorzugsweise liebte.

Zehntes Capitel.

Die Auflösung von Paul's kaufmännischem Geschäfte, die Uebertragung seines Vermögens in das Flies'sche Haus wurden augenblicklich in Angriff genommen, nachdem man über die Art und Weise, in welcher jene Auflösung erfolgen, wie über die Bedingungen einig geworden war, unter denen Paul in das Flies'sche Haus eintreten konnte, ohne die Verhältnisse zu seinen früheren Chefs, mit denen er noch für verschiedene gemeinsame Unternehmungen verbunden war, unzweckmäßig lösen zu müssen.

Er war dadurch zu mannigfachen Reisen genöthigt, und sein Kommen und Gehen bildeten für Seba die Abschnitte, an welchen sie in dem ohnehin durch die äußeren Ereignisse viel bewegten Winter die Zeit abmaß. Sie hatte ihm in den Räumen, welche zwischen dem Comptoir und dem Gartensaale gelegen waren, eine Wohnung eingerichtet, weil alle freien Zimmer des oberen Geschosses bereits wieder von einer französischen Einquartierung eingenommen waren, und da man diese Letztere nicht wohl von der Geselligkeit des Hauses fern halten konnte, hatte man sich gewöhnt, mit denjenigen Personen, mit denen man vertraulich zu verkehren wünschte, vor der Gesellschaftsstunde in Seba's kleinem Cabinette zusammen zu kommen, zu welchem sie sonst Anderen den Zutritt nicht gern gestattet hatte.

Draußen heulte der Wind und trieb den Schnee in wildem Wirbel durch die mit Glatteis bedeckten Straßen. Das Frühjahr begann mit argen Stürmen. Herr Flies war mit Davide

in das Opernhaus gefahren, in welchem man, dem Geschmacke der Franzosen nachgebend, eine neue Cherubini'sche Oper aufführte, und er hatte sich, gern oder ungern, die Begleitung des Herrn von Castigni gefallen lassen müssen, der sich seit einigen Tagen unter dem Vorwande, dem dort wohnenden General beigegeben zu sein, in das Flies'sche Haus einquartieren zu lassen gewußt hatte.

Am Morgen war Paul wieder einmal angekommen. Nun brannte in seinem Zimmer Licht, und trotz des Wetters Ungunst hatte er die Laden desselben nicht geschlossen. Der helle Lichtschein fiel auf die einsamen Wege des Gartens hinaus, welche der alte Gärtner, der schon zu Fräulein Esther's Zeiten im Dienste gestanden hatte, in diesem Winter täglich säuberte und fegte, weil, wie er sagte, Mamsell Seba ihren freien Gang nach dem Monumente doch auch im Winter haben sollte. Aber es war nicht Seba, es war überhaupt kein Frauenzimmer, das in der vorgerückten Abendstunde unten am Wasser durch die Seitenthüre in den Garten eintrat und sich unter dem Schatten der Gartenmauer mit raschem Schritte dem Hause näherte.

Der Gärtner, der ihn eingelassen, hatte sich gleich darauf entfernt. Der Kommende mußte jedoch von Paul erwartet worden sein, denn die Thüre des Gartensaales ward von innen geöffnet, als Jener sich demselben nahte, und gleich darauf wurden die Laden in Pauls Stube zugemacht.

Der Fremde war ein Mann in gewählter bürgerlicher Kleidung. Er warf den weiten Mantel, der seine ganze Gestalt verhüllte, von seinen Schultern, schüttelte Paul die Hand und sagte, während er ein Packet Briefe aus seiner Brusttasche hervorzog: Nehmen Sie das vor allen Dingen! Es ist vermuthlich das letzte Mal, daß wir Sie bemühen!

Wie das? fragte Paul überrascht.

Man ist auf Sie aufmerksam geworden, glaubt Sie um

Ihrer amerikanischen Verbindungen und Ihrer wiederholten Reisen nach Rußland willen auch mit England in Geschäftsverbindung, hegt die Vermuthung, daß Sie dem über Rußland gehenden englischen Schleichhandel nicht fremd sind, und die geflissentlich vermittelte Einquartierung des Barons von Castigni in das Flies'sche Haus gilt wesentlich Ihnen. Es dürfte also nicht mehr gerathen sein, Ihrer Gefälligkeit die Briefe anzuvertrauen, die man gegenwärtig unter kaufmännischen Adressen freilich am sichersten befördert. Indeß wenn Sie sich der Besorgung dieses Mal noch unterziehen wollten, so würden Sie uns sehr verbinden!

Paul hatte dem Redenden achtsam zugehört; dann sagte er: Ich danke Ihnen für die Warnung, die ich durch Sie erhalte. Sie kommt mir nicht unerwartet, denn Mademoiselle Flies hatte mir schon Aehnliches mitgetheilt. Daß ich mit dem Schleichhandel nichts zu thun habe, brauche ich Ihnen nicht zu versichern, obschon gegen die rohe Gewalt mir jedes Mittel erlaubt dünkt. Hätte ich die Möglichkeit gesehen, eine große, regelmäßige Einfuhr überseeischer Produkte über Rußland zu bewerkstelligen, so würde ich sie benutzt haben; der Schleichhandel aber leistet dem Lande keinen wesentlichen Dienst und seine Gefahr steht für den Unternehmer außer allem Vergleiche mit seinem wahrscheinlichen Gewinne, während er das Leben elender, armer Leute auf das Spiel setzt, die er obenein entsittlicht und verwildert. Von der Seite also habe ich nichts zu fürchten. Es sind reine Geldgeschäfte, die ich in Rußland habe, und die mich auch in den nächsten Tagen wieder dorthin führen werden.

Wissen Sie, daß Napoleon jetzt die Zustimmung zu einer Versammlung in Dresden erhalten hat, in welcher alle unsere Monarchen wie zu seiner persönlichen Huldigung erscheinen werden?

Nein, entgegnete Paul, ich wußte das nicht. Ich habe in den französischen Zeitungen nur von dem schönen Familienleben

des Kaisers und von dem Frieden gelesen, den er ersehnt, um die Welt nach seinen großen Planen zu beglücken! fügte er spöttisch dazu.

Und ganz Europa steht auf seinen Befehl jetzt unter Waffen, sagte der Andere. Zweimalhunderttausend Deutsche, die ausziehen, um sich als Nation selber vernichten zu helfen! Unsere Lage ist furchtbar! Wir gestatten dem ganzen französischen Heere den Durchzug; vor den Thoren der Residenz ist unsere Festung den Franzosen übergeben. Die Residenz des Königs steht unter französischem Commando, zwanzigtausend Mann ziehen mit ihnen gegen Rußland — es ist einer völligen Unterwerfung unter die Tyrannei dieses Corsen gleich! Es ist schlimmer, weit schlimmer, als alles, was wir achtzehnhundertsechs und sieben erlitten, denn wir thun anscheinend freiwillig, was wir damals unter dem Zwange der Nothwendigkeit ertrugen. Damals verließ der König seine Hauptstadt, jetzt ist sie auch in Feindes Hand, und der König selber wird gehen, unsern Unterdrücker in Dresden zu begrüßen! — Er ging ein paar Mal in dem Zimmer auf und nieder; dabei verriethen seine Haltung und sein Gang den Soldaten. Paul betrachtete die Briefe, welche jener ihm ausgehändigt hatte. Plötzlich blieb der Fremde vor ihm stehen.

Wann denken Sie abzureisen? fragte er.

In zwei, drei Tagen spätestens.

Pflegten Sie allein zu reisen?

Ich habe das letzte Mal einen Diener mit mir gehabt.

Und jetzt?

Ich beabsichtige, ihn wieder mit mir zu nehmen.

Würden Sie Sich meine Bedienung statt der seinen gefallen lassen? forschte der Fremde, während ein Lächeln um seine Lippen spielte.

Sie wollen in russische Dienste treten?

Ich halte es hier nicht aus! rief der Andere. Seit unser

Regiment aufgelöst ward, seit die Schmach dieser Zeit auf uns lastet, habe ich keinen freien Athemzug mehr gethan. Was hilft es mir, daß ich in dem Bureau des Staatskanzlers beschäftigt werde, daß er selbst mich gütig damit vertröstet, ich könne auch als Beamter meinem Vaterlande nützlich werden? Wozu haben alle diese Schreibereien und Verhandlungen geführt, als uns noch tiefer hinabzudrücken? Nur Eines hilft uns, nur Eines rettet uns — der freie, offene Kampf!

Er unterbrach sich und fragte: Warum schweigen Sie, Tremann?

Weil Sie ohnehin wissen, lieber Werben, daß ich Ihre Ansicht theile; mich dünkt, wir haben uns darüber ausgesprochen, als ich zum ersten Male Sr. Excellenz die Briefe überbrachte, die man mir für ihn in Petersburg gegeben hatte.

An dreihundert unserer Officiere, nahm jener wieder das Wort, sind allmählich nach Oesterreich und Rußland gegangen. Mein Vater kann mir, das fühle ich, in seiner Stellung die Erlaubniß dazu nicht geben, so wenig er mich aufrichtig tadeln kann, wenn ich ohne dieselbe meiner Ueberzeugung folge. Willigen Sie in meinen Plan, so sende ich morgen Ihren Diener mit einer Botschaft zu meiner Mutter, die ihn auf dem Gute behalten soll, bis Sie ihn zurückverlangen, und Sie bringen mich an seiner Statt über die Grenze nach Rußland hinüber.

Das kann geschehen, sagte Paul nach kurzer Ueberlegung.

Und Sie selbst, Tremann, Sie, der Sie doch jenseit des Oceans freie Luft geathmet haben, der Sie frei und durch nichts gebunden sind, denken Sie wieder in diese Kerkerluft zurückzukehren, freiwillig noch länger in der Knechtschaft zu verharren, in welcher fast ganz Europa schmachtet?

Ich bin nicht frei; ich habe mit meiner Person für fremdes, mir anvertrautes Gut zu stehen und mein Vermögen zu be-

wahren, auf dem meine persönliche Unabhängigkeit beruht, entgegnete Paul. Aber alle Schritte sind gethan, mich von den Verpflichtungen zu lösen, mit denen ich Anderen verhaftet bin, und ich hoffe, zu rechter Zeit über mich verfügen zu können.

Er stand mit den Worten auf, ging an seinen Schreibtisch, schrieb in mehrere einzelne Blätter immer nur wenige Worte und benutzte diese Blätter zu Umschlägen über die Briefe, welche Herr von Werben ihm ausgehändigt hatte. Dann adressirte er sie nach verschiedenen Orten und wollte dem Comptoirdiener schellen, der sie fortbringen sollte; aber er besann sich eines Anderen.

Kommen Sie zu Seba hinauf? fragte er.

Nein; ich glaube, es ist gerathener, wenn ich's unterlasse, da Sie nun den Freunden mittheilen können, was Sie von mir gehört haben. Nur daß ich mit Ihnen gehe, lassen Sie nicht verlauten. Nichtwissen macht unverantwortlich.

So will ich Sie gleich nach dem Gartensaale führen, antwortete Paul, und die Briefe danach selbst zur Post besorgen. Es weiß dann außer dem Gärtner, auf den man sich unbedingt verlassen kann, Niemand, daß ich einen Besuch gehabt habe — und unter Aufsicht halten die Schildwachen und die Dienerschaft des Generals uns jetzt, wie ich glaube, in der That.

Der Hauptmann wickelte sich wieder in seinen Mantel ein, Paul geleitete ihn durch das Nebenzimmer bis an die Thüre des Gartensaales. Sie schüttelten einander herzlich die Hand, und Jener verließ das Haus und den Garten auf dem Wege, den er gekommen war.

Als Paul dann nach seinem Gange in die Stadt in Seba's Cabinet trat, fand er einen kleinen Kreis von Männern und Frauen, unter ihnen die Gräfin Rhoden, bei ihr versammelt. Man hatte sich, seit die patriotischen Vorlesungen vor Männern und Frauen gehalten worden, in denen Seba auch mit der Gräfin Rhoden bekannt geworden war, an bestimmten Abenden

im Flies'schen Hause vereinigt, um sich im gemeinsamen Lesen und in Besprechung des Gehörten aufzuerbauen; aber die Versuche der Franzosen und anderer nicht vertrauten Personen, sich in diesen Kreis Eingang zu verschaffen, nöthigten die Theilnehmer, sich gegenwärtig der regelmäßigen Zusammenkünfte zu enthalten und sich mit gelegentlichen Verabredungen zu behelfen.

Paul war den Freunden bereits bei einer seiner früheren Anwesenheiten in der Residenz zugeführt worden, und seit er nach jener ersten russischen Reise mit Briefen des Freiherrn von Stein an den Staatskanzler betraut worden war, hatte das Zutrauen des Kreises zu ihm und seiner Tüchtigkeit sich gesteigert, so daß er einer über seine Jahre großen Geltung in demselben genoß. Die anwesenden Männer empfingen ihn mit freundlichem Handschlage, die Frauen hießen ihn willkommen, nur die Gräfin Rhoden, die er früher noch nicht gesehen, weil Krankheit sie längere Zeit zurückgehalten hatte, schien von seinem Anblicke befremdet zu werden, und unwillkürlich blieben ihre Blicke auf ihn geheftet, als er sich nach geschehener Vorstellung von ihr zu den ihm bekannten Personen wendete.

Ein Beamter aus dem Kriegs-Ministerium, welcher schon früher angekommen war, hatte die Nachricht von dem Dresdener Congresse, die Paul als Neuigkeit mitbrachte, bereits vor ihm verkündet, und die Trauer über diese Kunde war unverkennbar. Man beklagte den König, man fand einen Trost darin, daß der Kaiser von Oesterreich sich zu dergleichen Anerkennung und Huldigung habe herbeilassen müssen, und bedauerte das Loos derjenigen preußischen Truppen, welche bestimmt waren, den feindlichen Eroberer auf seinem Zuge nach Rußland zu begleiten. Fast jeder der Anwesenden hatte einen oder den anderen Bekannten in diesen Regimentern, und die Gräfin erwähnte, wie bitter ihr junger Vetter, der Lieutenant von Arten, dies Schicksal finde.

So soll er sich vor demselben wahren! meinte Paul.

„Wenn er Das könnte!“ seufzte die Gräfin.

Er brauchte ja nur seinen Abschied zu nehmen, als man das neue Bündniß zur Reife kommen sah, das Preußen zu seiner Selbstvernichtung eingegangen ist.

Während er diese Worte aussprach, klopfte es an die Thüre, und ohne von dem Diener gemeldet zu werden, der es wußte, welchen Personen er den Zutritt gestatten durfte, trat der junge Freiherr in das Cabinet.

Sie kommen eben recht, lieber Renatus, rief ihm die Gräfin freundlich entgegen, sich wider einen Angriff zu vertheidigen!

Einen Angriff? wiederholte der Lieutenant, indem er mit einem Blicke umhersah, der es aussprach, daß er dergleichen nicht gewohnt sei. Und darf ich fragen, wer mich in meiner Abwesenheit anzugreifen für nothwendig hielt?

Seba hatte eine leise Bewegung bei dem lange und von ihr mit peinlicher Besorgniß erwarteten Zusammentreffen der beiden jungen Männer nicht verbergen können, und die Art und Weise, in welcher es sich jetzt gestaltete, war nicht geeignet, sie zu beruhigen; denn Paul erhob sich und sagte mit der ihm eigenthümlichen, festen Bestimmtheit: Ich, Herr von Arten, habe Sie nach der Meinung der Frau Gräfin angegriffen, obschon meine geäußerte Ansicht sich nicht auf Sie allein, sondern auf alle diejenigen Herren Officiere bezog, welche widerwillig den Fahnen des corsicanischen Tyrannen folgen.

Es war nothwendig, die beiden jungen Männer, die, noch ehe sie sich kannten, feindlich zusammenstießen, einander vorzustellen. Und als Paul sich zu der geforderten Begrüßung abermals von seinem Platze erhob und sie nun aufrecht vor einander standen, fiel die große Verschiedenheit in ihrem Aeußeren den sämmtlichen Anwesenden auf. Paul überragte den feingebauten, schlanken Renatus um eines Kopfes Höhe, und seine breitbrustige Gestalt wie die Kraft der Jahre, welche er vor

Renatus voraus hatte, ließen diesen in seiner knappen Uniform neben dem nach englischer Mode bequem und los gekleideten Bürger fast schwächlich erscheinen. Dazu erging es dem Freiherrn wie es der Gräfin ergangen war, Paul's Aehnlichkeit mit seinem Vater, die namentlich im Klange der Stimme eine vollständige war, verwirrte ihn, und von der plötzlich in ihm aufsteigenden Erinnerung an sein einstiges, in der Knabenzeit erfolgtes Zusammentreffen mit diesem Manne unwillkürlich ergriffen, sagte er kurz und trocken: So habe ich als ein Mitglied des Officiercorps wohl ein Recht, Sie um die Wiederholung jener Meinung oder Ansicht zu ersuchen.

Ich stehe mit Vergnügen zu Diensten, entgegnete Paul. Ich war der Meinung, daß es die Pflicht jedes preußischen Officiers gewesen sein würde, zur Zeit des neuen französischen Bündnisses seinen Abschied zu nehmen, wenn er die tyrannische Fremdherrschaft verachtet.

Den Abschied im Beginne eines Krieges zu begehren, gestattet die militärische Ehre nicht, und uns dem Befehle unseres Königs zu widersetzen, verbietet uns sowohl der Eid, den wir geschworen haben, als unsere angeborene Unterthanenpflicht! antwortete Renatus mit jener hochfahrenden Sicherheit, die immer hervortrat, wo er die Vorrechte seiner Kaste und seines Standes angegriffen glaubte.

Paul verneigte sich, als lasse er diese Gründe gelten, und die kräftigen Lippen stolz aufwerfend, sprach er: So hat die Frau Gräfin unbedenklich Recht, wenn sie das Loos der preußischen Officiere bedauert, und ich habe mich glücklich zu preisen, daß ich, als ein Bürger des freien Amerika, keinem Herrn einen Eid geschworen habe und keinen anderen Ehrengesetzen als denen meiner Ueberzeugung nachzuleben brauche.

Seba und die Gräfin versuchten, sich in das Mittel zu legen; die gute und schöne Stimmung, welche in diesem auf

das erhabene Ziel der Selbsterziehung und der Veredlung gestellten Kreise herrschte, kam ihnen dabei zu Hülfe. Die älteren Männer traten ausgleichend zwischen die Streitenden, und Paul war auch bald bereit, sein Verhalten gegen den jungen Officier als ein Unrecht anzuerkennen. Er gestand ein, daß man die obwaltenden Verhältnisse nicht aus den Augen setzen dürfe, daß nicht Jeder sich in der unabhängigen Lage wie er befände, und als er sah, wie schwer es Renatus fiel, seine Gereiztheit zu besiegen und zu einem Gleichmaße zu gelangen, bemächtigte sich seiner jene Reue des Mitleids, die sich einen Vorwurf daraus macht, seine überlegene Kraft gegen einen schwächeren Gegner angewendet zu haben. Aber die Unterhaltung kam nicht wieder in den gewohnten Fluß; man nahm also zu gemeinsamem Lesen seine Zuflucht, und auch hierbei traten die beiden jungen Männer einander bald wieder feindlich entgegen, als in dem vorgelesenen Werke die Liebe zum Vaterlande als die stärkste Triebfeder für die Handlungen des Mannes angegeben wurde.

Paul wollte das nicht gelten lassen; er nannte die Vaterlandsliebe ein beschränktes Gefühl, eine Art von bewußtlosem Instinct.

Renatus, der wie alle reizbaren Menschen eine von der seinen abweichende Meinung leicht als einen persönlichen Angriff auffaßte, fuhr mit der Frage dazwischen: Aber was kümmert Sie denn Europa, was kümmert Sie Preußen, wenn Sie es nicht als Ihr Vaterland lieben? Weßhalb hassen Sie Napoleon, dessen Größe Sie nicht läugnen werden, wenn Sie in ihm nicht den Unterdrücker Ihres Vaterlandes hassen?

Ich hasse in ihm den Tyrannen, den Wortbrüchigen, den Unterdrücker der Freiheit überhaupt, entgegnete Paul, ich läugne auch seine Größe, denn sie ist nicht so groß als sein Glück, als die Gunst der Umstände, die ihn auf den Schultern und über die Köpfe einer entsittlichten Gesellschaft, einer verrotteten Mo-

narchie emporgetragen hat; und, fügte er, da Seba's Augen ihn mit bittendem Blicke zur Vorsicht mahnten, in leichterem Tone hinzu, vielleicht sind es auch meine kaufmännischen Angelegenheiten, die mich die gegenwärtigen Zustände als unerträgliche und darum unhaltbare ansehen machen. Unter dieser Gewaltherrschaft können Handel und Wandel nicht bestehen, kann das Capital sich nicht frei bewegen, leidet Jeder auf seine Weise.

Die Gräfin, welche befürchtete, Renatus möchte diese Entgegnung als neuen Spott empfinden, behauptete, sie könne jene letzten Gründe unmöglich als die für Paul bestimmenden betrachten; aber er blieb bei seinem Worte, und während sein schönes Gesicht sich wieder ganz und gar erhellte, rief er: Rechnen Sie denn die Habsucht und die Selbstsucht nicht überall zu den großen, die Welt bewegenden und erneuenden Kräften? Sollen sie nur in Bonaparte ihre Geltung haben? Es ist ganz einfach, wie ich's sagte. Ich hasse Bonaparte, weil er mich in meinem Erwerbe stört. Thut das ein Jeder an seinem Platze, so kommt Haß genug zusammen, ihn von seiner angemaßten Höhe hinab zu stürzen; und wenn es auch nicht groß, nicht idealistisch klingt, seinen Erwerb in die erste Reihe zu stellen, so ist doch Idealismus genug darin verborgen; denn auf meinem Erwerbe ruht mein Hab und Gut, ruht mein Vermögen, das heißt die Unabhängigkeit und Freiheit meines ganzen Thuns und Lassens.

Solche Ansichten lagen eigentlich außerhalb der Meinungen und Gesinnungen dieses Kreises. Seba hatte jene Gleichgültigkeit gegen den Besitz, welche man häufig bei bevorzugten Naturen findet, wenn sie, im Reichthume erwachsen, niemals eine Entbehrung kennen gelernt und sich gewöhnt haben, ihren Zustand der Wohlhabenheit wie eine Naturnothwendigkeit anzusehen. Die Gräfin hingegen und die anderen Genossen hatten mehr oder weniger unter der Noth der letzten Jahre gelitten. Sie hatten sich beschränken, sich viel versagen, auf manches von ihnen

bis dahin für unentbehrlich Gehaltene verzichten müssen, ohne daß sie sich in ihrem inneren Werthe und in dem Aufschwunge ihres Geistes dadurch beeinträchtigt fühlten; und die Freunde waren deßhalb in diesem Augenblicke eher dazu geneigt, die Bedeutung und den Werth der äußeren Glücksgüter zu unterschätzen, da sie sich mit ihren Gedanken und Hoffnungen aus der beengenden Gegenwart in den Bereich einer schönen und befreiten Zukunft erhoben. Trotzdem ließ man die Aeußerungen des in den amerikanischen Freistaaten erwachsenen und durch die dort waltenden Anschauungen gebildeten Mannes endlich gelten, weil man sich zu seinem frischen, selbstgewissen und freien Wesen des Besten versehen zu können glaubte; und während Renatus sich mit Geflissenheit von dem weiteren Gespräche fern hielt, fühlte die Gräfin sich von ihrer antheilvollen Neugierde getrieben, sich fast ausschließlich mit Paul zu beschäftigen, bis man den Wagen des Hausherrn vor der Thüre halten hörte und die ganze kleine Gesellschaft sich in das Wohnzimmer begab, den Vater und die Hausfreunde und Gäste zu erwarten, welche sich häufig noch nach dem Theater einzufinden pflegten.

Eilftes Capitel.

Renatus langte an dem Abende in lebhafter Aufregung in seiner Wohnung an. Er hatte, seit er die Familie Flies besuchte, öfters von dem jungen Freunde Seba's, von dem Kaufmann Paul Tremann und von dessen bevorstehendem Eintritte in das Flies'sche Geschäft reden hören; da er jedoch sehr auf sich und seine Angelegenheiten gestellt war, hatte er wenig Achtsamkeit auf dasjenige, was ihn nicht persönlich anging, und der schlichte Name eines bürgerlichen Kaufmanns zog ihn nicht besonders an. Der Name irgend eines Edelmanns, irgend ein bedeutender Titel würden ihm weniger leicht entgangen sein.

Nun hatte das Zusammentreffen mit Paul ihn erschüttert und erschreckt zugleich. Nur eines Augenblickes hatte Renatus bedurft, um alle seine Erinnerungen wachzurufen und sie mit dem gegenwärtigen Eindrucke in Verbindung zu bringen. Er konnte nicht daran zweifeln: der Fremde, der mit so stolzer, selbstgewisser Haltung vor ihm gestanden hatte, war jener Knabe, den er einst in dem Flies'schen Laden gesehen, war derselbe, dessen völlige Aehnlichkeit mit seinem Vater ihm schon damals aufgefallen war, dessen Anblick seine Mutter auf das Krankenlager geworfen hatte, von dem sie nur für kurze Zeit erstanden war. Dieser junge Kaufmann war seines Vaters Sohn, der Sohn jenes Frauenzimmers, das sich in eifersüchtiger Verzweiflung das Leben genommen und an dessen eingesunkenem Grabe in der Ecke des Neudorfer Friedhofes Renatus einmal in seiner Knabenzeit von

dem Jäger, der einst selbst ein Auge auf Pauline gehabt hatte, den ganzen Vorgang und Zusammenhang erfahren. Der Jäger hatte den Sohn Paulinen's wohl gekannt und hatte es bedauert, daß der arme Schelm wie seine Mutter um's Leben gekommen sei; und nun stand jener Todtgeglaubte plötzlich vor dem jungen Freiherrn, ganz unverkennbar seines Vaters Sohn.

Renatus konnte sich nicht erklären, was ihm das bloße Dasein dieses Mannes so widerwärtig machte. Es drohte seinen Rechten, seinem Besitze, seiner Stellung durch den Bastard seines Vaters nicht die mindeste Gefahr. Er hatte es durchaus in seiner Macht, die Begegnung mit Tremann zu vermeiden oder ihn nicht zu beachten, wenn der Zufall sie zusammenführte; aber trotz seiner Abneigung gegen Paul verlangte ihn danach, auf's Neue mit ihm zusammenzutreffen, weil ein unabweisliches Gefühl ihm sagte, daß er neben jenem nicht zu seinem Vortheil erschienen sei. Er wünschte, durch die Ueberraschung nicht mehr befangen, und Herr über sich und seine Mittel, sich abermals mit Paul messen zu können, um ihm seine Ueberlegenheit fühlbar zu machen.

Wie das geschehen sollte, davon hatte er freilich keine rechte Vorstellung; aber das eben peinigte ihn und regte ihn auf. Es war ihm zuwider, daß Paul ihn an Stattlichkeit des Aeußern so weit übertraf, daß er seinem Vater so ähnlich sah. Der vorzügliche Geschmack, mit welchem Paul sich kleidete, die sorglose Leichtigkeit, in der er sich bewegte, die Freiheit und Bestimmtheit, mit denen er sich äußerte, die Geltung, deren er genoß, und vor Allem die spielende, freundliche Heiterkeit, mit welcher der junge Kaufmann seinem beginnenden Streite mit dem Freiherrn vorzubeugen getrachtet hatte, verdrossen den Letzteren, wie ihn selten etwas verdrossen hatte. Er wollte nicht geschont sein, von diesem Manne am wenigsten geschont sein! Und wie er sich auch in einzelnen Augenblicken das Thörichte dieser Abnei-

gung klar zu machen suchte, er konnte nicht Herr über seine Mißstimmung und über seine Aufregung werden.

Es war schon spät gewesen, als er nach Hause gekommen war, denn die Gesellschaft war bei Seba lange zusammengeblieben, und es dünkte Renatus, als habe er Davide nie so reizend als eben an diesem Abende gesehen. Er hatte sie immer schön gefunden, aber die Freundschaft, welche er für seine Jugendgenossen, für die Gräfinnen Hildegard und Cäcilie hegte, hatte ihn im Ganzen wenig empfänglich für die Reize anderer Schönheiten gemacht, und seit er sich in seinem Herzen eingestanden, daß er Hildegard liebe, seit er in sich beschlossen, daß sie einst seine Gattin werden solle, hatte er andere Mädchen kaum noch beachtet.

Er würde wahrscheinlich auch an diesem Tage sich, wie immer, mehr zu Seba und zu den älteren Frauen gehalten haben, wäre ihm nicht die schüchterne Freundlichkeit aufgefallen, mit welcher Davide Paul begegnete. Er hatte es sonst nicht ohne Erstaunen gesehen, wie dieses junge Mädchen sich seiner Schönheit bewußt war, wie es den Eindruck kannte, den es auf die Männer machte, wie es Alt und Jung in der ihm angemessen dünkenden Entfernung zu halten und sich mit großer Sicherheit seine Freiheit vor jedem ihm nicht erwünschten Anspruche zu bewahren verstand. Niemand hatte sich rühmen können, von Davide eine besondere Beachtung zu erhalten, und war es Renatus je einmal vorgekommen, als beweise sie sich gegen einen Andern freundlicher denn gegen ihn, so hatte er dabei kein Arg und keine unangenehme Empfindung gehabt, denn man entbehrt nicht, was man niemals begehrte. An diesem Abende jedoch war es ein Anderes gewesen.

Gleich als man aus Seba's Cabinet in die große Stube gekommen, war Davide, ohne sich um die Uebrigen zu kümmern, auf Paul zugegangen, hatte ihm die Hand gereicht, ihm von dem Theater, von ihrer Freude an der Musik und von ihrem

Vergnügen, ihn zu Hause zu finden, gesprochen, und dieser hatte das hingenommen, als komme ihm das zu, als sei Davide eben noch das Kind, als welches sie sich gegen ihn bezeigte, und als thue er ihr einen Gefallen, wenn er ihrem freundlichen Geplauder sein Ohr nicht versage.

Renatus hatte sich darüber geärgert, das schöne Mädchen hatte ihm leid gethan. Er hatte es durch seine Höflichkeit und Achtsamkeit für Paul's Vernachlässigung entschädigen wollen. Aber Davide mußte ein solches Verhalten von dem Amerikaner wohl gewohnt sein und in der Ordnung finden, denn sie nahm die geflissentliche Annäherung des jungen Freiherrn gleichgültig auf und verließ ihn mitten in der Unterhaltung, um für Paul unaufgefordert die Zeitung zu suchen, nach der er im Gespräche mit andern Männern den Diener gefragt hatte, der den Thee herumgab. —

Die Uhr schlug Stunde auf Stunde, der junge Freiherr konnte keine Ruhe finden, kein Schlaf wollte ihm kommen. Er wurde die Vorstellung nicht los, daß er von Paul beleidigt worden sei, daß er von Davide eine Kränkung erfahren habe, und je länger er an diese dachte, um so anziehender dünkte sie ihn, um so mehr wünschte er, sich von ihr ausgezeichnet und dadurch zugleich an Paul gerächt zu sehen. Er ging im Geiste alle die einzelnen Aeußerungen durch, die er an dem Abende von Davide gehört hatte, und sein Mißmuth wich davor. Er mußte bei sich selber über die kecken Abfertigungen lachen, mit denen sie Herrn von Castigni's gedrechselte Complimente aus dem Felde geschlagen hatte; er konnte sie sich deutlich vorstellen, alle ihre artigen Kopfbewegungen und das anmuthige Spiel ihrer schönen Hände, die sie, nach Art der Jüdinnen, bei dem Sprechen mehr als die deutschen Frauen brauchte und bewegte. Als der Tag herankam und er endlich müde zu werden begann, ertappte er sich darauf, daß er ihr eine dieser Handbewegungen nachzu-

machen versuchte, und als er dann, weil dieser Versuch ihn thöricht dünkte, seine Gedanken, wie er das zu thun gewohnt war, vor dem Einschlafen auf die Geliebte richten wollte, von der zu träumen ihn sonst so glücklich machte, konnte er Hildegard's Bild aus seinem Innern nicht erzeugen. Alle Anstrengungen halfen ihm nichts; es waren immer nur Davide oder Paul, die er vor Augen hatte, und selbst im Schlafe gaben diese beiden ihn nicht frei.

Unerquickt erwachte er am Morgen erst, als es Zeit für ihn war, sich zur Parade ankleiden zu lassen. Während dessen brachte ihm der Diener des Grafen Gerhard eine Einladung, mit demselben zu Mittag zu speisen. Sie kam dem Freiherrn sehr gelegen, obschon er sonst nicht viel Verkehr mit seinem Onkel hielt, ja, ihn eigentlich, so viel er konnte, zu vermeiden suchte. Aber er fühlte eine Neigung, sich gegen Jemanden über sein unerwartetes Zusammentreffen mit Paul auszusprechen, und in seiner Schlaflosigkeit hatte er dabei wiederholt an seinen Onkel gedacht, der, wie er mit Sicherheit annehmen zu können meinte, um alle jene Ereignisse und Verhältnisse wissen mußte, so daß Renatus sich keinen Mangel an Verschwiegenheit vorzuwerfen brauchte, wenn er dem Grafen von dem gehabten Erlebnisse Kunde gab.

Er war froh, als die Stunde der Parade vorüber war und er sich nach derselben, wie er seit dem Herbste pflegte, zu der Gräfin begeben konnte; da diese aber mit der jüngsten Tochter ausgegangen, und er Hildegard ihn erwartend und allein fand, war es ihm nicht recht. Er fragte, weßhalb sie die Mutter nicht begleitet habe; sie antwortete ihm, wie sie es vorgezogen, unter einem leichten Vorwande zurückzubleiben, um ihn zu erwarten, und das war ihm noch weniger genehm. Er meinte, so zuversichtlich erwartet zu werden, habe für ihn etwas Beängstigendes und lege ihm einen peinlichen Zwang auf. Sie ent-

gegnete, daß sie ja nicht böse sei, wenn er einmal nicht kommen könne, und daß es ihr doch in jedem Falle Vergnügen mache, sich den ganzen Morgen mit einer angenehmen Hoffnung zu tragen.

Sie blickte ihn dabei freundlich an und mochte dafür ein begütigendes, ein zärtliches Wort von ihm erwarten; er blieb aber eine Weile still sitzen und äußerte danach, es sei für ihn übel genug, daß er, ohne Neigung zum Soldatenstande, durch seines Vaters Willen an des Dienstes immer gleich gestellte Uhr gebannt sei, wie es im Dichter heiße, und weil er nach der einen Seite also völlig gebunden sei, müsse er nach der andern Seite, müsse er in seinem übrigen Leben durchaus seine Freiheit bewahren, denn ohne Freiheit erlahme der Mann. Er habe ohnehin immer zu wenig Freiheit gehabt, er sei zu Hause unter der Aufsicht des Caplans wie ein Gefangener gehalten worden; sein Vater habe in dem Alter, in welchem er sich jetzt befinde, halb Europa durchreist und Welt und Menschen gekannt: er hingegen habe noch nichts gesehen, nichts erlebt, und wie unerwünscht es ihm auch sei, mit dem französischen Heere gegen Rußland zu kämpfen, so freue er sich eigentlich doch auf diesen Feldzug, weil er ihn aus dem Gleichmaße der Tage herauszureißen und in das offene, bewegte Meer des Lebens zu bringen verspreche.

Hildegard hörte ihm mit stummer Verwunderung zu. Sie konnte nicht begreifen, was mit ihm geschehen war. Nie zuvor in seinem Leben hatte er ein solches Verlangen nach Freiheit ausgesprochen, er war auch mit seinem Loose nie unzufrieden gewesen, und daß er jetzt den Krieg ersehnte, nur weil er ihn in die Welt und von ihr fortführen sollte, das kam ihr so unerwartet, that ihrem zärtlichen Herzen so weh, daß sie sich still auf ihre Arbeit niederbeugte, damit er es nicht sehen sollte, wie sich ihr die Thränen in die Augen drängten. Trotzdem gewahrte er es; indeß statt ihn zu rühren, war ihr Weinen ihm ver-

drießlich. Er hatte mit sich selbst genug zu thun und fühlte nicht Lust, sich als den Tröster der Geliebten zu bethätigen. Aber während er dieses dachte, fiel es ihm ein, daß er ja überhaupt noch keine bestimmte Verpflichtung gegen dieses Mädchen habe. Er hatte sich niemals entschieden gegen Hildegard erklärt, niemals von seiner Liebe zu ihr gesprochen, und daß die unschuldigen Zärtlichkeiten, an die sie sich von Kindheit auf gewöhnt hatten, in der letzten Zeit einen wärmeren Charakter angenommen, das hatte Hildegard eben so wohl zu verantworten, als er. Er konnte es sich in dem Augenblicke nicht einmal recht deutlich machen, wie er mit seiner Jugendfreundin eigentlich auf den gefühlvollen Ton gekommen sei; um so bestimmter erinnerte er sich daran, daß Graf Gerhard ihm gerathen, sich vor einer Verbindung mit den Rhodens in Acht zu nehmen, und daß eine solche für ihn nicht vortheilhaft sei, das mußte er sich in seiner jetzigen Stimmung selber sagen.

Gestern, als der Amerikaner, wie Renatus in seinem Innern Paul beständig nannte, seinen Erwerb und seinen Vortheil mit so dreister Sicherheit als Beweggrund für sein ganzes Thun aufgestellt hatte, war Renatus dadurch im höchsten Grade abgestoßen worden. Indeß schon während seiner nächtlichen Ueberlegungen war ihm die Sache in einem milderen Lichte erschienen. Paul mißfiel ihm deßhalb um nichts weniger, er konnte sich jedoch der Einsicht nicht verschließen, daß unabhängiger Besitz Freiheit verleihe. Er dachte jetzt daran, wie königlich frei sein Vater durch den früheren Reichthum seines Hauses gewesen sei, um es zum ersten Male mit einer Art von Bitterkeit zu beklagen, daß ihm bei Weitem nicht mehr das gleiche Vermögen und damit auch nicht mehr die schöne Selbstherrlichkeit wie seinem Vater zu Gebote stehe.

Hildegard sann während dessen schweigend darüber nach, was sie denn gethan oder gesagt habe, den Geliebten zu ver-

stimmen. Sie konnte jedoch nichts auffinden, was irgend einen vernünftigen Anhalt oder einen Grund für die üble Laune desselben darbot, und sie fing an, zu glauben, daß ihm durch Dritte oder durch ein ihr unbekanntes Erlebniß Verdruß bereitet worden sei. Mit geduldiger Freundlichkeit fragte sie ihn also, was er heute gethan, wie er sich am gestrigen Abende im Flies'schen Hause unterhalten habe, und da sie immer nur einsilbige, ablehnende Antworten erhielt, erzählte sie, um sich über einige Minuten fortzuhelfen, daß die Mutter den jungen Freund von Seba Flies sehr schön und sehr anziehend genannt und daß sie gemeint habe, die Flies hätten ihn gewiß für Davide zum Manne bestimmt, weil der alte Herr Flies ihn in sein Geschäft aufnehme.

Unmöglich, ganz unmöglich! rief Renatus mit einer Heftigkeit, die Hildegard noch unbegreiflicher als sein ganzes bisheriges Betragen erschien.

Weßhalb denn unmöglich? Die Mutter hielt es für das Natürlichste!

Mich dünkt, ein Mädchen von Davidens Schönheit, das einst neben ihrem Vermögen voraussichtlich auch noch das ganze Flies'sche Vermögen erbt, hat andere Ansprüche zu machen und kann einen besseren Mann bekommen, als einen Menschen ohne Familie, einen Abenteurer. —

Renatus! rief Hildegard, ihr Erschrecken unter einem erzwungenen Lachen verbergend — Du thust ja wirklich, als ob Davide unter einer Schaar von Edelleuten und Grafen nur zu wählen hätte! Du vergissest wohl, daß sie eine Jüdin ist!

Durchaus nicht! Sie würde nicht die erste Jüdin sein, die einen Edelmann geheirathet hat! entgegnete er ihr.

Nun, vielleicht entschließest Du Dich selbst dazu! sagte Hildegard mit bitterem Spotte, da sie ihre Bewegung nicht mehr bemeistern konnte und zuversichtlich glaubte, es bedürfe eben nur eines solchen Wortes, um Renatus, dem der Gedanke an eine

nicht standesmäßige Heirath gar nicht kommen konnte, zur Besinnung zu bringen. Aber sie verfehlte ihren Zweck, denn Renatus, der seit gestern Abend nur darauf gewartet hatte, einen Ableiter für seinen Unmuth zu finden, und der, wie alle in der Kindheit verwöhnten Menschen, selbstsüchtig genug war, auch Andere leiden sehen zu wollen, wenn er selber litt, sagte gleichmüthig: Es wäre vielleicht das Gescheiteste, was ich thun könnte, und Davide ist schön genug dazu.

Kaum war das Wort aber von seinen Lippen entflohen, so bereute er es, denn Hildegard brach in Thränen aus und wendete sich von ihm ab. Das konnte er nicht gut ertragen. Sie hatten als Kinder und auch später wohl bisweilen einen Streit mit einander gehabt, indeß Hildegard hatte dann immer mit der Bemerkung, daß sie die Aeltere und Verständigere sei, eingelenkt und nachgegeben. Er dachte, sie solle das auch heute thun, und er war bereit, sie dann um Verzeihung zu bitten und zu versöhnen. Er vergaß nur, daß sie jetzt in einem andern Verhältnisse zu einander standen, daß die einstige Jugendfreundin sich jetzt als seine Erwählte betrachtete und daß die Liebe oft weniger nachsichtig als die Freundschaft ist.

Er wartete eine Weile, er rief Hildegard bittend bei ihrem Namen, sie achtete aber nicht darauf. Sie wollte ihn gründlich fühlen lassen, was er ihr gethan hatte, sie wollte sich auch satt weinen, denn sie mußte sich eingestehen, daß er sie absichtlich quäle und verwunde.

Renatus seinerseits stand am Fenster, trommelte mit den Fingern leise auf dem Fensterbrette und überlegte, wie lange er warten solle. Das dauerte eine kleine Zeit, sie dünkte ihn jedoch lange, und als er sich eben anschicken wollte, fort zu gehen, weil er Hildegard nicht daran gewöhnen mochte, mit ihm die Unversöhnliche zu spielen und zu schmollen, trat sie an ihn heran und legte ihre Hand auf seine Schulter. Er wendete sich um

und blieb betroffen stehen — Hildegard sah häßlich aus, wenn sie weinte.

Sie war überhaupt nicht regelmäßig schön, sie hatte nur schöne Farben und den Jugendreiz, der blonden Mädchen eigen ist. Aber wie bei allen Blondinen vertrugen ihre Züge das Weinen nicht. Ihre feine Haut erschien fleckig, ihre Augenlider geröthet und ihre Gesichtszüge zeigten sich durch die Betrübniß so erschlafft, daß Renatus sich nicht darein finden konnte. Es that ihm leid, daß sie sich entstellte, er sagte ihr, daß sie Unrecht habe, so empfindlich zu sein und einen Scherz so übel aufzunehmen, aber er konnte sich nicht entschließen, sie mit einem Kusse, wie er wohl sonst gethan hatte, zu versöhnen. Sie kam ihm alt vor, und sie war ja auch älter, als er.

Weil sie ihn sonst stets nachgiebig und weich gesehen hatte, hielt sie sich jetzt zurück; sie glaubte sich dies schuldig zu sein. Renatus aber fand sich durch diese geflissentliche Zurückhaltung in seiner Unzufriedenheit mit der Geliebten nur bestärkt. Er blickte sie noch einmal an — ihr schmollender Mund mißfiel ihm mehr und mehr; er begriff nicht, wie er sie jemals hübsch gefunden haben könne, nicht, was er bisher neben ihr gefühlt hatte. Er war sich räthselhaft. Das peinigte ihn. Er wendete sich ab, nahm Hut und Säbel und sagte, daß er gehen müsse. Sie hielt ihn nicht zurück. Er reichte ihr kühl die Hand, sagte ihr kühl ein Lebewohl und war verschwunden, ehe sie noch recht wußte, was geschehen sei.

Sie wollte ihm nacheilen, als er das Zimmer verlassen hatte; er erwartete das auch, sah sich nach ihr um und war doch froh, als er sie nicht erblickte. Sie ging an's Fenster; aber heute wählte er nicht die entgegengesetzte Seite der Straße, wie er sonst zu thun pflegte, um von ihr noch einen Gruß, noch einen Blick zu erhalten. Sie sah hinaus, es kam ihr alles so leer vor und es lag ihr alles, was geschehen war, so fern, so weit ab von

gestern, so weit ab von diesem Augenblicke! Auch ihr war es, als sei sie viel älter geworden, als habe sie viel erlebt, viel erfahren, als sei Renatus schon sehr lange fort! Sie seufzte, faltete die Hände und erschrak, als der Ausruf: Er ist ein Mann, und Dulden ist des Weibes Loos! über ihre Lippen glitt. Wie kam sie zu diesem Ausrufe, zu diesem Gedanken? — Sie weinte bitterlich.

Renatus hingegen war froh, als er sich auf der Straße fand. Hildegard's Gefühlsweichheit und ihre Thränen hatten ihm Angst gemacht. Er wünschte nicht, dergleichen öfter zu erleben, er freute sich, daß er sich so fest gezeigt hatte. Es ward ihm ganz leicht um's Herz, als der frische Wind ihm durch die Locken wehte. Die Luft in den Zimmern der Gräfin war ihm heute durch die Reſedatöpfe und den Potpourri so beklemmend gewesen! —

Sporenklirrenden Trittes einherschreitend, ließ er den Schleppsäbel geflissentlich auf dem Pflaster anschlagen, er zog im Gehen den Säbel spielend halb aus der Scheide und stieß ihn wieder hinein. Jede Bewegung dünkte ihn eine Lust, und mit einer wahrhaften Genugthuung sagte er sich, daß ihn nichts auf der Welt verpflichte, sich um Hildegard's Empfindlichkeit und Empfindsamkeit zu kümmern, da er ja noch völlig frei, noch völlig ungebunden sei.

Freiheit und Ungebundenheit hatten seit gestern, er wußte selbst nicht wodurch, einen hohen Reiz und Werth für ihn gewonnen, und er konnte sich es nicht verhehlen, sein Oheim hatte Recht gehabt: es lag etwas Bedenkliches in seiner Freundschaft mit den Rhodens, etwas, wovor er sich zu hüten hatte. Er war im Allgemeinen weit entfernt, die Ansichten des Grafen Gerhard zu theilen, nur das Eine mußte er ihm zugestehen — ein Menschenkenner war der Graf, und Welterfahrung hatte er.

Zwölftes Capitel.

Fast um dieselbe Zeit, in welcher Renatus die Wohnung der Gräfin verließ, stand Paul vor der niedrigen Thüre eines Zimmers, das in einem Hinterhause derselben Straße im dritten Stockwerke gelegen war. Auf sein Klopfen rief man: Herein! und ein mittelgroßer, sehr schmächtiger Mann erhob sich von dem Tische, an welchem er schreibend gesessen hatte.

Er trug einen hechtgrauen, altmodischen Ueberrock, eine Kniehose und Weste von schwarzem Tuche, und selbst den Puder und den kleinen, steifen Zopf, der ihm fest und gerade am Hinterkopfe saß, hatte er gegen die veränderte Sitte beibehalten. Alles an ihm und in seinem Stübchen trug das Gepräge peinlicher Genauigkeit und Ordnungsliebe. Lineal und Papierscheere, Federn und Bleistift lagen wie nach dem Zirkel abgemessen auf dem Tische, das Wasserglas war mit einem rundgeschnittenen Papier bedeckt. Um den Käfig des Hänflings, der reich mit frischem Vogelkraut behängt war, fanden sich Papierstreifen durch das Gitter gezogen, damit der Vogel das Futter nicht verstreuen könne; selbst unter die kleine, irdene Vase, in der einige Weidenzweige mit ihren grauen Blüthenkätzchen sich im Sonnenscheine entfalteten, war ein zierlich zurecht geschnittenes Papierblatt gebreitet, und Paul bemerkte mit Vergnügen, daß das Gesicht des schon bejahrten Mannes, der ihn empfing, eben so ruhig und friedlich aussah, wie das Stübchen, welches er bewohnte.

Auf seine Frage, wie es ihm ergehe, antwortete der Greis: Gut, gut, lieber Herr Tremann. Wie sollte es mir anders ergehen, da Sie so gütig für mich sorgen? Ich habe ja alles, was ich brauche, und das müssen Sie sagen, ein so hübsches, sonniges Zimmer habe ich nicht gehabt, selbst nicht, als wir das Stockwerk im Flies'schen Hause noch ganz allein bewohnten.

Er schob bei den Worten für Paul einen Stuhl an das Fenster, machte ihn aufmerksam, wie der Schnee in der letzten Nacht geschmolzen sei, wie in den Gärten, auf die er aus seiner Wohnung hinunter sah, sich an einzelnen Stellen schon der Rasen über dem befreiten, braunen Boden neu zu färben beginne, und sagte dann: Wenn ich so hinunter blicke und dann wieder hinauf nach dem Himmel, und habe solch einen schönen, weiten Horizont vor Augen, so denke ich immer nur mit Schrecken an die Arbeitsstube, in der ich in meinen sogenannten guten Zeiten meine Tage hingebracht habe, und ich frage mich, wie ich sündiger Mensch jetzt nur ein so ruhiges Leben und es in meinen alten Tagen noch so gar gut auf Erden haben kann.

Denken Sie, daß Sie es durch Ihre Güte für mich verdient haben, meinte Paul.

Ja, freilich, das muß ich mir denken, wenn mich nicht drücken soll, was Sie für mich thun. — Er schwieg einen Augenblick und sagte dann: Ich weiß nicht, was aus mir geworden wäre, hätte Gott Sie nicht zur rechten Zeit mir als einen Helfer in der Noth gesendet. Nicht wissen, wo man sein Haupt zur Ruhe legen soll, und nicht wagen, sich mit seinem grauen Kopfe vor den Menschen, die man gekannt hat, sehen zu lassen, weil man es mit Schimpf und Schande beladen, weil man im Zuchthause gesessen hat — das ist gar zu schrecklich, gar zu schrecklich, lieber Paul!

Er senkte dabei sein Gesicht in seine Hände; aber als der Andere ihn ermahnte, diese trüben Gedanken von sich fern

zu halten, meinte der Alte, es thue ihm gut, sich einmal aussprechen zu dürfen.

Sehen Sie, rief er, indem er sich erhob und aus der Schublade seines Tisches ein in schwarzes Leder gebundenes Büchelchen hervornahm, ich denke immer an Sie, und weil ich sonst gar nichts für Sie thun kann und immer nur von Ihnen anzunehmen habe, so schreibe ich hier in das Buch, das ich mir eigens dazu habe binden lassen, alle die guten Lehren ein, die ich mir aus meiner verkehrten Handlungsweise abgenommen habe, und das soll einmal Ihr Erbe sein, obschon Sie meiner guten Lehren wahrlich nicht bedürfen. Es will doch aber Jeder gern etwas zu geben und zu hinterlassen haben.

Er hielt Paul das Buch hin; es hatte einen vergoldeten Schnitt, der Titel war wie eine Festgabe in schönster Frakturschrift geschrieben und trug unter der reichverzierten Ueberschrift: „Erfahrungssätze und Sinnsprüche", auf der ersten Seite als erste Lehre die Worte: „Gib nie einem Weibe Gewalt über Dich, denn des Weibes Herz ist verkehrt und sein Thun und Treiben eitel!"

Herr Weißenbach schien großes Gewicht auf diesen Ausspruch zu legen. Wenn Sie wüßten, sagte er, wie oft ich mir das in meinem Unglücke vor die Seele gehalten habe! Und ich war nicht am unglücklichsten, als das Geheimniß meiner Verschuldigung entdeckt, als die Untersuchung gegen mich eingeleitet und mein Urtheil erst gesprochen war, als ich die Untreue, mit welcher ich die mir anvertraute Kasse angegriffen hatte, im Gefängnisse büßte. — Er blätterte in seinem Buche, zeigte dann mit dem Finger auf die betreffende Stelle und rief: Sehen Sie, da steht es: „Ehre annehmen mit dem Bewußtsein, sie nicht zu verdienen, thut einem Rechtschaffenen sehr wehe!" — Und ich kann mir das sagen und Sie werden mir das bezeugen, lieber Tremann, ich war ein rechtschaffener Mann. Ich bedurfte nicht

viel, ich war zufrieden, wenn ich ruhig bei meinen Acten saß, wenn ich meine Pflicht that; aber ich hatte einem Weibe Gewalt über mich gegeben, einem jungen, einem schönen Weibe, als ich kein Jüngling mehr war, und ich traute einer Delila! Ich traute, ich folgte ihr und ihren verführerischen Rathschlägen, weil ich ihrem klugen Kopfe und ihren beredten Worten mehr, als meiner Einsicht und meinem warnenden Gewissen glaubte! Das soll man nicht thun, soll man nicht thun!

Paul hatte viel Nachsicht mit dem alten Manne; aber er fand es endlich doch nöthig, seinen Erzählungen und Herzensergießungen ein Ende zu machen, indem er ihn bat, sich der Gedanken an seine Schuld, an seine Cassation und an seine Frau zu entschlagen.

Der Alte versicherte, daß er dies auch thue. Nur wenn sie hier war, setzte er hinzu, wenn sie einmal wieder hier war, dann wurmt und brennt's mich wieder, dann wacht Alles wieder auf — und heute ist sie dagewesen!

Was wollte sie? fragte Paul.

Nichts, nichts, lieber Herr Tremann. Seit sie bei dem Grafen ist, hat sie nichts von mir verlangt, sie hat's ja nun bei dem vollauf.

Aber weßhalb kam sie denn, sie pflegte doch nichts ohne Absicht, nichts umsonst zu thun? meinte Paul, der seine Abneigung gegen die Kriegsräthin nicht verhehlte.

Der Alte sah sich schüchtern um und sagte: Daß ich die Wahrheit sage, sie kam Ihretwegen!

Meinetwegen — und wie das? Was will sie von mir?

Gewiß, lieber Paul, ich wollte sagen: lieber Herr Tremann, versicherte der Kriegsrath, dieses Mal hatte sie keine Absichten, dieses Mal meinte sie es gut. Sie fragte, ob ich noch immer Arbeit hätte, ob Sie mir noch das Monatsgeld gäben, woher ich die Arbeit hätte, was ich für Sie schriebe? Ich zeigte ihr

die Auszüge, die ich für Sie aus den Zeitungen machen muß; sie besah sich das alles, denn sie versteht sich auf dergleichen, und als sie schon im Fortgehen war, drehte sie sich noch einmal um und sagte: „Der Paul hat uns zwar schmählich verlassen und ist eigentlich an Allem schuld, denn wenn er bei uns geblieben wäre, würde Alles anders geworden und wir nie in die Verlegenheit gerathen sein. Da er Dich aber in Deiner Noth und in Deinem Alter wenigstens nicht verläßt — denn ich brauche ihn nicht, ich weiß mir selbst zu helfen — und da ich Dir seinen Beistand auch nicht entzogen sehen mag, so sage ihm, er solle machen, daß er von hier fortkomme, und zwar je eher, desto lieber! Sag ihm das, und ich verlangte keinen Dank für meinen guten Rath!"

Und damit ließen Sie sich genügen? Sie erkundigten sich nicht, was diese Weisung, diese Warnung zu bedeuten habe, worauf sie sich beziehe?

Der Alte sah ihn verlegen an. Sie wissen, was meine Laura nicht sagen will....

Er brach ab; Paul drang nicht weiter in den alten Kriegsrath. Er stand vielmehr auf, händigte dem Greise die Pension, die er ihm seit dessen Freilassung zahlte, für den nächsten Monat aus, sagte, daß er sich dieselbe aus dem Flies'schen Comptoir für die nächsten Monate holen möge, und wie er in dem Bureau des Staatskanzlers von einem der Sekretäre die Zusage erhalten habe, daß man Herrn Weißenbach auch ferner mit Copisten-Arbeit beschäftigen werde. Dann nahm er seinen Hut und wollte sich entfernen, aber der Kriegsrath hielt ihn zurück. Er hatte offenbar noch etwas auf dem Herzen, das er sich zu sagen scheute, und Paul ermunterte ihn dazu mit der Frage, ob er noch irgend etwas wünsche.

Der Alte sah ihn scheu und bittend an. Sie haben so viel für mich gethan, lieber Herr Tremann, sprach er endlich

und ich danke Ihnen, daß Sie sich so für mich verwenden! ich thue mein Möglichstes, Ihrer Fürsprache Ehre zu machen, aber...

Nun was denn?

Aber könnten Sie mir nicht etwas zu rechnen schaffen? rief der Alte, und er sah so hell dabei aus wie ein Liebender, der endlich sein lange beabsichtigtes Geständniß anzubringen vermochte.

Etwas zu rechnen? Aber was soll das sein? Weßhalb eben etwas zu rechnen? Sie haben ja Arbeit genug!

Ja, Arbeit, aber kein Vergnügen, keine Freude! rief der Alte. Solch ein Blatt, das ich abschreibe, steht vor mir und rückt und rührt sich nicht; es ist mein Herr, ich bin sein Sclave, ich darf nichts zu-, nichts abthun, jeder Buchstabe ist mein Meister. Aber Zahlen, die commandire ich, die füge ich zusammen, die vermehre und vermindere, die verbinde und theile ich, die sind meine Geschöpfe. Und wie schön sieht es aus, solch ein Cassabuch, wie stattlich, wie majestätisch, wenn die Stellen unten sich auf jeder Seite mehren, wenn es in die Tausende, in die Hunderttausende geht! — Er hielt ein wenig inne, als schäme er sich dieser Aufwallung, und sagte dann ganz leise und bewegt: Ich war sehr glücklich damals, als in meinem Hauptbuche das Soll und das Haben sich noch wohl vertrugen, als ich noch mit ruhigem Stolze auf die langen, schlanken Zahlenreihen blicken konnte; und — ich würde hier in dieser schönen, stillen Stube recht glücklich sein, wenn ich wieder etwas zu rechnen, wenn ich wieder die schönen Zahlenreihen zur Gesellschaft und vor Augen hätte! Es ist das Einzige, was mir zu meinem Glücke und zu meiner Zufriedenheit fehlt!

Paul konnte nur mühsam sein mitleidiges Lächeln verbergen; er versprach dem Alten, an seinen Wunsch zu denken, und als dieser ihm die Thür öffnete, um ihn hinaus zu lassen, fragte er: Wer geht denn bei dem Grafen Berka ein und aus? Wissen Sie das zufällig?

Meistentheils Franzosen, entgegnete der Kriegsrath. Ein Baron von Castigni kommt alle Tage. Meine Laura sagt, es sei ein verbindlicher und feiner Mann. Aber auch von den Würtembergern und Westfalen besuchen ihn viele Officiere, und in den letzten Monaten ist auch der junge Freiherr von Arten öfter bei dem Herrn Grafen zu Tische gewesen. Heute ißt er, glaube ich, allein mit ihm.

Paul hörte das ohne Entgegnung an und schied von dem Alten mit dem wiederholten Versprechen, an die Erfüllung seiner Wünsche denken zu wollen; aber die Frage, was die Warnung der Kriegsräthin zu bedeuten habe, beschäftigte ihn doch mehr, als er es dem Greise zu zeigen für angemessen fand, denn sie traf mit den Bemerkungen zusammen, welche auch Herr von Werben ihm in dieser Beziehung gemacht hatte. Da er nicht dazu neigte, seine Person und seine Thätigkeit höher, als es recht war, anzuschlagen, fiel es ihm auf, daß man überhaupt von französischer Seite auf ihn aufmerksam geworden war. Seine Geschäfte waren nicht größer, nicht bedeutender gewesen, als die mancher anderer Kaufleute, seine Reisen hatten an und für sich auch nichts Auffallendes, und der Verkehr, welchen er zwischen den heimischen und den im Auslande lebenden Vaterlandsfreunden vermittelt hatte, war mit solcher Vorsicht behandelt worden, daß er nicht wohl verrathen sein konnte. Den Grafen Gerhard, über dessen Verhältniß zu Seba er nicht im Zweifel war, hatte er seit seiner Kindheit nicht wieder gesehen. Er trug auch kein Verlangen danach, dem von ihm in jeder Beziehung verachteten Manne aufs Neue zu begegnen, und mit dem Herrn von Castigni, mit dem er jetzt im Flies'schen Hause freilich beständig zusammentraf, hatte er keine Unannehmlichkeit gehabt. Die einzige peinliche Berührung hatte gestern zwischen ihm und Renatus Statt gefunden; damit konnte aber die Warnung der Kriegsräthin, die ohnehin von älterem Datum war, nichts gemein

haben, und es blieb ihm auf diese Weise also kein Anhalt für seine Vermuthungen. Da man sich jedoch unter der obwaltenden französischen Gewaltherrschaft auf jede Art von Spionage und Angeberei gefaßt halten mußte, so war es ihm erwünscht, mit seinen Angelegenheiten so weit vorgeschritten zu sein, daß seiner Abreise nicht mehr viel im Wege stand.

Dreizehntes Capitel.

Während dessen war Renatus bei seinem Onkel angelangt, und da der Graf es liebte, sich noch zu den jungen Leuten zu zählen, von ihm mit einer fast kameradschaftlichen Heiterkeit empfangen worden. Er wußte bereits von Castigni, der in der Frühe bei ihm gewesen war, daß sein Neffe den letzten Abend im Flies'schen Hause zugebracht hatte, und warf lächelnd die Frage hin, wie ihm denn der Günstling dieses Hauses, der sogenannte Tremann, gefallen habe.

Sie kennen ihn also auch? fuhr Renatus auf, während das Blut ihm zu Kopfe stieg.

Der Graf bejahte dies in einer Weise, die darauf berechnet war, sich dasjenige, was er wußte, abfragen zu lassen, und er erreichte auch seine Absicht, denn Renatus fiel ihm mit dem Ausrufe in die Rede: So sagen Sie mir, Onkel, wo war der Mensch bis jetzt und wie kommt er in das Haus?

Der Graf zuckte die Schultern. Hast Du noch nicht bemerkt, mein Lieber, wie zufällig die Gesellschaft sich bei solchen Leuten, die um jeden Preis ein Haus zu machen wünschen, zusammensetzt? Ich könnte Dich mit gleichem Rechte fragen: Wie kommst Du dorthin? wüßte ich nicht, daß Flies von Alters her der Geschäftsmann Deines Vaters war, und Dein Vater hat seine eigenthümlichen Wege, die zu kreuzen nicht meines Amtes ist.

Er that, als wolle er von dem Gegenstande abbrechen;

indeß Renatus war damit nicht gedient, und da er geneigt war, sich der Einsicht seines Onkels heute mehr als sonst zu fügen, weil er heute einen Beweis von der Menschenkenntniß desselben gewonnen zu haben meinte, sagte er: Sie selber haben ja früher die Flies gekannt, und es dünkt mich, fügte er in einer ihm fremden, leichtfertigen Weise hinzu, mit der er sich dem gewöhnlichen Tone des Grafen anzupassen suchte, und es dünkt mich, Sie müssen in dem Flies'schen Hause mehr als nur eine Einquartierung gewesen sein, denn Seba weicht stets aus, wenn ich von Ihnen spreche! In welchem Verhältnisse standen Sie zu ihr?

Der Graf lachte hell auf, Renatus machte ihm in seiner steifen Leichtfertigkeit einen komischen Eindruck, aber er ließ ihn nicht merken, daß dieses Lachen nicht der Frage, sondern dem Frager galt, und entgegnete: In dem einzigen Verhältnisse, in welchem Unsereiner zu einem Judenmädchen stehen kann! Um ihre Bekehrung zum Christenthume, das sagst Du Dir wohl selber, war mir's nicht wesentlich zu thun!

Renatus hatte bei der Art seiner Frage auf eine solche Antwort gefaßt sein müssen, doch war sie ihm widerwärtig. Er fand nicht gleich die Entgegnung, die er zu geben für nöthig hielt; der Graf ließ ihm auch nicht die Zeit, sie erst lange zu suchen.

Ein eigener Gedanke, Dich in das Haus zu schicken! Eine wunderliche Weise, in welcher man Dich überhaupt für den Feldzug für das Leben vorbereitet hat, für diesen Krieg Aller wider Alle! sagte er plötzlich. Aber das vergessen sie in ihrer Weisheit! Sie lassen Euch in die Welt gehen, ohne Euch die Gefahren zu zeigen, die Euch drohen, ohne Euch vorsichtig zu machen, mit nichts ausgestattet als mit Eurer Unschuld und Begehrlichkeit, und dann wundern sie sich, wenn Ihr wie die Drosseln in der ersten Schlinge und an der ersten rothen, reifen Beere hängen bleibt, die Euch in den Weg kommt! Arme Grä-

sinnen und reiche Juden, das ist alles Eins: feine Vogelsteller, die ihre Vögel kennen und ihr Garn zu legen wissen, jeder auf seine Art — und Ihr fallt dann auch hinein — Jeder auf seine Art!

Ja, leider! rief Renatus unwillkürlich.

Leider? Was weißt Du davon? fragte der Graf, der bis dahin im Zimmer umhergegangen war, vor seinem Neffen Fuß fassend.

Renatus zögerte zu antworten. Er wußte, daß der Graf nicht der Mann war, die Neigung zu würdigen, welche ihn mit seiner Jugendgespielin verbunden und der er sich in der letzten Zeit mit so viel Hingebung und Wärme überlassen hatte. Er wußte eben so gut, daß er heute absichtlich ein Unrecht gegen Hildegard begangen habe und daß er dieses steigere, indem er den Grafen in das Vertrauen ziehe; aber er konnte mit Zuversicht darauf rechnen, von demselben wegen dieses Unrechtes nicht getadelt zu werden, er durfte vielmehr hoffen, Aufmunterung zu erhalten, wo er selber sich Vorwürfe machte, und weil er in jedem Betrachte unzufrieden mit sich war, verlangte sein abhängiges Wesen nach Lob, gleichviel, von wem ihm dieses komme oder worauf es sich beziehe. Trotzdem fand er es schwerer, als er sich's gedacht hatte, von seinen guten Gewohnheiten, von den Ehr- und Anstandsbegriffen zu lassen, in denen er erzogen und aufgewachsen war, und dem scharfen Auge seines Onkels ausweichend, entgegnete er, um Zeit zu gewinnen: O, von mir ist nicht die Rede, und Sie, Onkel, Sie können derartige Erfahrungen doch nicht gemacht haben? Ihr Glück bei den Frauen ist ja noch sprüchwörtlich im Regimente!

Der Graf nahm eine ernste Miene an. Ich habe mich, sagte er, über die Frauen nicht zu beklagen gehabt, weil ich frei zu bleiben und zu schweigen verstand und weil ich dasjenige zu vergessen weiß, woran ich nicht erinnert zu sein wünsche. Gehe

hin und thue ein Gleiches, fügte er lächelnd hinzu, und sie werden, wenn sie nicht Deines Lobes voll sind, doch ausweichen, wenn man von Dir spricht!

Wie Seba! fiel Renatus, der sich erinnerte, wie er sich vorher eben dieses Ausdruckes bedient hatte, dem Oheim, als habe er eine Erleuchtung erhalten, lebhaft in die Rede. Wie Seba thut, wenn man von Ihnen spricht!

Der Graf ließ den Ausruf unbeantwortet. Erst nach einer geraumen Pause sagte er: Wenn die Frauen ihre Vergangenheit so ganz und gar vergessen, geben sie uns das Recht wieder, derselben zu gedenken. Es ist belustigend, zu hören, wie geläufig die großen Worte: Deutschthum, Jungfräulichkeit und Tugend dieser Gesellschaft und allen diesen Frauen geworden sind, wie sie einander stützen und tragen, weil die meisten von ihnen auf schwachen Füßen stehen, und wie alle doch nur den Einen Zweck der Selbstsucht verfolgen: einen Mann zu bekommen oder die Ihrigen an den Mann zu bringen. Nur schade, daß man's merkt! — Ich sagte Dir neulich: Nimm Dich mit den Rhoden's in Acht! Die Warnung war vielleicht vom Ueberfluß, denn auf die blonde, schmachtende Unschuld hast Du's wohl nicht abgesehen! Ich sage Dir heute, vielleicht mit größerem Rechte: Sieh' Dich mit den Flies, mit Seba vor! Sie könnte für Davide zu erlangen wünschen, was ich ihr zu gewähren trotz ihrer Zuvorkommenheit nicht für angemessen fand, und sie gehört zu denen, die vielleicht großes Spiel für Andere zu spielen lieben, nachdem sie die Partie für sich verloren haben!

Er ging an seinen Schreibschrank, setzte sich vor demselben nieder und suchte anscheinend etwas unter seinen Papieren. Renatus war es äußerst unbehaglich zu Muthe. Er wußte seinem Oheim für diese Mittheilungen keinen Dank, obschon er selber sie hervorgerufen hatte, dennoch reizten ihn die Andeutungen, die halben Aufschlüsse, welche derselbe ihm machte. Weil er sich

selber tadelte, gefiel es ihm, die Andern auch nicht verehrenswerth zu finden, und doch stieß ihn der Gedanke zurück, daß er sich bisher mit Wohlgefallen in einem Kreise bewegt haben sollte, der dieses Wohlgefallen, der die Achtung nicht verdiente, mit welcher Renatus den einzelnen Personen desselben sich angeschlossen hatte.

Er hätte mehr erfahren, mehr wissen mögen, und scheute sich doch davor. Er ärgerte sich darüber, daß er sich der innerlichen Betrachtungen nicht entschlagen konnte, er fand es lächerlich, daß er sich Sorgen und Vorwürfe über sein Verhalten gegen Hildegard machte, daß es ihm weh that, von Seba, von Davide geringschätzig zu denken. Er wünschte sich den leichten Sinn, ja, den Leichtsinn seines Onkels. Was nutzten ihm seine strengen Grundsätze in einer Welt und in einer Gesellschaft, welche nicht auf solche Grundsätze erbaut war? Er hatte sich, wie er meinte, in der That über die klösterliche Erziehung, die man ihm gegeben, zu beschweren, er paßte durch sie nicht einmal mit seinen Kameraden zusammen, gegen deren fröhliche, auf den Genuß gestellte Sorglosigkeit er sich bisher so verständig erschienen war. Was sollten ihm eine Tugend, eine Sittlichkeit, die ihn nur schwerfällig, die ihn pedantisch erscheinen ließen und die es ihm doch nicht ersparten, mit sich selbst in Zwiespalt zu gerathen und Andern wehe zu thun? Er hätte nicht anders sein mögen, als seine Kameraden, er hätte ein glücklicher Verführer, wie sein Onkel sein, und sich in der Wärme seiner Erinnerungen sonnen mögen! Aber man wird nicht mit Einem Male lasterhaft, wie man nicht mit Einem Male tugendhaft wird. Jedes Ding will gelernt und geübt sein, und mitten in dem Verlangen, einen Liebeshandel mit Davide anzuknüpfen und den Amerikaner aus dem Felde zu schlagen, überkam Renatus der Gedanke, was die arme Hildegard dazu sagen, davon denken würde? Er seufzte um Hildegard und trachtete zugleich nach der Eroberung der

schönen Jüdin und nach Triumphen auf dem Felde der Liebe. Daneben ärgerte er sich wieder über dieses haltlose Schwanken, über dieses Wollen und Nichtwollen, und unwillkürlich diesem Aerger Worte leihend, rief er halb für sich aus: Herkules am Scheidewege ist doch eine alberne Figur!

Der Graf wendete sich nach ihm um, und als habe er ihn nicht verstanden, fragte er, was er wünsche.

O, rief Renatus, unsere ganze Unterhaltung ging mir durch den Kopf, und ich mußte mir sagen, daß die symbolische Figur des Herkules am Scheidewege albern sei!

Sehr albern, wiederholte der Graf, während er sich von seinem Platze erhob — und um so alberner, als die Dinge, welche man Tugend und Laster nennt, gar nicht so bestimmt zu trennen und weit näher mit einander verbunden sind, als man uns in der Jugend glauben machen möchte. Was ist Tugend? Wo hört sie auf? Wo fängt das Laster an? — Hirngespinnste und Ammenmärchen, zum Besten einiger Wenigen erfunden! — Er nahm eine Prise, ging auf dem weichen Teppiche des Zimmers auf und nieder und trat dann an das Fenster, durch dessen Scheiben er in die Straße hinaussah.

Er hatte noch nicht lange so gestanden, als sich sein Neffe zu ihm gesellte. Der Graf hatte das erwartet, that aber, als beachte er es nicht. So ging eine Weile hin. Endlich klopfte er dem Jüngling auf die Schulter und sagte mit einladender Zutraulichkeit: Nun, heraus damit! Was hat's gegeben? Denn geschehen ist etwas, wobei Deine Weisheit und Tugend sich nicht zu helfen wissen!

Renatus fuhr aus seinem Brüten auf, und innerlich von dem Einen Gedanken hingenommen, der ihn seit gestern nicht verlassen hatte, rief er, durch die plötzliche Anrede aufgeschreckt und überrascht: Beantworten Sie mir Eine Frage, Onkel! ist dieser Tremann meines Vaters Sohn?

So gewiß, als Du selbst es bist! entgegnete der Graf gelassen, der freilich irgend eine andere Anforderung erwartet hatte.

Der junge Freiherr biß sich in die Lippe, seine Nasenflügel blähten sich im Stolz. Aber woher diese außerordentliche Freundschaft mit den Flies? Woher das große Aufheben, das sie mit diesem — Menschen machen?

Spekulation! lachte der Graf.

Aber worauf, worauf?

Worauf? Auf die Gunst des Zufalls, auf den diese Leute, denen es von ihren trödelhaften Anfängen inne wohnt, sich auf glückliche Zufälle zu verlassen, nie zu rechnen verlernen! Der Graf hatte seinen Platz am Fenster verlassen und sich behaglich an dem Feuer niedergesetzt. Er war müßig und gut aufgelegt, es unterhielt ihn, die Aufregung seines Neffen nach Belieben zu erhöhen und zu dämpfen.

Es ist übrigens ein eigenes Ding um dasjenige, was wir Zufall nennen, hob er nach einer anscheinenden Ueberlegung an. Man sollte ihm bisweilen eine Folgerichtigkeit, einen inneren Zusammenhang zutrauen, an gewisse Vorherbestimmungen glauben, wenn man überhaupt zum Glauben und damit zum Aberglauben Neigung hat. Ich zum Beispiel stehe anscheinend in einem geheimnißvollen Zusammenhange mit diesem Monsieur Tremann — oder Mannert, wie er eigentlich heißt. Er wird mir immer wieder in den Weg geführt, und es wird wohl schließlich meines Amtes sein, ihn — aus dem Wege zu schaffen, auf dem er nun auch Dich behindern zu wollen scheint.

Renatus war sehr ernst geworden. Er nahm neben dem Grafen Platz und sagte: Wenn man an eine Vorherbestimmung glaubt, wie ich es nach den Lehren unserer Kirche und aus fester Ueberzeugung thue, so kann und darf man nichts in der Welt als ein bloßes Spiel des Zufalls ansehen! Es berührt mich daher sehr eigenthümlich, daß mir eben heute die Nothwendigkeit

aufgedrängt wird, mich mit diesem Sohne meines Vaters zu beschäftigen und auf die Vergangenheit meiner Eltern zurückzublicken, die — ich weiß das wohl — leider keine glückliche gewesen ist! Aber in welcher Verbindung stehen Sie mit jenen Ereignissen, deren man gegen mich nie mit Offenheit erwähnte, die ich nur aus einzelnen Aeußerungen kennen und aneinanderreihen lernte? Sie würden mir einen Dienst leisten, Onkel, wenn Sie mir alles mittheilen wollten, was Sie von jenen Verhältnissen wissen, die für mich ja von so entschiedener Bedeutung sind!

Die ganze Arten'sche Pedanterie, die ganze Empfindsamkeit der guten Angelika! rief der Graf. Nur schade, daß es nicht mit wenig Worten zu sagen ist, wie ich mit jenen Vorgängen zusammenhänge! Gefühlvolle Seelen können etwas Verhängnißvolles, etwas Romantisches in der sehr prosaischen Geschichte finden, die nur durch die Ueberspannung Deiner Eltern zu einer Art von Wichtigkeit erhoben wurde! Du wirst davon gehört haben, daß Dein Vater einer Jägerstochter, die ihm diesen Monsieur Mannert geboren hat, aus philanthropischer Laune eine Art von Erziehung hatte geben lassen! Sie dankte ihm dieselbe, indem sie sich an dem Morgen, an welchem er zu seiner Hochzeit fuhr, ertränkte!

Ich weiß das! bemerkte Renatus mit einem Seufzer.

Es war allerdings ein lästiges Zusammentreffen; aber Dein Vater nahm die Sache unbegreiflich schwer, noch schwerer nahm sie Deine Mutter. Es ist am Ende Jeder nur für die berechenbaren Folgen seiner Handlungen, nicht für das Unberechenbare verantwortlich, was sie in Unvernünftigen erzeugen. Dein Vater empfand Gewissensbisse, machte sich Vorwürfe, Deine Mutter fand es nöthig, sie mit ihm zu tragen und zu theilen, Euer vortrefflicher Caplan wußte solche Stimmungen zu benutzen. Man gelobte den Bau einer katholischen Kirche, weil eine Jä-

gerstochter die Geliebte ihres Herrn gewesen war; und weil eine lutherische Magd sich das Leben genommen hatte, machte Deine Mutter, machte eine Gräfin Berka sich zur Katholikin. — Ich war damals sehr jung und Zeuge davon, wie man die Ertrunkene suchte, und ich verstand die Logik der darauf folgenden Ereignisse nicht; aber ich bekenne Dir, daß ich sie auch heute noch nicht verstehe. Begreife Du sie, wenn Du kannst!

Deine Mutter wollte den Bastard nicht in ihrer Nähe wissen; man vertraute ihn also meiner jetzigen Haushälterin, der Kriegsräthin, zur Erziehung an, die im Flies'schen Hause wohnte, und ein neuer Zufall brachte mich in demselben Hause in's Quartier. Ich war es, der auch mit einer ganz zufälligen Aeußerung in dem Knaben die Erinnerung an seine Mutter, an seinen Vater weckte, und wie des Burschen Aehnlichkeit mit Deinem Vater mir seine Abkunft augenblicklich verrathen hatte, so machte die übertriebene Zärtlichkeit, die man für den fremden Knaben im Flies'schen Hause an den Tag legte, mir bald klar, daß man gesonnen war, sich das Geheimniß, welches man Deinem Vater bewahrte, gelegentlich bezahlen zu lassen. Seba vor Allen schien eine ganz besondere Liebe für den Knaben zu haben, der beständig um sie war, und das machte ihn mir nicht lieber, denn Seba war damals jung und schön, ehrgeizig und phantastisch, abenteuerlich und zärtlich — und leichtgläubig, wie die Weiber alle.

Er hielt inne, lächelte und sagte dann, die Augen fest auf seinen jungen Gast gerichtet: Du hast vorhin mit einer Erkenntniß, die ich Dir gar nicht zugetraut habe, die Fabel vom Herkules am Scheidewege eine Albernheit genannt. Die meisten dieser Mythen sind Albernheiten: auch die Fabel vom Tantalus ist eine solche. Keine reife Frucht entzieht sich der durstenden Lippe, aber tausend reife Früchte welken, weil sich Niemand findet, der sie bricht. Es ist lächerlich, von verführten Weibern

zu sprechen! Sie unterliegen immer nur der eigenen Begehrlichkeit, der eigenen Phantasie! Wie reife Früchte warten sie am Baume sehnsüchtig auf den Durst des vorübergehenden Wanderers, um bei der leisesten Berührung ihm in die Hand zu fallen. Nun, ich ging vorüber mit dem Durste der heißen Jugend, und — die schöne Seba fiel mir ohne all mein Zuthun in die Hand!

Onkel! rief Renatus mit nicht zu verbergendem Widerwillen, weil seine Reinheit und Rechtschaffenheit vor solcher geflissentlich zur Schau getragenen Sittenlosigkeit zurückschreckten. Aber der Graf gehörte zu jenen Wüstlingen, die es belustigend finden, Andere erröthen zu machen, wenn sie selber zu erröthen verlernten, und als habe er den abwehrenden Ruf des jungen Mannes nicht vernommen, fuhr er gleichmüthig zu erzählen fort.

Wir rückten an demselben Tage, an welchem Seba sich mir ergeben hatte, in das Feld. Ich erhielt einige Briefe, klagend, bittend, drohend und beschwörend, wie eine Jede sie schreibt. Ich beantwortete sie nicht. Jahre vergingen, ich glaubte die Schöne längst getröstet, wähnte das Abenteuer längst begraben und vergessen, aber ich hatte die eigensinnige Beharrlichkeit der Juden nicht in Anschlag gebracht, die, wie gesagt, jeden Zufall zu benutzen weiß und der kein Umweg zu weit ist, wenn er nur früher oder später zum Ziele zu führen verspricht. Mich zu rühren hatte Seba nicht vermocht, mich zu bestimmen hatten sie und die Ihrigen keine Möglichkeit, aber mich überlisten und durch Ueberraschung gewinnen zu können, hatten sie nicht aufgegeben. Sie wußten von unseren und von den Verhältnissen Deiner Eltern durch den Architekten, der Euch die Kirche baute, durch Euren Amtmann, dem Flies die Mittel an die Hand gab, sich die Verlegenheiten Deines Vaters zu Nutze zu machen, was sie zu wissen wünschten, und mehr als das. Arglistig stellte man Deiner armen, kranken Mutter den ihr

verhaßten Bastard gegenüber, und als die Aermste zusammenbrach, da war der Menschenliebe und der Dienstfertigkeit, der Rücksicht und der Hingebung für sie kein Ende. Unter dem Scheine der höchsten Uneigennützigkeit erschlich sich Seba die Freundschaft und das Zutrauen Deiner Mutter. Als ihre einzige, als ihre beste Freundin führte Angelika, als ich eben zu einem Wiedersehen mit den Meinigen angekommen war, die edle Seba bei meiner Mutter ein, und diesen Augenblick benutzte die schöne, erhabene Seele, ihre Geständnisse zu machen und von mir die Herstellung ihrer Ehre zu verlangen, die sie mir sehr freiwillig geopfert hatte.

Renatus konnte diesen Ton nicht ertragen. Es schnürte ihm die Brust zu, es klopfte ihm in allen Adern, er erhob sich wie im Schrecken. Er hätte das Fenster öffnen mögen, obschon der Wind, der sich inzwischen erhoben hatte, die Scheiben klirren machte. Auch der Graf hatte sich erhoben, aber er ging gemächlich auf und nieder und pfiff leise das damals sehr beliebte Lied vom schönen Dunois durch die Zähne.

Jeder Mann, sagte er nach einer Weile, spielt zwischen drei Frauenzimmern in einer solchen Lage eine abgeschmackte Rolle. Die arme, sterbende Angelika schwamm in Thränen und hätte mir am liebsten die schöne Seba sofort angetraut; meine Mutter wollte Seba überreden, mir zu verzeihen, was sie mir gar nicht zu verzeihen hatte — und ich that das Einzige, was mir bei einer derartigen Scene und Ueberrumpelung zu thun übrig blieb: ich ließ sie alle gewähren! — Ich gönnte Deiner Mutter die Zeit, sich auszuweinen und das Vertrauen und die Freundschaft zu bedauern, welche sie Seba gewährt hatte. Ich ließ meiner Mutter die Zeit, zu begreifen, daß sie überlistet worden sei, und Seba Zeit und Freiheit, sich zu entfernen, was sie denn auch schließlich that. — Aber, rief er mit fester Stimme und mit einer Erbitterung, welche gegen die spöttische

Leichtigkeit sehr abstach, in der er bis dahin gesprochen hatte — aber ich habe es ihr nicht vergessen, daß sie mich gezwungen hat, vor meiner Mutter und meiner Schwester als ein Angeklagter da zu stehen! Ich habe es ihr nicht vergessen und vergeben, daß sie meine Mutter, die Gräfin Berka, dahin brachte, sich mit einer Bitte vor ihr zu erniedrigen — und sie hat es mir, sie hat es uns allen eben so wenig vergessen und vergeben, daß sie ihre Geständnisse unnöthig und vergebens vor uns abgelegt hat! Durch Dich und Deine Unschuld hofft sie zu erreichen, hofft sie, uns zu vergelten, was sie sich, was sie uns schuldig zu sein meint! Daher die große Freundschaft, welche man Dir im Flies'schen Hause beweist, daher die Annäherung an die Rhodens, mit der sie sich das Ansehen einer gesellschaftlichen Stellung zu geben suchen, die Dich sicher machen soll, daher die lächerliche Deutschthümelei, mit der sie ihr Judenthum maskiren! Darum mußte der Bastard Deines Vaters, der so gescheit gewesen war, sich aus dem Staube zu machen, zurückberufen und Dir als ein Bewerber um Davide in den Weg gestellt werden! Auf Deine Unerfahrenheit, auf Deines Vaters Lage ist dabei gebaut! Ich durchschaue den ganzen Plan, so weit und vorsichtig er auch angelegt ist; und wie wenig die Meinigen und Dein Vater dies von mir zu fordern haben, ich werde für sie, für Dich, für uns alle handeln! Die nöthigen Schritte dazu sind bereits gethan! Man weiß es, daß dieser Tremann unter falschem Namen hier ist, daß er nach allen Seiten Verbindungen hat, die ihn verdächtigen, sein Eintritt in die Geschäfte des alten Wucherers, des Flies, verdächtigt diesen ebenfalls! Man ist aufmerksam auf alles, was in dem Hause vorgeht. Und da sie sich so geflissentlich in den Vordergrund drängen, da dieser Tremann sich uns so unberufen in den Weg stellt, fühle ich mich, wie ich Dir vorhin sagte, auch berufen, sie mit ihrem neuen Günstlinge sammt und sonders aus dem

Wege zu schaffen und unschädlich zu machen! Dann ist Davide frei, und ....

Der Graf hielt plötzlich inne, denn der Diener öffnete einladend die Thüre des Nebenzimmers, in welchem die Mahlzeit den Grafen und seinen Gast erwartete. Als hätten sie bis dahin die heiterste Unterhaltung gepflogen, so leicht und freundlich bot der Oheim seinem Neffen den Arm; aber Renatus konnte sich nicht überwinden, sich auf ihn zu lehnen, er that als bemerke er es nicht.

Zorn, Scham, Empörung und Niedergeschlagenheit wechselten ihre Herrschaft in dem jungen Manne ab und ließen ihn zu keinem festen Gedanken, zu keinen klaren Vorstellungen kommen. Er kannte mit einem Male die Welt nicht wieder, in der er lebte. Sie starrte ihm unheimlich entgegen wie eine liebe, heimisch vertraute Landschaft, welche man plötzlich durch grell gefärbte, entstellende Gläser betrachtet. Er wußte, daß die Mittheilungen, die ihm durch diesen Erzähler aufgedrungen wurden, keine zuverlässigen und keine reinen sein konnten, aber er vermochte nicht zu unterscheiden, was Wirklichkeit, was Täuschung, was unabsichtliche, was gefliffentliche Entstellung sei, und nur die Ansicht setzte sich unabweislich in seiner Seele fest, daß sein Vater nicht wohlgethan habe, ihn mit der Flies'schen Familie in Berührung zu bringen und ihn dadurch mit Personen zusammen zu führen, deren Stand und Gewerbe sie zu vielerlei Nachgiebigkeiten und Läßlichkeiten nöthigten und deren Sitten-, Rechts- und Ehrbegriffe also weit von denen eines Edelmannes abliegen mußten. Es kränkte ihn, daß diese Leute von seinen Familienverhältnissen in vieler Beziehung besser unterrichtet waren, als er selbst; er schämte sich bei dem Gedanken, daß er sich zu Seba so hingezogen gefühlt, daß er sie, die Entehrte, die sich seiner Familie aufdringen wollen, seine Freundin genannt habe, daß sie die Freundin seiner Mutter gewesen sei.

Sein Name, seiner Eltern Ehe, sein Vaterhaus, Alles schien ihm wie von einem Gifte angehaucht zu sein, und während gestern die bürgerliche Freiheit seines Bastardbruders ihm ein unbestimmtes Verlangen nach Ungebundenheit eingeflößt hatte, während er noch am Vormittage ein Verlangen nach ungewöhnlichen und abenteuerlichen Erlebnissen in sich gehegt, sehnte er sich nun plötzlich in den Kreis jener reinen Empfindungen zurück, in welchen er bis dahin so friedlich und so unbeirrt geathmet und gelebt hatte.

Die Tagesereignisse, die Stadtneuigkeiten, die Erzählungen aus der Gesellschaft der französischen Hauptstadt, mit denen der Graf sich und ihn bei Tische unterhielt, fesselten die Theilnahme seines Neffen nicht. Die gewählten Speisen, die feurigen und feinen Weine reizten des Jünglings Gaumen nicht. Er war schweigsam und ernsthaft in sich versunken, denn das Bild, das er am Morgen als eine Albernheit verspottet hatte, das Bild des Herkules am Scheidewege, drängte sich ihm abermals und jetzt in einem anderen Lichte auf. Auch er stand auf der Grenze zwischen zwei Welten, an einem Scheidewege, auch er hatte eine Wahl zu treffen zwischen den Verlockungen des Lebens und den Ueberzeugungen und Ehrbegriffen, in denen er erzogen und erwachsen war und die für alle Zeit die Handlungen eines wahren Edelmannes leiten mußten. Und noch ehe man sich von dem verschwenderischen Mahle erhob, war seine Wahl getroffen.

Statt ihn zu verführen, hatte die Charakterlosigkeit des Grafen ihn zur Besinnung und zu sich selbst gebracht. Renatus bereute, was er seit gestern gedacht, gethan; er war entschlossen, sich für immer von einem Kreise loszusagen, in welchem so niedrige Elemente sich verbergen konnten, und er hätte viel darum gegeben, hätte er auf den Lebensweg seines Vaters mit derselben Zufriedenheit zurückblicken können, wie auf denjenigen, den er bis gestern selbst zurückgelegt hatte. Es war nie ein unedler

Gedanke in sein Herz gekommen und — er wollte seine Seele rein erhalten. Er war stolz auf seine Sittenreinheit wie auf seinen alten Adel; er wollte durch seinen Edelmuth die Schwäche seines Vaters sühnen und vergessen machen, er wollte in sich das vollkommene Vorbild eines Edelmannes darstellen; und weil die Jugend ihr augenblickliches Wollen sich gern als eine That anrechnet, sah er bald mit einem mitleidigen Selbstgefühle, ja, endlich mit stolzer Verachtung auf seinen Oheim, auf den Mann herab, dessen Menschen- und Weltkenntniß ihm vor wenig Stunden noch beneidens- und bewundernswerth erschienen waren.

Renatus' Haltung hob sich an seinen guten Vorsätzen, er gewann seine Fassung wieder. Er nannte es in seinem Innern gut und nützlich, die Nachtseiten des Lebens in solcher Weise kennen gelernt und einen Blick in die verborgen gehaltenen Geheimnisse seiner Familie und seines Hauses gethan zu haben, den er sich zu Nutze zu machen beschloß. Daß er Seba nicht wiedersehen, das Flies'sche Haus nicht wieder betreten, die Gräfin Rhoden bestimmen müsse, mit Seba zu brechen, um Hildegard vor jeder Berührung mit derselben ein für alle Mal zu sichern, das verstand sich ganz von selbst. Er fühlte sich plötzlich berufen, die Zügel in die Hand zu nehmen und für Alle, die ihm nahe standen, einzutreten. War er doch der Freiherr von Arten, auf dessen Schultern die Verantwortung für die Ehre dieses Namens schon jetzt und in der Zukunft ruhte! Und er war jung genug, an die Dauer des Augenblickes zu glauben und mit der Kraft einer augenblicklichen Erhebung und Begeisterung, Vergangenheit und Zukunft umfassen und umgestalten zu wollen.

Er sann darüber nach, wie er, noch ehe er sich heute von seinem Onkel trennen würde, diesem die Entschlüsse kund geben könne, die er gefaßt, wie er ihm, ohne ihn zu beleidigen, deutlich machen könne, daß sie beide auf einem völlig verschiedenen Standpunkte ständen, daß sein Versuch, sich den Anschauungen seines

Onkels zu nähern, ein vergeblicher gewesen sei, und daß es also für sie in Zukunft gerathen sein dürfte, einander zu vermeiden. Aber der Widerspruch zwischen den Erzählungen des Grafen und den Gedanken und Empfindungen, welche sie in Renatus erzeugten, fing diesen allmählich poetisch zu dünken an. Es reizte ihn, sich in solcher Weise geistig von seiner zufälligen Umgebung befreien, seine Seele bis zu religiösen Empfindungen erheben zu können, während er die nöthigen Entgegnungen auf die ganz weltlichen Reden und Fragen seines Onkels nicht schuldig blieb; und er war mitten in diesem poetischen Selbstgenusse, als die Meldung von der Ankunft des Herrn von Castigni ihn störte, der als ein vertrauter Freund des Hauses dem Diener auf dem Fuße folgte.

Wichtige Nachrichten, ich bringe wichtige Nachrichten! rief er dem Grafen zu, während dieser den Franzosen nöthigte, an der kleinen Tafel Platz zu nehmen, und der Diener ihm ein Glas hinsetzte. — Rüsten Sie Sich zum Aufbruche, mein Herr Baron! Non più andrai far fallone amoroso! wie viel Thränen es auch kosten mag, fügte er scherzend hinzu. Der Marschbefehl für die preußischen Truppen ist ertheilt, und Mademoiselle Davide wird sich mit uns armen Civilisten genügen lassen müssen, bis die jungen Helden wiederkehren, um der Schönen ihre Lorbeeren auf's Neue zu Füßen zu legen.

Er durfte nach dieser Aeußerung eine eben so leichte Entgegnung erwarten und sah Renatus deshalb verwundert an, als derselbe mit einer gewissen Empfindlichkeit die Bemerkung machte, daß Mademoiselle Davide ihn weder Thränen kosten, noch Thränen um ihn weinen könne, da sie gar kein Interesse an einander nähmen. Dann erhob der Jüngling sich von der Tafel, wozu die Nachricht von der Marschordre ihm die erwünschte Veranlassung lieferte.

Der Graf, welcher es sich leicht gedacht hatte, Renatus für sich zu gewinnen und ihn zu einem Werkzeuge seiner Rache zu

machen, ahnte, daß er sich darin betrogen habe, und war der Zerstreutheit seines Neffen ohnehin müde geworden. Er versuchte also nicht ihn zurückzuhalten. Das Gespräch bewegte sich noch eine kurze Zeit um die Tagesnachricht; Renatus sprach die Hoffnung aus, auf dem Marsche auch zu seinem Vater nach Richten kommen zu können, und der Graf gab ihm dann mit scherzenden guten Lehren das Geleit.

Als sie die Thüre des Nebenzimmers erreichten, so daß Castigni ihre Worte nicht mehr vernehmen konnte, sagte Renatus ernst und feierlich, indem er stehen blieb: Ich habe noch etwas auf dem Herzen, ehe ich scheide. Sie haben vorhin feindliche Gesinnungen gegen den Kaufmann Tremann ausgesprochen. Ich bitte Sie, Onkel, geben Sie dieser Abneigung, die ich übrigens mit Ihnen theile, keine Folge. Es dünkt mich unserer nicht würdig, uns mit diesem Manne zu beschäftigen. Es ist nicht seine Schuld, daß er existirt, und Ehre ist für Unsereinen von seines Gleichen nicht zu holen. Ich für meinen Theil bin fertig mit ihm und seinem ganzen Anhange, da der Feldzug es mir möglich macht, mich ohne Aufsehen von Bekanntschaften zurückzuziehen, in die ich niemals gerathen sein würde, hätte man sich früher die Mühe genommen, mich zur rechten Zeit über jene Personen aufzuklären. Ich danke Ihnen, daß Sie dieses heute gethan haben. Meiner Verschwiegenheit sind Sie gewiß, und somit, Onkel, leben Sie wohl!

Der Graf nahm die ernste Anrede leichthin auf, und Renatus eilte von dannen, zufrieden, daß er mit dieser Fürsprache für Tremann die ersten Schritte auf dem Wege gethan hatte, von dem fortan nicht wieder zu weichen, er sich heute ein für alle Mal gelobt hatte.

Vierzehntes Capitel.

Als Renatus seine Wohnung betrat, fand er seinen Burschen bereits damit beschäftigt, die für den Feldzug bestimmten Effecten auszusondern und zu packen. Renatus freute sich dessen, denn er sehnte sich, fortzukommen. Wie man die erhitzten, müden Glieder in eine frische, kühle Flut zu tauchen begehrt, so wünschte er die Erfahrungen der letzten vierundzwanzig Stunden in frischen, ermuthigenden Erlebnissen zu vergessen, und mit wahrer Sehnsucht richteten seine Gedanken sich in die Zukunft, in eine Zukunft, die er selber sich rein und schön und frei zu gestalten hoffte.

Nicht in der Todesstunde seiner Mutter, da sie ihn mit frommem Wunsche gesegnet, nicht an dem Tage, an welchem der Freiherr von ihm bei dem Abschiede aus dem Vaterhause das Gelöbniß gefordert hatte, daß er sich seines Namens und Hauses würdig machen wolle, hatte Renatus sich so ernst und in sich gefestet empfunden, als heute; aber es war die Weihe jener Momente, welche in ihm nachwirkte und ihn sich selbst versprechen ließ, was er denjenigen gelobt hatte, die er freilich jetzt nicht mehr als seine Vorbilder zu betrachten vermochte. Er beklagte seine Mutter, er bedauerte die Charakterschwäche seines Vaters, er pries sich glücklich, den Caplan zum Lehrer und Führer gehabt zu haben, er segnete die einsame, sittenstrenge Erziehung, die ihm zu Theil geworden und die er noch wenig Stunden vorher als ein Unglück anzusehen geneigt gewesen war, und es fiel ihm gar nicht ein, wie schnell eben im Laufe des letzten Tages seine

Empfindungen und Gedanken sich gewandelt und mit einander gewechselt hatten. Er hielt eben noch immer jede seiner Stimmungen für die Folge einer neu gewonnenen Erkenntniß und jede solche Erkenntniß für die einzig richtige und abschließende; das ist eine Eigenschaft der Jugend, welche beschränkten Geistern aber lebenslang eigen bleibt und es ihnen möglich macht, alle ihre Irrthümer im besten Glauben an die Unumstößlichkeit ihres Rechtes zu begehen.

Der Freiherr hatte, im Geiste der Zeit, welcher er angehörte, sich selbst genügen, und von dem Momente ab, in welchem er die Rechte seines Standes angefochten sah, sich in diesen Rechten, in seinem Ansehen und in seiner äußern Würdigkeit behaupten wollen. Das erkannte und begriff der Sohn, aber seine Erziehung hatte ihm, wie er meinte, ein höheres, ein idealeres Ziel vor Augen gehalten, und nie hatte ihm dies heller entgegen geleuchtet, als eben jetzt. Nicht allein um die äußere Würdigkeit war es ihm zu thun; er wollte in seiner Person, in seiner Handlungsweise es bestätigen, daß der Edelmann in sich den Begriff der Ehre reiner bewahre und darstelle, als die anderen Stände, daß er eine edlere Kaste sei, welche eben deßhalb sich einer strengen Ausschließlichkeit befleißigen müsse. Das hatte, wie Renatus meinte, sein Vater außer Acht gelassen, das hatte auch seine Mutter nicht genug beherzigt, und eben deßhalb hatte auch er jetzt auf dem Punkte gestanden, in unpassenden Verbindungen zu unangemessenen Handlungen verleitet zu werden. Ein Schreckbild war ihm in der Gestalt des Grafen zur rechten Stunde entgegen getreten. Er dankte seinem Schutzgeiste dafür, daß es einzulenken noch Zeit für ihn, noch nicht zu spät war, daß er sich noch vorwurfslos aus Umgebungen befreien konnte, in denen sein Name nicht an seinem Platze gewesen wäre, in denen seine Seele hätte Schaden leiden können und, er wies den Ausdruck Anfangs von sich, aber er drängte sich ihm ihm immer

wieder auf, in denen er in Gefahr gewesen war, sich zu erniedrigen.

Wie er sich auf den stolzen Schwingen seiner guten Vorsätze über seine Eltern erhob, so sah er von seiner neu erklommenen Höhe auf alle seine bisherigen Verhältnisse herab, und wie fern er sich auch von der bürgerlichen Gesellschaft fortan zu halten entschlossen war, wollte er doch nicht, daß irgend Jemand sich über ihn zu beklagen oder ihn der Versäumniß einer gesellschaftlichen Form zu zeihen haben sollte. An ihm, an einem Freiherrn von Arten, sollte, so weit er es verhindern konnte, kein gerechter Vorwurf haften.

Er hatte bis zum nächsten Mittage noch vollauf Muße, alles, was ihm oblag, zu ordnen und abzuthun. Er sendete seinen Burschen fort, einige Rechnungen zu bezahlen, verschiedene kleine Besorgungen zu machen; dann suchte er die Bücher zusammen, welche er im Laufe der Zeit von Seba entliehen hatte, packte sie sorgfältig ein und setzte sich nieder, ihr zu schreiben; indeß er konnte die Form dafür nicht finden. Er wünschte sich einfach zu verabschieden, aber es kam ein vornehmer, feierlicher Ton in seine Worte, der ihm selbst fremd und dann auch kränkend für Seba erschien, bis er nach mehreren vergeblichen Versuchen, ein förmliches und doch freundliches Billet zu Stande zu bringen, sich sagte, daß er ein Unrecht begehe, wenn er sich zu einer Vertraulichkeit zwinge, die er nicht mehr fühle, und daß es demjenigen, der sich zu einem Charakter zu erziehen wünsche, weil er die Kraft eines solchen in sich trage, wohl anstehe, auch in Kleinigkeiten den Muth seiner Meinung zu haben. Er las sein Schreiben mehrmals durch, es gefiel ihm allmählich immer besser, und als er das freiherrlich von Arten'sche Siegel mit seinem „Fortis in adversis“ darauf drückte, hatte er eine Genugthuung, als ob er eine gute That vollbracht oder eine schwierige Arbeit beendet hätte.

Er ließ die Koffer zuschnallen, die Kisten vernageln, in denen alles, was nicht zu seiner Feldausrüstung gehörte, in Berlin zurückbleiben sollte. Die Gräfin Rhoden hatte sich erboten, ihm diese Sachen aufzuheben. Es that ihm leid, daß er sie, deren Wohnung sehr eng war, damit beschweren mußte, und er dachte an die großen, weiten Räume, an die Fluren, Zimmer, Galerien und Remisen im Flies'schen Hause, um dabei die Betrachtung anzustellen, wie gut sein Vater es in seiner Jugend gehabt habe, als dieses Haus noch in Tante Esther's Händen gewesen war, und um es zu beklagen, daß ein so schicklicher Besitz für seine Familie verloren gegangen sei. Er hatte das nie vergessen können, wenn er bei Seba gewesen war, und schon deßhalb war es ihm lieb, mit den Eigenthümern jenes Hauses künftighin nicht mehr in Verkehr zu bleiben.

Es dunkelte schon, als die bestellten Träger sich mit seinen Sachen auf den Weg machten, und es war ziemlich spät, als der heimkehrende Diener ihm ein Briefchen der Gräfin einhändigte, in welchem diese die Erwartung aussprach, daß sie ihn heute noch sehen werde, da sein letzter Abend in Berlin, falls er nicht mit jüngeren Genossen eine Verabredung getroffen habe, nothwendig seinen ältesten Freunden zugehören müsse.

Er sah aus den wenigen Zeilen, daß Hildegard der Mutter ihren heutigen Streit mit ihm verschwiegen hatte, denn die Gräfin würde desselben sonst in einer oder der anderen Weise erwähnt oder unter den obwaltenden Umständen es vielleicht vermieden haben, den Jüngling, der ihr Haus im Mißmuthe verlassen hatte, zur Wiederkehr aufzufordern. Renatus fand sich dadurch aber in Verlegenheit gesetzt, und da er nun begonnen hatte, sein Thun und Handeln, wie er es nannte, einem strengen Urtheile zu unterwerfen, dünkte ihn sein ganzes Verhalten gegen seine mütterliche Freundin, gegen die Gräfin Rhoden, die ihm

zutrauensvoll den freiesten Verkehr mit ihren Töchtern gestattet hatte, noch weniger tadellos, als sein Betragen gegen Hildegard.

Beiden war er eine Erklärung schuldig, aber um sie zu machen, bedurfte er einer genauen Prüfung seines Herzens, und er war nicht ruhig genug, eine solche anzustellen. Die Fragen seines Dieners, die mancherlei Anordnungen, welche er zu treffen hatte, unterbrachen und zerstreuten ihn, wenn er sich zu sammeln strebte, nur daß er vor sehr ernsten Entscheidungen stehe, fühlte er deutlich und immerfort.

Es war kein Tanz, zu dem er morgen auszog! Seit die Geschichte die Thaten der Menschen aufgezeichnet hatte, war kein so gewaltiger Heereszug unternommen worden. Die ungeheuren Vorbereitungen, welche Napoleon getroffen hatte, ließen auf die Schwierigkeiten und auf den furchtbaren Widerstand schließen, den er selbst erwartete. Glänzende Erfolge waren für den Theilnehmer an diesem Kriege eben so möglich als das größte Unheil und Elend. Renatus konnte ruhmgekrönt, er konnte siech und verstümmelt wiederkehren: der Abschied, den er heute von dem Mädchen nahm, das er seit einiger Zeit als seine Geliebte und künftige Gattin im Herzen getragen hatte, konnte ein ewiger sein. Aber eben das machte ihn nur bedenklicher, Versprechungen zu leisten oder zu begehren, und dazwischen wunderte er sich, daß die Aussicht, von Hildegard zu scheiden, ihn nicht mehr erschüttere, daß er weit weniger an sie, als an die bevorstehenden wechselnden Ereignisse und Abenteuer seines Kriegerlebens denke, daß ihn die Hoffnung, Vittoria wahrscheinlich wiederzusehen, weit lebhafter beschäftigte, als die Nothwendigkeit, sich von Hildegard zu trennen.

Er nahm ein Etui heraus, in welchem sich eine Silhouette von ihm befand, die er, in Erwartung des Feldzuges, für die Gräfin Rhoden zum Andenken hatte machen lassen. Später, als er seine Wünsche auf Hildegard gerichtet, hatte er dieser das kleine

Bildniß bestimmt, und jetzt war er unsicher, ob er es überhaupt einer der Frauen anbieten dürfe und solle. Von jener Leidenschaft, welche die Dichter besingen, von jener überwältigenden Liebe, deren Feuer die Jugend so durchglüht und umleuchtet, daß ein ganzes Leben davon bis in seine fernsten Tage erwärmt und verschönt wird, fühlte er nichts in sich. Von dem unwiderstehlichen Zuge, von dem naturgewaltigen Müssen, die zwei Menschen zwingen, sich einander zu eigen zu geben, empfand er keine Spur. Er liebte Hildegard also nicht eigentlich, er hatte sich über seine Empfindung für sie getäuscht, hatte die Freundschaft, das Wohlgefallen, mit denen er an ihr hing, für ein wärmeres Gefühl gehalten, und wie peinlich diese Erkenntniß und die aus ihr folgenden Schritte für ihn in diesem Augenblicke auch sein mochten, durfte er es doch immer als ein Glück bezeichnen, daß er seines falschen Wahnes rechtzeitig inne geworden und vor dem Loose bewahrt worden war, sich im Herzensirrthume unwiderruflich an ein Mädchen zu binden, dem er keine wahre Liebe entgegenbrachte und mit dem er also eben so wenig glücklich werden, als er es mit seiner unvollständigen Liebe glücklich machen konnte. Er hatte Erinnerung genug an seine Kindheit, um eine unglückliche Ehe sehr zu fürchten, aber eben so schreckte er vor der Nothwendigkeit zurück, Hildegard seinen Selbstbetrug einzugestehen und von ihr wie von ihrer Mutter seine Vergebung zu fordern.

Alle seine Geschäfte waren abgethan, er stand allein in dem jetzt leer aussehenden Zimmer und blickte zerstreut auf die Straße hinaus. Von Minute zu Minute verschob er es, sich zu entschließen. Es war dunkel, der Wind hatte sich gelegt, Renatus fand keinen festen Anhaltspunkt für seine Vorstellungen.

Wie manchen Marsch in dunkler Nacht, wie manchen dunkeln Weg werde ich zu gehen haben, und wer weiß, auf welcher dunkeln Straße mir mein Todesloos geworfen wird! sagte er

mit einem Male zu sich selbst, und es ergriff ihn, daß ihm eben eine solche Idee gekommen war. Sollte das eine Ahnung sein?

Er wurde immer trauriger. Er konnte es sich nicht verhehlen, seiner Kindheit, seinem ganzen Dasein hatte der rechte, heitere Glanz gefehlt, und wie er in dem Lebensherbste seines Vaters geboren worden, war jetzt auch der Stern seines Hauses über die Mittagshöhe hinaus und nicht mehr im Steigen. Von früh auf hatte man ihn auf den Wahlspruch seines Wappens, auf das „Fortis in adversis“ verwiesen, das er noch vorhin mit so viel Selbstbefriedigung betrachtet. Er hatte die Worte auch oft im Munde geführt, aber er hatte dabei immer an große, plötzliche Unglücksfälle gedacht, denen gegenüber man sich mit entschlossener That schnell und muthig zu bewähren hätte. Die Widerwärtigkeiten, die inneren Hindernisse und Zweifel, mit denen zu kämpfen ihm beschieden war, hatte er damals noch nicht gekannt, und Ehre und Ruhm, wie sie ihm begeisternd vor der Seele schwebten — wo sollte er sie erringen? In dem Kriege, zu welchem das Volk, das Heer des großen Friedrich jetzt unter dem Adler seines Unterdrückers auszog, waren sie für einen preußischen Edelmann nicht zu suchen und zu finden.

Er hielt inne, als er in seinen Gedanken auf diesen Punkt gekommen war; denn das, eben das, hatte ja Tremann gestern ausgesprochen. Es war nicht anders, Tremann hatte Recht gehabt, und mit allen seinen Vorsätzen und Entschlüssen kam Renatus nicht über die Schranke hinaus, in welche er durch seine Verhältnisse gebannt war: die Gesetze der Standesehre zwangen ihn, wider seine Neigung, ja, gegen seine Ueberzeugung zu handeln.

Wohin er sich auch wendete, nirgends hatte er einen klaren, freien Ausblick, nirgends sah er einen leichten Weg für sich offen, und doch war er durch seine Geburt auf die Höhen des Lebens gestellt und über die große Menge hinausgehoben! — Er wußte

sich nicht zu helfen in seiner stolzen Verzagtheit, und weil ihm Alles nur schwerer und trüber erschien, je länger er darüber nachsann, faßte er sich endlich gewaltsam zusammen, um das Nöthigste abzuthun und sich wenigstens nach der einen Seite Luft und Freiheit zu verschaffen.

Renatus hatte von seinem Hause bis zu der Wohnung der Gräfin ziemlich weit zu gehen und also hinlängliche Muße, sich zu überlegen und zu wiederholen, wie er sein Verhalten zu erklären und zu rechtfertigen versuchen solle. Weil er die regelmäßigen Gewohnheiten seiner Freunde kannte, fiel es ihm leicht, sich die Lage, in welcher er sie antreffen werde, vorzustellen, sich den Gang auszumalen, den das Gespräch wohl nehmen würde, und sich danach die Form zurechtzulegen, in welcher er von der Unterhaltung über seine äußeren Angelegenheiten auf seine Empfindungen und innerlichen Erlebnisse überleiten könne, und er hatte eine gewisse Fassung und Haltung gewonnen, noch ehe er vor der Thüre der Gräfin anlangte.

Er sah zu ihren Fenstern hinauf, das Licht schimmerte durch die Vorhänge, die beiden großen Myrtenstöcke warfen ihren Schatten gegen dieselben. Die Gräfin hatte diese beiden Myrten bei der Geburt ihrer Töchter, nach der Sitte ihres Hauses, selbst gepflanzt; es waren unter ihrer sorglichen Hand zwei schöne Stöcke geworden, sie sollten einst die Kränze für ihre Töchter liefern. Renatus hatte vor Hildegard's Myrte manch lieblichen Traum geträumt; jetzt fiel ihm bei dem Anblicke das Non più andrai far fallone amoroso! ein, das Herr von Castigni ihm vor wenig Stunden zugerufen hatte. Die Zeit der Liebeständelei, die Zeit der Jugend waren für ihn vorüber!

Oben angelangt, dünkte es ihn, als müsse er lange warten, bis das Mädchen ihn angemeldet hatte und ihm die Thüre zum Eintritte öffnete. Es war in den Zimmern Alles wie sonst. Die Gräfin saß ruhig wie immer auf ihrem gewohnten Platze,

Cäcilie am unteren, Hildegard am oberen Ende des Tisches. Er hätte sich nicht gewundert, hätte er sich selber zwischen den beiden Schwestern an der freien Seite, der Gräfin gegenüber, sitzen sehen. Das sollte nun ein Ende haben.

Das Herz wurde ihm schwer und fing ihm stark zu klopfen an, als er den Frauen den guten Abend bot, denn ihre Traurigkeit war unverkennbar. Er sagte sich, daß er Muth für sie alle werde haben müssen und daß es nöthig sei, sich nicht erweichen zu lassen. Mit festem Schritte und noch festeren Vorsätzen ging er zu der Gräfin, ihr, wie immer, die Hand zu küssen, dann reichte er Cäcilien die Hand und wollte sich eben der älteren Schwester in gleicher Absicht nähern, als diese sich schnell erhob, ihm beide Hände entgegenreichte und mit warmer Empfindung die Worte hervorstieß: Vergib mir — ach, vergib mir!

Daß Hildegard ihn in Gegenwart der Mutter, ohne all sein Zuthun, um Vergebung bitten könne, darauf allein hatte er nicht gerechnet. Es erschreckte ihn also, wie es ihn rührte, und weil es ihn unvorbereitet traf, wußte er nicht gleich das rechte, mit seinen Absichten vereinbare Wort zu finden.

Liebe Hildegard, sagte er; aber sein zögernder Ton bestärkte sie in dem Glauben, daß er ihr noch zürne, und ihres Schmerzes bei dem Gedanken an die bevorstehende Trennung nicht länger Meister, hingerissen von ihrer Liebe, warf sie sich mit erhobenen Armen um seinen Hals und klagte: Ich sterbe, Renatus, wenn Du im Zorne von mir gehst!

Ihr Kopf ruhte an seiner Schulter, er fühlte das Schlagen ihres Herzens an dem seinigen, er hielt sie umfangen, er erwiederte ihre Küsse, er kniete mit ihr zu den Füßen ihrer Mutter, die sie unter Thränen segnete.

Er hatte das so oft geträumt, daß es ihm auch jetzt war, als träumte er es wieder; nur daß er im Schlafe sehr natürlich gefunden hatte, was ihm jetzt fast unglaublich däuchte, und daß

statt der unklaren Furcht vor dem Erwachen, die ihn sonst in seinem Glücke gestört hatte, jetzt wie ein kühler, unheimlicher Schatten das Bewußtsein über ihm lag, daß kein Erwachen das Geschehene ungeschehen machen werde. Seine Gefühle und Gedanken trieben in einem solchen Wirbel durcheinander, daß er keinen von ihnen festzuhalten wußte und allmählich von ihnen fortgerissen wurde. Hildegard's überwältigende, alle mädchenhafte Scheu besiegende Liebe schmeichelte seiner Eitelkeit, ihre Zärtlichkeit entflammte, aufgeregt, wie er es ohnehin war, seine Sinne. Er hielt sich berechtigt, seine Braut — denn das war Hildegard ihm jetzt — im Beisein ihrer Mutter fester und inniger zu umarmen, als je zuvor, und die Phantasie des Mädchens war der seinigen seit langer Zeit vorausgeeilt, denn Mädchen reifen immer schneller als der Jüngling. In dem Bestreben, ihrer Mutter zu erklären, daß sie nicht anders habe handeln können und daß sie ihrem Herzen habe folgen müssen, erzählte Hildegard mit frohem, liebevollem Rückerinnern, wie Alles sich in den letzten Monaten zwischen ihr und dem Geliebten begeben habe, und Renatus' eigenes Herz wurde davon erweicht und entflammt. Er fragte sich, wie er das alles habe vergessen können, er sagte sich daneben, daß ein Edelmann, der mit einer Dame seines Standes so weit gegangen sei, sich auch ohne eine bestimmte Erklärung an sie gebunden habe, und es fiel ihm nicht ein, daß er mit diesem bloßen Gedanken seine Verlobung als eine nicht frei gewollte That anerkannte, daß er es stillschweigend beklagte, seine Freiheit verloren zu haben. Er hatte auch zu solchen Ueberlegungen die äußere Ruhe nicht.

Die Gräfin sprach es ihm mit ihrer sanften Würde offen aus, daß seine Liebe für Hildegard ihr kein Geheimniß gewesen sei und ihr den liebsten Wunsch ihres Herzens erfülle, daß sie aber fürchte, der Freiherr werde anderer Ansicht sein und eine mittellose Schwiegertochter nicht willkommen heißen. Sie klagte

sich an, in ihrer Rührung voreilig ein Bündniß gesegnet zu haben, für welches Renatus die Zustimmung seines Vaters noch fehle; sie hielt ihm seine Jugend, die Gefahren des bevorstehenden Krieges vor, sie ersparte ihm keines der Bedenken, die er sich selbst entgegengehalten hatte — und ohne daß sie es wollte oder auch an eine solche Möglichkeit dachte, half sie ihm damit, sich in seiner neuen Lage festzusetzen.

Die Nothwendigkeit, die Gräfin zu überreden, zwang ihn, nach Gründen zu suchen, welche sie widerlegen konnten und welche also auch seine früher gehegten Besorgnisse widerlegten. Der Hinweis auf seine Jugend, auf seine Abhängigkeit von seinem Vater regte sein männliches Selbstgefühl auf, und da er wenig gewohnt war, auf Widerstand zu stoßen, trieb ein solcher ihn nur an, es darzuthun, wie er ihn zu besiegen wisse. Die berechnetste Absichtlichkeit hätte für Hildegard's Wünsche und gegen die früher gefaßten Vorsätze des jungen Freiherrn nicht wirksamer eintreten können, als die edle Gewissenhaftigkeit der Gräfin.

Kein Mann mag vor den Augen eines Weibes, das ihm nur irgend eine Art von Theilnahme eingeflößt hat, als ein Abhängiger, ein Unfreier erscheinen, am wenigsten konnte Renatus dies ertragen. Er sagte, daß er die Hoffnung hege, von seinem Vater die Wahl gebilligt zu sehen, welche sein Herz getroffen habe, aber er betheuerte zugleich, daß er Mannes genug sei, auch wider seines Vaters Willen sein Recht auf freie Selbstbestimmung zu behaupten. Hildegard's strahlendes Antlitz, ihr fester Händedruck, die Bewunderung, mit welcher die liebliche Cäcilie auf den Geliebten ihrer Schwester blickte, der sanfte Beifall, den er in der Mutter Augen las, steigerten seine Selbstgewißheit wie sein Feuer. Er versicherte, daß er nicht von dieser Stelle scheiden werde, ohne die feste Zusage von Hildegard's Hand erhalten zu haben. Er ging so weit, ihr und der Mutter zu bekennen, wie er sich alle jene Einwendungen selbst gemacht habe,

wie er Willens gewesen sei zu schweigen, und ohne das beseligende Bewußtsein, daß die Geliebte für ihn bete und ihm mit ihrem Geiste nahe sei, in den Kampf zu ziehen, und wie unmöglich er das gefunden habe, als er Hildegard ins Auge geschaut, als ihr süßer Mund von ihm Vergebung gefordert habe, wo er, er ganz allein der Schuldige, ihrer Verzeihung bedürftig gewesen sei.

Er lag dabei vor ihr auf den Knieen, er hatte sich von Allem überredet, was er sagte, Hildegard's Hände hoben sein blondes Haupt empor, er blickte trunken und beseligt in ihr Antlitz. Es war ihm völlig entschwunden, daß er sie am Morgen unschön gefunden hatte. Er nannte sie seinen Engel, seine schöne, blonde Heilige, und sie sah auch schön aus in ihrem Glücke. Wie hätte die Mutter ihren Kindern diese erste Seligkeit des Zueinandergehörens trüben oder stören mögen, wie hätte sie nicht mit ihren Kindern hoffen sollen, daß Alles sich zum Guten wenden werde!

Es war weit über die gewohnte Stunde, als sie den Jüngling daran erinnerte, daß es Zeit zum Aufbruch sei, daß er Hildegard verlassen müsse.

Auf morgen! sagte er, als er die Braut umarmte.

Aber dann, aber dann! rief sie in Vorahnung der langen, schweren Trennung, die ihnen drohte. Auch ihm krampfte es das Herz zusammen. Er küßte sie wieder und wieder, er trank die Thränen von ihren Augen, und jetzt dachte er wieder an die für Hildegard bestimmte Silhouette. Die Zweifel, die ganze Stimmung, mit welcher er das Portrait am Abende in Händen gehalten und betrachtet hatte, waren wie aus seiner Erinnerung weggelöscht. Der glückliche Augenblick verscheuchte und verhüllte, wie ein mächtiger Zauber, alles, was seiner Herrschaft in der Vergangenheit und in der Zukunft im Wege stand.

Hildegard drückte das Bild an ihre Lippen, dann rief sie,

daß man ihr folgen, daß man ihr leuchten solle, und schnellen Schrittes eilte sie den Andern voran in ihr Schlafgemach.

Renatus hatte den stillen Raum nie zuvor betreten. Ueber dem keuschen, weißen Lager der Geliebten hing das Crucifix und das Weihwasserbecken, ein kleines Bild, das die Gräfin als Braut darstellte, hing darunter. Hildegard nahm es von der Wand und befestigte die Silhouette an der Stelle.

Ihm mußt Du weichen, Mutter, das ist jetzt sein Platz! rief sie, indem sie die Gräfin umarmte, und sich zu Renatus wendend, sagte sie mit einer Erhebung, die ihr sehr wohl anstand: Denke hierher, Geliebter! Hier wird meine Seele für Dich beten, hier werde ich auf meinen Knieen liegen früh und spät und Gottes Schutz und Segen herniederflehen auf Dein geliebtes Haupt, und hier — ihre Stimme ging in Thränen unter — wird mein letzter Seufzer Dir gehören, wenn Gott es anders über Dich und mich beschlossen hat!

Die Verlobten sanken sich tief erschüttert in die Arme, die Gräfin und Cäcilie waren nicht weniger gerührt, sie umarmten den Jüngling gleichfalls, und die schlanke Cäcilie konnte sich in ihren Thränen kaum von seinem Halse trennen. Er mußte sie endlich mit sanfter Gewalt von sich entfernen, sie war des Schmerzes noch ganz ungewohnt.

Als ein verwandelter Mensch kehrte Renatus in seine Wohnung zurück. Wie verdiene ich dieses Glück, wie verdiene ich ihre Liebe? fragte er sich — ich, der ich mich so schwer gegen dieses reine, seltene Herz versündigt habe?

Hildegard's Frömmigkeit wirkte in ihm nach. Er betete ernster, inbrünstiger, als seit langer Zeit, und mit voller Ueberzeugung wiederholte er sich alle die Gelöbnisse, die er sich gethan hatte, und fügte den Schwur hinzu, daß Hildegard's Glück ihm heilig wie seine Ehre, und seine Ehe mit ihr ein Musterbild adeliger Würdigkeit und Sitte werden solle.

Fünfzehntes Capitel.

Es waren ein paar schmerzlich schöne Stunden, die Renatus am Morgen noch mit seiner Braut verlebte. Die Aufregung des vorigen Abends hatte einer milden, weichen Stimmung Platz gemacht. Hand in Hand bei einander sitzend, besprachen die Liebenden in dem Beisein der Gräfin ihre Plane und Aussichten für die nächste Zeit und für die Zukunft, und man suchte es darüber wenigstens für diesen Augenblick zu vergessen, daß Renatus scheiden mußte und welchen Gefahren er entgegenging. Er gab der Braut Anweisungen darüber, wie sie ihm ihre Briefe durch Vermittlung der Behörden zuzusenden habe, verhieß ihr, zu schreiben, so oft sich ihm die Gelegenheit dazu bieten würde, und als der Zeiger der Uhr sich der Trennungsstunde nahte, als man noch eilig alles zu sagen, zu fragen, zu hören und zu besprechen strebte, was man für einander auf dem Herzen hatte, als Jedem immer noch etwas einfiel, was er vergessen zu haben meinte, und Allen der Trennungsschmerz schon die Brust belastete, daß die Stimmen weich wurden und die Augen sich mit feuchtem Schimmer füllten, sagte Renatus, daß er noch eine Bitte an die Gräfin habe, mit deren Gewährung sie ihm eine Beruhigung bereiten könne. Er wünsche, daß Hildegard das Flies'sche Haus nicht mehr besuche und daß ihr Verkehr mit Davide ein Ende haben möge.

Man hatte auf jedes andere Verlangen eher als auf diese Forderung gerechnet, und weil sie gar so auffällig erschien, begehrte die Gräfin, daß er erklären solle, worauf sie sich begründe.

Er antwortete, es sei ihm nicht möglich, dies auseinander zu setzen, am wenigsten könne er das in den wenigen Minuten thun, die zu weilen ihm noch vergönnt sei; man möge aber zu seinem Herzen und zu seinem Ehrgefühle das Zutrauen haben, daß er eine solche Warnung gegen eine Familie und gegen Personen, deren Gastfreundschaft er selbst angenommen und die seine Mutter ihrer Theilnahme werth geachtet habe, nicht auszusprechen wagen würde, wenn ihn nicht die entschiedensten Gründe dazu nöthigten.

Die Gräfin war sehr geneigt, ihm in allen seinen Wünschen zu willfahren, denn sie hatte ihn von jeher lieb gehabt und hatte Vertrauen in seine Rechtschaffenheit; dennoch machte sie Einwendungen, die auf ihrer persönlichen Kenntniß und ihrem persönlichen Wissen von Seba beruhten. Allein sie machte damit weder auf Renatus, noch auf ihre Tochter den gehofften Eindruck. Der Jüngling beschied sich zwar, auf die Entschließungen der Gräfin keinen Einfluß zu üben, aber von seiner Braut meinte er Nachgiebigkeit und Gehorsam gegen seine Ansichten fordern zu dürfen, und Hildegard war mit der unheilvollen Ausschließlichkeit der Liebe augenblicklich bereit, ihm zu gehorchen.

Du und ich, ich und Du, rief sie, das ist fortan unsere Welt! Was kümmern uns die Andern! Kehrst Du mir wieder, so brauche ich Niemanden sonst, und ohne Dich — werde ich überhaupt nichts mehr bedürfen!

Die Aeußerung erschreckte und verletzte die Gräfin. Sie erinnerte die Tochter daran, daß Renatus mit solcher Ausschließlichkeit schwerlich einverstanden sein werde, da er große Zärtlichkeit für seinen Vater, für Vittoria und für seinen kleinen Bruder hege; aber Hildegard's Seele hatte immer nur für eine Empfindung, ihr Geist immer nur für einen Gedanken Raum, und sie hatte in jenen Worten, mit denen sie ihre Liebe auszudrücken wünschte, ihren Zustand völlig richtig bezeichnet. Sie

zog daher von jener Mahnung auch keinen Schluß auf die berechtigten Ansprüche der Mutterliebe, sie schien eben so vergessen zu haben, daß sie bisher in ihrer Verehrung vor Seba, in ihrer Zuneigung und in ihrem Umgange mit Davide eine Genugthuung gefunden hatte. Renatus aber war zu jung und viel zu unerfahren, um nicht durch den Gehorsam seiner Verlobten sehr befriedigt zu werden, um in ihrer hingebenden Willfährigkeit neben ihrer Liebe auch die ganze, rücksichtslose Härte einer beschränkten und engherzigen Natur vorahnend zu erkennen und zu schauen, und als sie, überwältigt von ihrem Schmerze, im Augenblicke der Trennung, als könne sie sich nicht genug thun mit ihrem Leiden und mit ihren Thränen, eine ihrer langen, blonden Locken abschnitt, damit er sie zu ihrem Gedenken auf dem Herzen trage, preßte er die Geliebte noch einmal mit stolzer, seliger Freude an seine Brust und verließ sie und das Haus ihrer Mutter und die Stadt, in dem Gefühle, daß so viel Liebe von Gott gesegnet und unvergänglich, ewig sein müsse.

Er hatte zu lange bei der Braut verweilt, um seinen Onkel, den Grafen Gerhard, noch aufzusuchen, er fühlte sich auch nicht dazu geneigt; denn er hatte nur einen einzigen Gedanken, und diesen zu verschweigen wäre ihm eben so schwer geworden, als ihn vor seinem Oheim auszusprechen. Er hätte eben so gern die geweihte Hostie, den heiligen Leib des Herrn von unreinen Händen berührt gesehen. Dazu hatte die Gräfin verlangt, daß Hildegard und Renatus ihre Liebe geheim halten sollten, bis sie sich der Einwilligung des Freiherrn sicher wüßten, und des Jünglings reine Seele fand einen keuschen Genuß in seinem stillen, innerlichen Liebesglücke.

Als er mit seinem Regimente an dem Flies'schen Hause vorüberkam, blickte er aus Gewohnheit hinauf, aber es war Niemand von der Familie an den Fenstern sichtbar; nur Herr von Castigni winkte ihm seinen Gruß zu.

Mein Billet ist verstanden worden, sagte sich Renatus mit Zufriedenheit; gleich darauf kam es ihm jedoch in das Gedächtniß, daß Seba neulich ausgesprochen, sie denke es nicht mit anzusehen, wie die Kinder des Vaterlandes von einem fremden Tyrannen für eine ungerechte Sache an das Messer geliefert würden. Er hätte das gern vergessen mögen, aber es fiel ihm immer wieder ein; noch vor dem Hause, in welchem sein Oheim wohnte, dachte er daran.

Es war lebhaft in der Straße, obschon Truppenmärsche seit Jahren eine alltägliche Sache geworden waren. Freunde und Verwandte der Ausmarschirenden, Müßige und Neugierige standen zu beiden Seiten des Weges, den das Regiment zu machen hatte. Die Kriegsräthin, die noch immer ihre Freude an schönen Uniformen und an schönen Männern hatte, saß seit dem frühen Morgen, wohl frisirt und sorgfältig geschminkt, am Fenster. Sie hatte, um sich in dem vorderen Eckzimmer aufhalten zu können, den Grafen gefragt, ob sie nicht aufpassen und ihn benachrichtigen solle, wenn das Regiment des jungen Herrn Baron vorüberkomme; und obschon es noch früh im Jahre und nicht eben warm war, öffnete sie die Fensterflügel und legte sich weit hinaus, als das Schmettern der Trompeten sich vernehmen ließ und die stolzen Reihen der Garde-Dragoner sichtbar wurden.

Auf den Ruf seiner Haushälterin trat Graf Gerhard gleichfalls an das Fenster, aber es hätte ihres Rufes nicht bedurft. Er kannte sie, diese Trompeten, er kannte ihren Klang und dieses Regiment. Sein Großvater hatte es in der Schlacht von Hohenfriedberg geführt, in der es zur Entscheidung des Sieges beigetragen, sein Vater hatte darin gedient und auch der Graf selber hatte zuerst bei demselben gestanden. Es lebten ihm zahlreiche Kameraden und Genossen froher Stunden in seinen Reihen.

Die Kriegsräthin kannte auch von früher her verschiedene der Herren Offiziere, und winkte, wie man das in gar vielen

Häusern that, den Scheidenden ihre Abschiedsgrüße zu; indeß man mußte es nicht gewahren oder es nicht beachten wollen. Die Blicke, welche das Fenster streiften, an welchem jene Beiden standen, glitten schnell über sie hinweg, ihr Gruß ward nicht erwiedert.

Ob Graf Gerhard das bemerkte? Die Kriegsräthin hätte das nicht sagen können. Er stand hoch aufgerichtet da, die Arme über die Brust gekreuzt, wie es durch Napoleon's Gewohnheit zur Mode geworden war, und sah anscheinend gleichmüthig auf die Vorüberziehenden hinab. Aber mit ihnen zog die ganze, würdige Vergangenheit seiner Väter an ihm vorüber, seine Stirn verdüsterte sich, es zuckte ein paar Mal unheimlich in seinen Mienen und um seine Lippen; indeß er sprach kein Wort, und Escadron nach Escadron ritten sie vorbei, und immer noch drangen die bekannten Klänge wie vorwurfsvolle Fragen an sein Ohr.

Der Hohenfriedberger Marsch! sagte er endlich unwillkürlich und das Blut wich aus seinen Wangen; es faßte kalt nach seinem Herzen. So elend hatte er sich nie gefühlt, auch nicht in jener Stunde, als er gedemüthigt vor den Augen seiner Mutter zusammengebrochen war. Sein Gewissen war wider ihn aufgestanden. Er sah sich in dem Spiegelbilde, welches sein innerstes Bewußtsein ihm ohne Erbarmen vorhielt, er schämte sich vor sich selbst. In bitterem Grimme trat er in das Zimmer zurück.

Der junge Herr Baron! rief die Kriegsräthin und nöthigte den Grafen damit, wieder an das Fenster zu kommen. Renatus neigte zum Zeichen des Abschiedsgrußes seinen Säbel vor dem Onkel, und noch einmal sagte sich dieser: Und dazu blasen sie den Marsch von Hohenfriedberg! Unwillkürlich fragte er sich, was seine Schwester Angelika empfinden würde, sähe sie den Sohn beim Klange dieser Musik unter französischer Aegide in das Feld ziehen; aber der heitere Blick, der lächelnde Mund und die vollendete Anmuth, mit denen er des Neffen Gruß erwiederte, ließen nicht errathen, was eben erst in der Seele des Grafen

vorgegangen war, und sich von seinem Gewissen mehr als einen Augenblick beunruhigen oder sich mehr als flüchtig von seiner Erinnerung rühren zu lassen, war er nicht gewohnt! Im Gegentheil: der Zorn, den er gegen sich selbst gefühlt hatte, wendete sich gegen diejenige, welche er sich gewöhnt hatte, als die Ursache und Urheberin seines Abfalls von sich selbst wie von der Sache seines Vaterlandes zu betrachten, und der Anblick von Renatus erinnerte ihn nur daran, daß dieser sich seinen Absichten und Planen nicht geliehen hatte.

Ein hübscher junger Herr, sagte die Kriegsräthin, ein ganz Berka'sches Gesicht! Man könnte ihn für den Sohn des Herrn Grafen halten, nur daß der Herr Graf viel männlicher und schon viel gebietender aussahen, als Sie des Herrn Lieutenants Jahre hatten. Dem Herrn Vater sieht er gar nicht ähnlich.

Der Graf ließ die ihm schmeichelnde Bemerkung der Kriegsräthin unerwiedert fallen und sagte: Dafür sieht Ihr ehemaliger Pflegesohn ihm um so ähnlicher!

Nun war die Reihe des Nichtbeachtens an der Kriegsräthin. Sie wußte nicht, wo der Graf mit der Bemerkung, die er nicht zufällig gemacht haben konnte, hinauswollte, und da sie sich als Schmeichlerin der Männer von jeher eine scharfe Beobachtungsgabe angeeignet hatte, sah sie, daß Graf Gerhard sich in einer Laune befinde, in der sie ihn zu schonen habe.

Auch schien er keine Antwort zu erwarten, denn er ging, sobald Renatus aus dem Bereiche des Fensters war, nach dem Nebenzimmer, und erst unter der Thüre desselben sagte er: Sie waren ja, wie ich meine, gestern oder vorgestern bei Ihrem Manne; was hat er denn beständig für Tremann zu copiren? Haben Sie's vielleicht gesehen?

Die Kriegsräthin bejahte es, aber sie meinte, sie hätte sich aus den Papieren nicht vollständig vernehmen können. Es wären Auszüge aus Reisebüchern, Handelsberichte aus Zeitungen, die ihr Mann zu machen habe.

Briefe und Actenstücke oder dergleichen copirt er nicht? fragte der Graf.

Sie antwortete, daß sie sich nicht erinnere, Derartiges gesehen zu haben; übrigens werde Paul Berlin bald für längere Zeit verlassen.

Der Graf warf die Bemerkung hin, er wisse durch Herrn von Castigni, daß Tremann noch an diesem Abende reisen werde. Das bezweifelte die Kriegsräthin nach den Aussagen ihres Mannes, der seine Arbeit erst an einem der folgenden Tage abzuliefern habe. Der Graf entgegnete darauf nichts. Er blieb jedoch noch in dem Zimmer, sah, wie die Menge sich in den Straßen allmählich verlief, nun das militärische Schauspiel vorüber war, und erkundigte sich nach verschiedenen Kleinigkeiten, die er seiner Haushälterin zur Besorgung aufgetragen hatte. Dazwischen warf er ganz beiläufig die Frage hin, ob Tremann nie bei ihr gewesen, seit er wiedergekommen sei.

Sie zuckte mit den Schultern. Um sich, wie Sie, Herr Graf, seiner Bekannten in ihrem Unglücke anzunehmen, muß man großmüthiger sein, als Paul es bei Seba und bei ihrem Vater lernen kann. Ich vermag mich nicht so wie mein Mann zu demüthigen, und Paul sowohl als Seba haben es ganz und gar vergessen, wie glücklich diese gewesen ist, als ich ihr zuerst erlaubte, zu mir zu kommen, und wie ich mich ihrer angenommen habe, um sie nur erst für den Verkehr mit gebildeten Männern und guter Gesellschaft zuzustutzen. Seit man den Juden so viel Freiheiten gewährt, sind sie hochmüthig und noch schlechter geworden, als sie stets gewesen sind. Erst gestern früh, als ich von meinem Manne kam, ist Seba in einem prachtvollen, echten Shawl, wie keine Königin ihn schöner haben kann, an mir in ihrer neuen Equipage mit einem Stolze vorübergefahren, mit einem Stolze .... Sie unterbrach sich, da sie ihrer Redseligkeit sonst in ihres Herrn Gegenwart nicht die Zügel schießen lassen durfte, indeß ihre Em-

pörung war so groß, daß sie sich nicht enthalten konnte, den Nachsatz hinzuzufügen: Aber ich werde es ihr gedenken! Hochmuth kommt vor dem Falle, und es wird mit Seba und mit Paul wahr und wahrhaftig auch noch einmal ein schlechtes Ende nehmen!

Wohl möglich, meinte gleichmüthig der Graf, der sie wider seine Gewohnheit nach Belieben hatte sprechen lassen. Wenn Sie übrigens zufällig erfahren, ob Tremann heute oder erst in einigen Tagen abreist, so sagen Sie es mir. Die Sache kümmert mich freilich nicht, ich möchte jedoch um Herrn von Castigni's willen wissen, ob man ihn in dem Hause geflissentlich hintergeht, wozu man denn doch Gründe haben müßte, die für jenen bedenklich sein könnten.

Sie sagte, dies zu erfahren, werde ihr ein Leichtes sein, und obschon der Graf ihr wiederholte, daß es damit keine Eile habe, hatte er sich kaum entfernt, als die Kriegsräthin schnell ihre nöthigsten Geschäfte besorgte und sich zum Ausgehen ankleidete. Weßhalb dem Grafen so viel daran gelegen war, den Reisetag des jungen Kaufmannes genau zu wissen, das konnte sie sich nicht erklären. Nur, daß es auf keinen Liebesdienst für Seba oder ihren Vater damit abgesehen sei, davon durfte sie sich überzeugt halten, und das genügte ihr. Was kümmerte es sie im Grunde auch, ob der Kriegsrath von jenen und von Paul unterstützt wurde oder nicht! Sie hatte für sich zu sorgen, sich dem Grafen gefällig zu beweisen. Mochte der Kriegsrath sehen, wie er fertig wurde.

Jeder für sich und Gott für uns Alle! sagte sie, als sie ihren Weg antrat, und sie hatte dabei das Bewußtsein, daß sie weltklug und erfahren sei, das Leben muthig nähme, wie es sich ihr biete, und sich mit Ergebung in das Unerwartete und Nothwendige zu schicken wisse.

Sechszehntes Capitel.

An demselben Tage, an welchem die preußischen Truppen ihren Marsch nach Rußland angetreten hatten, versammelte sich in den prächtigen Sälen eines der preußischen Armee-Lieferanten, der in den letzten Jahren ein großes Vermögen erworben hatte und ein glänzendes Haus machte, eine zahlreiche Gesellschaft zu einem Balle. Die Gesellschaft war sowohl den Nationalitäten als den Berufsklassen und Ständen nach eine sehr vielfarbige, und es befanden sich in ihr Personen genug, welche den Augenblick nicht für günstig gewählt zu einem Feste hielten. Aber man durfte sich, wenn man nicht Verdacht oder Verfolgung auf sich laden wollte, der Geselligkeit, in welcher das französische Militär und die kaiserlichen Civilbeamten eine große Rolle spielten, nicht entziehen, und schon am Mittage hatte Herr von Castigni sich danach erkundigt, ob er das Vergnügen haben werde, der Familie Flies und Herrn Tremann auf dem Balle zu begegnen.

Abends, um die Stunde, in welcher man in die Gesellschaft zu fahren pflegte, saßen Seba und Davide in Balltoilette in dem Wohnzimmer; aber ihre ernsten Mienen paßten nicht zu dem glänzenden Schmucke, den sie angelegt hatten. Man konnte die unruhige Spannung unschwer in ihren Mienen lesen. Bei dem leisesten Geräusche blickten beide Frauenzimmer nach der Gegend hin, von der es kam, und nachdem Erwartung und Täuschung sich zu verschiedenen Malen wiederholt hatten, sagte Davide endlich: ich möchte wohl wissen, wie den Menschen zu Muthe

gewesen ist, als man noch ein ruhiges Leben geführt und sich auf irgend etwas recht von Herzen in voller Sicherheit zu freuen vermocht hat. Seit ich mich erinnern kann, ist die Welt immer voll Schrecken und voll Unruhe gewesen. Schon als kleines Kind habe ich, obschon man es vor mir zu verbergen gestrebt hat, es doch immer empfunden, daß man in Sorgen und Nöthen vor Krieg und Feinden und Krankheiten, und in Angst um seine Freunde gewesen ist, und jetzt . . ..

Nun, jetzt? fragte Seba; aber es blieb Davideu keine Zeit zum Antworten, denn Paul, gleichfalls für den Ball gekleidet, trat in das Zimmer, und Seba empfing ihn mit der besorgten Frage, was der Kriegsrath zu so später und ungewohnter Stunde noch gewollt habe.

Nichts für sich, wie Du denken kannst, entgegnete Paul, und natürlich ist's nichts Gutes, was den Alten bewogen hat, mich aufzusuchen. Es sind unerträgliche Zustände, in denen wir leben; wir werden wie Verbrecher beaufsichtigt, wir sind in unseren Häusern nicht mehr sicher vor Verrath und müssen die Verräther als gefeierte Gäste an unserem Tische sitzen sehen. Das kann nicht dauern, es kann nicht dauern! Das Tischtuch muß endlich zerschnitten werden zwischen uns und ihnen. Der berechtigte Haß verlangt seinen freien Weg, und wie grauenhaft Dir das neulich auch erschien, als ich es in meiner Empörung gegen Dich äußerte: eine sicilianische Vesper dünkt mich berechtigt in den Zuständen, in denen wir uns befinden und in denen jede Faser, die an uns gut und edel ist, nach Rache und nach Vernichtung unserer Unterdrücker schreit!

Es geschah selten, daß seine leidenschaftliche Natur in solcher Weise die Schranken der Selbstbeherrschung durchbrach, in die er sie zu bannen gelernt hatte, und er war offenbar auch unzufrieden mit sich, weil er sich von seinem Zorne hatte übermannen lassen; denn er nahm sich plötzlich zusammen und sagte ruhiger:

Der Kriegsrath kam, um mir zu sagen, daß die Frau, ganz gegen ihre sonstige Weise, heute schon wieder bei ihm gewesen sei. Sie war unter dem Vorwande gekommen, ihm im Namen ihres Herrn, der sich nach Weißenbach erkundigt haben sollte, eine Flasche alten Weines zur Stärkung zu bringen; indeß wie leicht der Kriegsrath sonst auch zu täuschen ist, war er dieses Mal doch nicht leichtgläubig genug, ihr zu vertrauen, und er merkte denn auch, daß die Erkundigungen des Grafen nicht ihm, sondern mir und meiner Abreise gegolten hatten. Auch Castigni hat meinen Diener deßhalb ausgefragt, hat sich bei diesem durch seine Leute sorgfältig über all mein Thun, über die Personen, welche mich besuchen, über Tag und Stunde meiner Abreise zu unterrichten gestrebt, und die Kriegsräthin hat unter dem Vorgeben, daß der Graf ihrem Manne eine Stelle zu schaffen denke, vorher aber seine Handschrift sehen und mit ihm selber sprechen wolle, den Alten zu überreden getrachtet, daß er ihr die Arbeiten ausliefere, die er für mich augenblicklich unter Händen hat.

Und er hat sie ihr gegeben? unterbrach ihn Seba mit sorgenvollem Erschrecken.

Paul verneinte es. Der Alte ist gerade so brav und gut, als sein Verstand und seine Schwäche es ihm erlauben, und ich könnte beinahe wünschen, er hätte der Frau nicht widerstanden, denn alles, was er für mich arbeitet, bezieht sich auf nationalökonomische und commercielle Studien, aber . . . .

Paul, rief Seba, warte nicht bis morgen, reise gleich heute ab!

Wo denkst Du hin? entgegnete er, während sein Gesicht schon wieder die gewohnte fröhliche Sicherheit zeigte; ich muß doch mit Davide den besprochenen ersten Walzer und den Kehraus tanzen!

Ach, reisen Sie, lieber Paul! bat Davide, indem sie ihre Hände bittend faltete.

Unmöglich, dazu sehen Sie viel zu reizend aus, Davide! Ja, hätten Sie die weißen Hyacinthen nicht in Ihren schwarzen Locken, so ließe sich eher davon reden!

Aber er hatte kaum die Worte ausgesprochen, als Davide mit hastiger Hand nach ihrem Haupte fuhr, die Blumen aus ihren Locken und Flechten nahm und siegesgewiß die Worte ausrief: Jetzt müssen Sie gehen, und wir bleiben nun zu Hause!

Liebes, entschlossenes Kind! sagte Paul, während er sie mit freudigem Erstaunen betrachtete; aber es wäre nicht wohlgethan, blieben wir von dem Balle fort. Im Gegentheile, ich muß ja dort sein, muß Ihr Tänzer sein, um Sie vor den Bewerbungen Ihres Verehrers Castigni möglichst zu bewahren. Oder wollen Sie lieber ihn als mich zum Tänzer haben?

Es war unverkennbar, daß er großes Wohlgefallen an dem schönen Mädchen hatte; die freundliche Weise, in welcher er heute mit ihr scherzte, that Daviden aber wehe. Sie wendete sich von ihm, trat an den Spiegel und steckte, da Seba der gleichen Ansicht wie Tremann war, daß man den Ball besuchen müsse, auf deren Geheiß die Blumen wieder gehorsam in das Haar; sie sprach jedoch kein Wort, und auch Seba war niedergeschlagener, als sie es zeigte.

Der erste Walzer war schon in vollem Gange, als Herr Flies und Paul mit den beiden Frauen in die Säle eintraten, und Paul nahm nach den Begrüßungen mit Freunden und Bekannten sogleich mit Daviden seinen Platz in den Reihen der Tanzenden ein. Civilisten und deutsche und französische Offiziere waren in ihnen bunt gemischt, aber zwischen all den glänzenden Uniformen blieb Paul noch immer eine hervorragende Erscheinung durch seine schöne, mächtige Gestalt und den festen Ausdruck seines charaktervollen Gesichtes.

Paul sieht gut aus, sagte Herr Flies zu Seba, als das tanzende Paar an ihnen vorüberkam; und in der That standen

die weißen Casimir-Escarpins und der blaue Frack ihm sehr wohl an. Aber Seba, die sonst so stolz auf ihres jungen Freundes Schönheit war, als hätte sie selber ihn geboren, vermochte sich heute seiner nicht zu freuen, weil die Sorge um ihn sie peinigte. Jene errathende Kraft des Herzens, die oft scharfsichtiger ist, als der schärfste Verstand, ließ sie nicht bezweifeln, was den Grafen antreibe, Paul zu verfolgen, und wenn sie ihre eigene Seele prüfte, mußte sie sich gestehen, daß für den Grafen eine Wollust darin liegen müsse, sich an ihr zu rächen, da sie sich die gleiche Befriedigung einst nicht hatte versagen mögen. Sie zählte die Stunden, die noch bis zu Paul's Abreise vergehen müßten, die Tage, innerhalb derer er die Grenze erreichen konnte. Daß Graf Gerhard jeder Unwürdigkeit fähig sei, wenn sie seinen Wünschen und Absichten diene, das wußte sie, und er besaß das Ohr und das Vertrauen der französischen Behörden. Es konnte den Grafen nicht viel kosten, Paul und mit ihm ihren Vater wie sie selber zu verderben, denn das Mißtrauen der napoleonischen Regierung war grenzenlos, und wessen man sich von ihren Dienern zu versehen habe, das war durch die Gewaltthaten an dem Buchhändler Palm und an Lord Bathurst hinlänglich erwiesen.

Sie überlegte, ob es nicht gerathen sei, Paul an diesem Abende gar nicht mehr nach Hause zurückkehren, sondern in irgend einer befreundeten Familie übernachten zu lassen, aber eben dadurch konnte man den Argwohn, welcher ihn offenbar umgab, nur steigern. Dann kam ihr der Gedanke, daß man irgend einen der Gehülfen ihres Vaters in Paul's Wagen mit seinem Diener und mit einem scheinbaren Auftrage den geraden Weg nach der russischen Grenze schicken könne, während Paul auf Umwegen zu entkommen suchen müsse; indeß überall trat ihr die Sorge um ihren greisen Vater entgegen, und selbst mit diesem oder gar mit Paul ein vertrauliches Wort zu reden, ward ihr

nicht gegönnt, denn sie meinte zu bemerken, daß Herr von Castigni Paul und Davide nicht aus dem Auge lasse. Das konnte seine Ursache in der Bewerbung haben, mit welcher der Franzose Davidden umgab; aber wer viel zu verlieren hat, ist ängstlich, und die lange Fremdherrschaft hatte alle Patrioten genugsam an Zurückhaltung und Vorsicht gewöhnt.

Der Vater hatte sich zum Spiele niedergesetzt, Davide tanzte, Herr von Castigni nahm sie völlig in Beschlag, wenn Paul sie frei ließ, und dieser, welcher sonst kein leidenschaftlicher Tänzer war, sondern meist die Gesellschaft der älteren Männer und Frauen suchte, hielt sich heute ganz zur Jugend. Er machte, so oft es sich thun ließ, Davidden's Gegenüber, und obschon sie voll Sorgen war, dachte Seba daran, daß Paul möglicher Weise doch mehr Antheil an ihrer Nichte nähme, als sie bisher geglaubt, daß Davidden's unverkennbare Neigung für ihn, die sich heute erst wieder so lebhaft verrathen hatte, ihren Eindruck auf den jungen Mann nicht verfehlt habe, und sie nannte es in ihrem Herzen einen echt weiblichen Zug, daß Davide eben heute sich Herrn von Castigni freundlicher als sonst bewies, daß sie Paul vernachlässigte, da dieser sie zum ersten Male ganz entschieden suchte. Sollte Davide im Stande sein, zu so kleinlichen Mitteln der Vergeltung zu greifen? fragte sie sich; sollte sie in der Liebe irgend einer Berechnung fähig sein und einem geliebten Manne gegenüber irgend etwas Anderes empfinden können, als das Verlangen, ihm ihre Liebe kund zu geben und Freude oder Trauer, je nachdem er sie erwiedert oder nicht erwiedert?

Sie wurde förmlich irre an dem Mädchen, das sie doch so genau zu kennen meinte. Davide sprach so laut, lachte so viel, suchte so unverkennbar die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen; Seba wußte nicht, was sie davon denken sollte. Aber es mußte auch Paul mißfallen, denn sie sah ihn den Saal verlassen und

im Nebenzimmer an den Tisch treten, an welchem alte und junge Männer, Civilisten und Militärs ein hohes Pharo spielten. Sie wollte zu ihm gehen und mochte doch zum ersten Male Davide nicht ohne Aufsicht lassen, denn der Ballsaal hatte sich nach dem Schlusse des Theaters noch mehr gefüllt, der Lichtglanz, die Wärme, der Tanz und der Wein hatten die Tänzer, die Männer wie die Mädchen und die Frauen, aufgeregt, und auch Daviden's Augen flammten, ihre Wangen brannten, als sie, von Castigni's Arm umschlungen, zum vierten und fünften Male die Tour um den Saal zurücklegte, die man sonst immer mit drei Ronden beendigte. Das Haar flog ihr um die Schläfen, die junge Brust hob und senkte sich gewaltsam, als der Franzose sie endlich dicht vor ihrem Platze aus seinem Arme ließ und, einen leidenschaftlichen Kuß auf ihre Hand drückend, ihr versicherte, daß er sie nie so schön gesehen habe, wie eben heute, eben jetzt. Aber von dem wilden Tanze erschöpft, trat er zurück, um im Nebenzimmer eine Erfrischung zu suchen; auch Davide hatte sich neben Seba in einen Sessel geworfen, und sich rasch umblickend, als fürchte sie gehört zu werden, flüsterte sie leise und athemlos die Worte: Er ist fort!

Seba wendete sich um, sie sah Davide an, und das Wort des Tadels, das auf ihren Lippen schwebte, verstummte. Mit einem Blicke verstand sie, von wem die Rede sei.

Woher weißt Du es? fragte Seba.

Ich sah ihn gehen, antwortete Davide.

Eben jetzt?

Nein, gleich nachdem wir zur Quadrille angetreten sind.

Und er hat Dir gesagt, daß er sich entfernen wolle?

Nichts, gar nichts! entgegnete Davide eben so kurz, denn schon trat ihr Bewunderer wieder an sie heran, und urplötzlich leuchtete die strahlende Heiterkeit wieder um ihre schönen Wangen,

tönte das silberhelle Lachen wieder von ihren Lippen, und an der Hand ihres Tänzers stand sie wieder in den Reihen.

Seba sah ihr sprachlos, aber mit Freude nach.

Sie konnte nicht errathen, was Paul beabsichtige, was Davide davon wisse, nur das war ihr klar, daß hier die Liebe ein Mädchen schnell zum Weibe gereift habe und daß man ein junges Herz, welches aus Liebe solcher Herrschaft über sich fähig sei, wie Davide sie eben jetzt bewiesen hatte, sich selber überlassen könne.

Beide Frauenzimmer konnten das Ende des Balles kaum erwarten und trugen doch Bedenken, das Fest eher als die Mehrzahl der Gäste zu verlassen. Sie blieben im Gegentheile mit unter den Letzten, um auch Herrn von Castigni von der Rückkehr in ihre Wohnung abzuhalten.

Er hatte, von Davidens Gunst entzückt, Tremann's fast vergessen, und es war Seba, welche ihre Nichte geflissentlich befragte, wo Paul geblieben sei. Diese versetzte ruhig: sie wisse es nicht; er sei verdrießlich gewesen und in das Nebenzimmer gegangen. Als man ihn dort nicht fand, äußerte Davide die Erwartung, daß er zum Kehraus, für den sie mit ihm engagirt sei, schon wiederkommen werde; und da er sich auch zu diesem nicht einstellte und Seba sich in Castigni's Beisein durch Paul's Entfernung beunruhigt zeigte, ließ Davide es errathen, daß sie einen kleinen Streit mit ihm gehabt habe, daß er mißmuthig gewesen sei und wohl vom Balle fortgegangen sein möge, weil er sie damit zu strafen geglaubt habe. Aber sie wisse sich zu trösten; und an einem Tänzer, fügte sie mit einem lächelnden Blicke auf Castigni hinzu, wird es mir hoffentlich doch nicht fehlen.

Inzwischen hatte auch Herr Flies seinen jungen Compagnon vermißt und kam, sich nach ihm zu erkundigen, da Paul, als er eine Weile neben Herrn Flies zusehend am Spieltische

gesessen, sich über Kopfweh beklagt hatte. Seba konnte erkennen, daß ihr Vater eben so wenig als sie von Paul's Vorhaben unterrichtet gewesen sei, und es blieb unmöglich, sich auf dem Balle von Daviden eine Aufklärung zu verschaffen. Es war schon gegen den Morgen hin, als man, von dem Feste kommend, das Haus erreichte, und selbst während der Fahrt war keine Verständigung möglich gewesen, da man es nicht hatte vermeiden können, Herrn von Castigni's Begleitung anzunehmen, indem er, wie er sagte, im Vertrauen auf die Güte seiner Wirthe seinen Wagen einem Freunde angeboten und überlassen habe.

Als der Hauswart die Thür öffnete, fragte Herr Flies zu Seba's und Daviden's Erschrecken, ob Herr Tremann schon zu Hause sei, und die beiden Frauenzimmer blickten einander verwundert an, als der Bescheid erfolgte, Herr Tremann sei ja schon gegen Mitternacht heimgekehrt und werde wohl noch wach sein, denn er habe frische Kerzen befohlen, weil er noch arbeiten wolle.

Man trennte sich oben an der Thüre der Wohnzimmer. Herr von Castigni stieg wohlgelaunt, den Kopf voll froher Erinnerungen und noch freudigerer Aussichten, die Treppe zu seiner Wohnung hinauf, und ihre Nichte bei der Hand nehmend und rasch mit ihr in die Stube hineintretend, rief Seba: Du hast Dich also geirrt, Paul ist hier!

Gewiß nicht, entgegnete das junge Mädchen mit großer Bestimmtheit; und während Herr Flies sich noch erkundigte, um was es sich handle, hatte Seba schon einen der Leuchter ergriffen und eilte durch den Glascorridor und die innere Treppe, welche Fräulein Esther einst zu ihrer Bequemlichkeit hatte erbauen lassen und die gerades Weges aus dem großen Saale des ersten Stockwerks in das Gartenzimmer führte, nach Paul's Wohnung hinunter.

Sie klopfte an, es blieb Alles still. Die Thüre war unverschlossen, sie trat also ein, es war Niemand in dem Zimmer.

Die Kerzen brannten auf dem Schreibtische, die Schlüssel steckten in den Schubladen und Schränken, Alles lag und stand wie immer, nur die Schreibmappe fehlte. Sie ging in die Nebenstube und öffnete den Kleiderschrank; da hing der Anzug, den er auf dem Balle getragen hatte. Er war also wirklich nach Hause gekommen, was Seba schon zu bezweifeln angefangen hatte, und schnell, wie sie die Treppe herunter geeilt war, stieg sie dieselbe wieder hinauf, um sich mit den Ihrigen zu besprechen und zu berathen.

Man wollte von Davide Auskunft haben, aber diese hatte nichts oder doch nur wenig zu berichten. Sie habe bemerkt, sagte sie, daß Paul öfter nach seiner Uhr gesehen, was er sonst nicht zu thun pflege. Er sei dazu so ungewöhnlich aufgeräumt gewesen, habe fortwährend mit ihr gescherzt, sich auch um die anderen Damen mehr als sonst bemüht, und während sie darüber nachgesonnen, was ihn in eine ihm so fremde Laune versetzt haben möge, habe er wieder plötzlich nach der Uhr gesehen und sei dann mit Einem Male fortgegangen und verschwunden.

Seba wendete ihr ein, daß in diesen Dingen nichts gelegen habe, was Davide irgend zu der Vermuthung habe berechtigen können, daß Paul früher, als er es vorgehabt, seine Reise antreten, sie gleichsam als Flucht antreten werde, und Davide versuchte einen Augenblick, ihre frühere Erzählung durch Hinzufügung verschiedener kleiner Aeußerungen zu verdeutlichen. Indeß plötzlich schien sie anderen Sinnes zu werden, und sich in ihrer ganzen stattlichen Höhe aufrichtend, sprach sie, während ihre Wangen erglühten und ihre Augen, die sie auf den Onkel und auf Seba zu richten versuchte, sich unwillkürlich senkten: Ich will's Euch sagen, und Ihr könnt's mir glauben, denn ich bin ja nicht eitel und bilde mir nichts ein. Und da sie es nun sagen wollte, stockte ihr das Wort auf den Lippen in holdseliger Scham, und sie mußte sich zwingen, es auszusprechen.

Paul, sagte sie, hat mich immer wie ein Kind behandelt, oder wie ein Spielzeug, denn so machen sie es ja Alle mit uns. Auch heute Abend that er das, Du hast es ja gehört, liebe Seba. Aber als wir tanzten und als er immer wieder nach seiner Uhr sah, da blickte er mich an, als wüßte er, daß ich mich um ihn sorgte. Er war ernsthaft, wenn man ihn nicht beachtete, und als er dann plötzlich aufbrach, da — da drückte er mir die Hand, wie man es nur beim Abschiede thut, wenn man sieht, daß der Abschied — einem Anderen schwer wird.

Ihr Ton war immer leiser geworden, sie nahm sich zusammen, um ihre Bewegung und die Thränen zu bemeistern, die sich ihr in die Augen drängen wollten.

Seba fühlte sich ergriffen von ihres Pflegekindes Schönheit und freimüthiger Selbstüberwindung, und wie ein warmer, Frühling verkündender Sonnenschein zog eine neue, selbstlose Hoffnung in ihre Brust; aber sie sowohl als ihr Vater hüteten sich, es auszusprechen, wie hoch sie Davide in dieser Sunde hielten und wie sie beide ihre Wünsche und Hoffnungen theilten. Man nahm ihr Bekenntniß wie eine sich von selbst verstehende Sache hin, und als Seba die Absicht äußerte, den Portier zu befragen oder den Gärtner kommen zu lassen, ob und wann und auf welchem Wege Paul das Haus verlassen habe, gab ihr Vater das nicht zu.

Er sagte, da Paul einmal verdächtigt worden sei, habe er, wie immer, richtig gehandelt, indem er Berlin so bald als möglich und heimlich verlassen habe. Es entziehe dieses Letztere sie Alle für den schlimmsten Fall jeder Verantwortlichkeit, und wolle die französische Regierung seiner habhaft werden, lasse man ihn selbst verfolgen, so sei mit jeder Stunde Vorsprung ein Wesentliches gewonnen. Da die Leute im Hause ihn noch in der Nacht arbeitend glaubten und Herr von Castigni dies gehört habe, werde man es nicht auffallend finden, wenn Paul

nicht um die gewohnte Morgenstunde im Hause und im Comptoir erscheine, und es sei wenig Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß Herr von Castigni früher als am Vormittage von der Abreise Paul's benachrichtigt werde. Er traue es dem Letzteren zu, daß er seine Maßregeln zweckmäßig und umsichtig getroffen haben werde, und wenn es ihm nur gelungen sei, unbehindert aus der Stadt zu kommen, so hoffe er das Beste.

Das Land ist freilich überschwemmt von Truppen, aber gerade das erleichtert es ihm vielleicht, unbeachtet zu bleiben; denn man hat überall mit sich vollauf zu thun, und seine Papiere wird er in Ordnung haben, tröstete Herr Flies, um die Seinigen zu beruhigen. Kann Paul jenseit der Oder oder Weichsel, wie ich vermuthe, noch mit Schlitten reisen, so ist er geborgen und wir hören bald von ihm.

Aber bis dahin? fragten ängstlich Seba und Davide wie aus Einem Munde.

Bis dahin müssen wir uns gedulden, meine lieben Kinder, und uns vorbehalten, daß man nicht zu beklagen ist, so lange man für die Seinigen noch fürchten und hoffen kann.

Welch ein Unglück! rief Seba, niedergeworfen von der Sorge um den so lange Entbehrten und endlich Wiedergefundenen, aus.

Ja, sagte Herr Flies, es sind böse, böse Zeiten; aber unglücklich ist man erst, wenn man nicht mehr hoffen kann! Behaltet guten Muth, zeigt morgen ein heiteres Gesicht, denn wir sind Gefangene in unseren eigenen Häusern und Sklaven der Fremden in unserem Vaterlande, und obschon wir nicht Verbannte sind, könnten wir singen, wie es in den Psalmen heißt: „Wir saßen an den Wassern und weineten!"

Er seufzte, küßte die Tochter und Nichte auf die Stirn, hieß sie, sich zur Ruhe begeben, und bald war es still und dunkel in dem ganzen Hause; nur in Paul's einsamem Zimmer brannten die Kerzen fort, bis sie am Morgen in sich selbst erloschen.

Siebzehntes Capitel.

Drei Tage und fast drei Nächte waren seitdem vergangen. Ein feiner, trockener Schnee fiel dicht und leuchtend hernieder. Von durchsichtigem Gewölke leicht verhüllt, stand der Mond am Himmel, als ein offener Schlitten, von zwei kleinen, raschen Pferden pfeilschnell fortgezogen, über die Nehrung, über jene Landenge fuhr, die sich zwischen der Ostsee und dem kurischen Haff hinzieht.

Zwei Männer, in Pelze eingewickelt, saßen in dem Schlitten. Ein polnischer Jude, ebenfalls in seinen Pelz gehüllt, die spitze, verbrämte Sammetmütze tief auf die gedrehten Seitenlocken heruntergezogen, machte ihren Kutscher. Die Nacht war kalt. Schwer und langsam schlugen die Wogen des Meeres an das Ufer, das sich mit seiner Schneedecke hellschimmernd von der weiten, dunklen Fläche abhob.

Ein Königsberger Kaufmann hatte den Juden, der in Rußland zu Hause war, gedungen, die beiden Fremden über die Nehrung nach der Grenze zu bringen; aber wie sehr der Jude sich auch bemühte, er hatte es nicht ermitteln können, wer sie wären und was sie in Rußland zu suchen hätten.

Daß sie nicht Herr und Diener seien, als welche ihre Kleidung sie bezeichnete und als welche sie sich ausgaben, das hatte der Schlaue bald bemerkt; denn überall war es der sogenannte Herr gewesen, der, wo es Noth that, die rasche Hand angelegt, während der Diener sich immer erst nachträglich dazu

entschlossen hatte. Deutsche waren sie nach des Juden Meinung nicht, denn er hatte, so genau er auch darauf merkte, noch kein deutsches Wort von ihren Lippen vernommen; Franzosen aber waren nicht so gelassen. Für gewöhnliche Reisende war in dieser Jahreszeit die Nehrung nicht die Straße, für Kaufleute, die Geschäfte in Rußland machen, also länger dort verweilen wollten, hatten die Fremden ihm nicht genug Gepäck bei sich, und französische Emissäre konnten sie vollends nicht sein, denn diese würden bis zur Grenze die Beförderung durch die Post gefordert haben. Er kam also, je mehr er darüber nachsann, immer wieder auf den Gedanken zurück, daß seine Passagiere, obschon sie Französisch mit einander redeten, Engländer sein müßten und daß sie auf diesem wenig besuchten Wege nach der Grenze gingen, um zu sehen, auf welche Weise sich englische Waaren über Rußland nach Deutschland bringen ließen. Dadurch aber stiegen sie nur in seiner Werthschätzung, denn von einem Handelsverkehre, wie er ihn bei den Reisenden voraussetzen für angemessen fand, pflegte für die vermittelnden Juden immer ein kleinerer oder größerer Gewinn abzufallen, und: „Leben und leben lassen" ist ein alter Grundsatz.

Es war eine schnelle, lautlose Fahrt. Von Zeit zu Zeit sah der eine oder andere der beiden Reisenden in die Gegend hinaus, und wenn sie gewahrten, daß sie einsam auf der überschneiten Düne blieben, schien ihnen das erwünscht zu sein. Sie redeten dann auch eine Weile mit einander, aber so leise, daß der Jude nicht ermitteln konnte, um was es sich dabei handle, obschon er in der langen Zeit des Krieges und der Franzosenherrschaft genug von der Sprache der Fremden erlernt hatte, um sie verstehen und sich in ihr halbwegs verständlich machen zu können.

Eine geraume Zeit war auf diese Weise seit dem letzten Anhalten hingegangen, als der Diener sich bei dem Kutscher erkundigte, wie lange man bis zur Grenze noch zu fahren habe.

Der Jude, froh der Anrede, weil sich ihm mit derselben doch eine Möglichkeit eröffnete, seine redselige Neugier zu befriedigen, meinte, wenn er so zufahre, wie bisher, und seine Pferde es aushielten, so könne man bald nach Tagesanbruch auf der Grenze sein.

Muß man die Stadt passiren, um an die Grenze zu gelangen? fragte der Diener ihn abermals.

Wenn die gnädigen Herren nichts haben zu thun in der Stadt, entgegnete der Jude, so müssen die Herren nicht; aber ich muß halten in der Stadt oder muß noch einmal machen eine Station hinter der Stadt, von wegen meiner Pferde.

Er hatte die Thiere, während er dieses sagte, sich selber überlassen; sie fingen also langsamer zu gehen an, und der Diener ermahnte den Juden, mit Zusage einer besonderen Belohnung, sie auf's Neue anzutreiben.

Will das sein ein Bedienter, dachte der Jude, und nimmt seinem Herrn das Wort vorweg. — Er schlug nichts desto weniger mit lautem, ermuthigendem Schrei anscheinend unbarmherzig auf seine Thiere los, wußte den Hieb jedoch so geschickt zu führen, daß er sie gar nicht traf. Der andere Reisende, dessen schweigender Achtsamkeit sich nicht das Geringste entzog, bemerkte diese List.

Lassen Sie ihn nicht merken, mein Freund, sagte er zu seinem Gefährten, wie sehr wir die Grenze zu erreichen wünschen. Er könnte sonst leicht auf den Gedanken kommen, sich zaudernd eine größere Belohnung zu verdienen, und wir sind in seiner Hand.

Die Nähe des Zieles macht ungeduldig, und Sie kennen sicher so gut wie ich die abergläubische Furcht vor dem Scheitern im Angesichte des Hafens! entgegnete der Zurechtgewiesene, mit diesen Worten sich gleichsam rechtfertigend.

O ja! Es gab eine Zeit, versetzte Paul, in welcher ich diesen Eindrücken sehr unterworfen war; seit ich aber nicht mehr

sonderlich an dasjenige glaube, was man als Glück bezeichnet, habe ich auch die Furcht vor seinen Launen verloren.

Sie würden es also nicht als ein Glück erachten, wenn wir ungehindert unser Ziel erreichten, und es nicht ein Unglück nennen, würden wir daran verhindert?

Nein! entgegnete der Andere. Ich habe für den Fall, daß man es wirklich auf meine Person abgesehen hätte, mit Ihrer Hülfe nach bestem Wissen meine Vorsichtsmaßregeln genommen! Täuscht uns die Wirksamkeit derselben nicht, so ist das unser Verdienst und kein besonderes Glück! Mißlingt unser Unternehmen, so unterliegen wir nur einem Naturgesetze, der Macht des Stärkeren, denn zwischen uns und unseren Feinden ist die Partie nicht gleich!

Er brach ab, und diesmal war er es, der mit scharfem Auge um sich blickte, denn das Wetter fing an, sich bedenklich zu verändern. Die leichten Wolkenstreifen hatten sich zusammengezogen und verdichtet, der Mond verschwand bisweilen plötzlich hinter ihnen, dann kam er eben so plötzlich aus dem schweren, schwarzblauen Gewölke hervor, das Meer beleuchtend, dessen Wogen sich immer höher hoben, während ein dumpfes Grollen aus seinen Tiefen dem klagenden Weherufe des Windes Antwort gab. Licht und Schatten wechselten schnell und phantastisch mit einander ab, aber das Durchbrechen des Lichtes wurde seltener, die Dunkelheit immer tiefer. Nur bisweilen meinten sie noch den Gischt der aufgebäumten Welle zu gewahren, wenn sie unter dem Stoße des heulenden Windes niederdonnerte und hinzischend auf dem eisigen Ufer zerfloß.

Je länger sie fuhren, je stärker erhob sich der Sturm. Er trieb ihnen den stechenden Schnee entgegen, daß es ihnen den Athem versetzte und sie die Augen kaum noch öffnen konnten; aber sie beklagten sich nicht darüber, und das bestärkte den Juden nur in seinen Vermuthungen über sie. Die sind's gewohnt,

wie ich, dachte er, und er wollte versuchen, ob sich aus der Lage, in welcher sich nach seiner Meinung die Reisenden befanden, nicht ein Vortheil für ihn ziehen ließe.

Gnädiger Herr, hob er an, sich auf seinem Sitze halb umwendend, gnädiger Herr! Der Herr Bedienter haben mich vorhin zu fragen beliebt, ob man kann an die Grenze kommen, ohne zu fahren durch die Stadt. Wenn der gnädige Herr mir geben will fünfunddreißig Rubel mehr, daß ich meine Pferdchen kann nachher rasten lassen, will ich den gnädigen Herrn über die Grenze bringen, ohne daß er soll zu sehen bekommen einen Grenz-Kosaken oder einen Beamten von dem Zoll.

Und wer soll mir denn den Paß visiren? fragte Paul.

Der Herr haben also einen Paß? forschte der Jude ungläubig.

Wie anders? entgegnete Paul und wickelte sich fester in seinen Pelz ein.

Der Jude war aber so leicht nicht abzuweisen. Ich bin drüben gleich hinter unserer Grenze zu Hause, fuhr er fort, und habe meine Tochter diesseits verheirathet im letzten Kruge. Ich kenne Weg und Steg und kenne den Herrn Leutnant von der Wache und den Herrn Inspector von dem Zoll, und sie kennen mich auch. Wenn vielleicht.... Er hielt überlegend inne, ob er so weit gehen sollte, und wagte es endlich dennoch, seine pfiffige Vermuthung auszusprechen — wenn vielleicht der Herr Bedienter nicht sind versehen mit einem Paß — die Pässe werden streng visirt und die Zolluntersuchung ist noch strenger!

Schlimm für Dich, der Du heimlich über die Grenze gehen willst, falls wir Dich verhindern, Deine Contrebande in der Stadt oder draußen bei Deinem Tochtermanne abzulegen, bis Du sie Dir gelegentlich herüberholen kannst! Und nun fahr zu! rief Paul befehlend, allen Vermuthungen, Vorschlägen und Planen des Juden damit ein Ende machend, wie sehr dieser

sich auch hoch und theuer verschwor, daß er gar keine Waare bei sich habe, daß er ein ehrlicher Mann und ganz ausschließlich nur auf der gnädigen Herren Vortheil bedacht gewesen sei. Aber die Besorgniß, daß es doch vielleicht französische, mit heimlicher Beaufsichtigung der Grenze betraute Beamte sein könnten, die er fahre, lähmte endlich des Juden Zunge, und, Jeder in seine Gedanken versenkt, sahen die beiden Reisenden schweigend in die Nacht hinaus, während die Sekunden kamen und entschwanden, während Woge um Woge gleichmäßig auf das Eis des Ufers rollte, während der Sturm die Wolken, die er zusammengefegt hatte, in wildem Laufe vor sich her trieb, bis hier ein Stern durchblitzte und dort ein zweiter, und bis endlich hoch am Horizonte der Nordstern wieder hell strahlend aus dem Siebengestirn herniedersah.

Paul begrüßte ihn wie einen alten Freund. Seine früheſten Erinnerungen knüpften sich an dieses Gestirn. In dem kleinen Hause seiner Mutter hatte er auf seines Vaters Knie gesessen, als dieser ihm das Gestirn gezeigt; aus dem Fenster der Kriegsräthin, aus Seba's Stube hatte er es gesehen. Es hatte ihm geleuchtet in der Schmerzensnacht, die ihn aus der Heimath fortgetrieben, es hatte ihn nicht verlassen, als er, ein flüchtig gewordener Knabe, über das weite Weltmeer gefahren war, und es war bei ihm gewesen wie der einzige Gefährte aus der Heimath, als er in dem fremden Welttheile nichts sein eigen genannt hatte, als sein nacktes Leben.

Eine Rührung, die ihm fremd war, bemächtigte sich seiner. Hingenommen von seiner rastlosen Thätigkeit, war ihm durch alle die Jahre wenig Zeit zum Nachsinnen geblieben. Wie man im raschen Fluge des Carousſels mit scharfem Blicke und sicherer Hand den Ring absticht, hatte er im eiligen Wechsel der Ereignisse den Augenblick erhaschen und sich aus seinen Erfahrungen die Ueberzeugungen und Grundsätze bilden müssen, nach denen er sein Leben regelte. Von der flüchtigen Minute hatte er Be-

lehrung fordern, in die freie Minute sein Empfinden zusammenpressen müssen, und des glücklich Erreichten hatte er sich kaum erfreuen dürfen, weil immer ein neues, nothwendig noch zu Erreichendes schon wieder nahe vor ihm gestanden hatte.

Nun freilich hatte er, was er zuerst erstrebt. Er hatte einen eigenen und einen guten Namen, den ihm nicht sein stolzer Vater vererbt und nicht seine arme Mutter hinterlassen hatte, sondern einen Namen, den er sich selbst geschaffen, wie seinen ganzen, nicht unbedeutenden Besitz. Aber wozu das alles? fragte er sich auch in dieser Stunde. Wer bedarf des Besitzes, den Du Dir erworben hast? Wen freut es, wenn Dein Fleiß ihn wachsen macht? Wer sorgt sich darum, wenn er Dir verloren geht? Für wen bist Du eine Nothwendigkeit in dieser weiten Welt?

Und während diese Gedanken in ihm aufstiegen, nannte er selbst sie ein Unrecht gegen die Frau, welche die Beschützerin seiner Kindheit und das Ideal seiner Jugend gewesen war. Er liebte Seba auch heute noch, wärmer, zärtlicher, begeisterter, als der Sohn die Mutter liebt; denn seine Liebe war freier, als die Kindesliebe, war nicht naturbestimmt, sondern Erkenntniß und freie Wahl, und überall steht das Freigewählte hoch über allem Angeborenen.

Aber Seba war nicht jung wie er, sie bedurfte seiner nicht, sie war nicht ausschließlich sein eigen. Es änderte sich in ihrem Loose, in ihrem Leben nichts, was auch aus ihm werden mochte, und doch dünkte es ihn, als gleiche er immer nur dem Blatte, das der Wind umhertreibt, als fasse er nicht feste Wurzel in dem Leben, so lange er sich nicht nothwendig, nicht unentbehrlich für ein anderes Menschenwesen wisse, so lange er, der keine Heimath und keine Familie für sich vorgefunden hatte, sich nicht seine Heimath selbst geschaffen habe in der Familie, die er selbst begründet, so lange er sich in seinen Kindern nicht eine Fortdauer über seinen Tod gesichert habe.

Ein scharfer Luftstrom streifte über Paul's Stirn und entriß ihn seinem weichen Sinnen. Die Nacht war im Entschwinden. Wie am ersten Schöpfungstage begannen Luft und Wasser sich vor seinem Auge zu scheiden, der Blick wurde wieder Herr der Welt, und langsam durchdringend und sich Bahn machend durch das schwebende und wallende Gewölk, das sie mit ihrem Purpur färbte, stieg endlich in flammender Herrlichkeit die Sonne, mächtig in ihrer Leben bringenden Kraft, aus den dunkeln, kalten Wogen an dem klar gewordenen Winterhimmel empor.

Der Morgen, rauh und kalt wie er war, erfrischte Paul und gab ihn sich selber wieder. Er wußte, was ihm das Herz so weich gemacht hatte, aber er scheuchte den Gedanken wie einen entnervenden Traum weit von sich fort, denn Ungeduld und Unzufriedenheit mit dem selbstgeschaffenen Loose erschienen ihm als eine Unmännlichkeit und Schwäche. Erst das Vaterland und dann das Haus, erst die Freiheit und dann das Glück! rief er laut sich selber zu, und ohne zu wissen, worauf dieser Wahlspruch sich bezog, stimmte Herr von Werben von Herzen in denselben ein.

Dem Juden, der inzwischen nicht aufgehört hatte, seine Passagiere heimlich zu beobachten, entging weder die sichtliche Zufriedenheit, mit welcher sie den Tag begrüßten, noch ihr wachsendes Verlangen, an die Grenze zu kommen, und er gab die Hoffnung noch nicht auf, von ihrer guten Stimmung zu erlangen, was ihre Verschlossenheit ihm abgeschlagen hatte. Daß seine Passagiere keine gewöhnliche Leute seien und daß er unter ihrem Schutze, wenn sie nur wollten, mit seinen Waaren die Grenze gut passiren könne, das hatte sich in den Stunden einsamen Sinnens für ihn als letzte Ueberzeugung festgestellt. Es kam daher für ihn, wie er meinte, nur Alles darauf an, ihr Zutrauen und ihren guten Willen für sich zu gewinnen, und er ließ es an den Zeichen einer sorglosen Heiterkeit nicht fehlen.

Er rückte seine Spitzmütze vergnüglich weit aus der Stirn

zurück, er schnalzte mit der Zunge, knallte mit der Peitsche, schlug, sich zu erwärmen, mit den Beinen gegen seinen elenden Sitz, daß die Stiefel gegen das Holz klapperten. Aber was er auch that, die Aufmerksamkeit der Reisenden auf sich zu ziehen, es schlug alles fehl, denn Paul war Kaufmann genug, um den Begehrenden an sich herankommen zu lassen. Endlich, als über der weiten Fläche die Thürme der Hafenstadt sich schon erhoben, hielt der Jude seine Pferde mitten in ihrem Laufe an und sagte, sich mit dem pfiffigen und zugleich ängstlichen Blicke seines Volkes zu den Reisenden wendend, während er mit dem Stiele seiner zerbrochenen Peitsche vorwärts zeigte: Der gnädige Herr sehen, ich habe gehalten mein Wort und meine Zeit! Was soll ich haben, wenn ich die Herren gerades Weges nach der Grenze fahre?

Das wird sich an der Grenze finden, gab ihm Paul zur Antwort, dessen sich, nun er sich dem Ziele so nahe wußte, das Verlangen, es zu erreichen, mit einer wahren Leidenschaft bemächtigte, und noch ehe der Jude sich besinnen konnte, hatte Paul, um seiner Sache sicher zu sein, sich an seine Seite gesetzt und ihm mit dem Befehle, ihm die nächste Straße nach der Grenze anzugeben, Zügel und Peitsche aus der Hand genommen.

Der Jude, sobald er merkte, daß es Ernst und daß kein Auflehnen gegen den fremden Willen möglich sei, ließ zwar Alles geschehen, denn auch er war schneller Berechnung fähig und hoffte seinen Vortheil von seiner Nachgiebigkeit zu ziehen. Aber er schrie und klagte über die Gewaltthat, die Paul an ihm beging. Er jammerte über sein Mißgeschick, er nahm Gott zum Zeugen, daß er ein rechtlicher Mann sei, und klagte Gott an, daß er ihm diese Passagiere zugesendet. Er verwünschte sich und sie und seine Noth und seine Armuth, bis er endlich den kutschirenden Paul, der in seiner wachsenden Spannung des Juden gar nicht achtete, beschwor, wenigstens den Pferden in dem einsamen

Kruge, aus dessen Schornstein man den weißgrauen Rauch aufsteigen sah, eine kleine Rast zu gönnen.

Wenn sie nicht bekommen einen Bissen Brod und Branntwein, werden's die armen Thiere nicht halten aus, und die gnädigen Herren werden liegen bleiben, wenn sie nicht hier anhalten bei dem Abraham, der ein ehrlicher Mann ist und mein Tochtermann! Es ist noch eine geschlagene Stunde bis zur Grenze, und ohne Fütterung können die Pferdchen nicht weiter fort!

Paul konnte es sich nicht verhehlen, daß der Jude hierin die Wahrheit redete. Die abgetriebenen Pferde stolperten vor Mattigkeit, und die Peitsche und sein Zuruf machten keinen Eindruck mehr auf sie.

Als sie vor dem einsamen, an der Straße liegenden Gehöfte des Wirthshauses vorfuhren, trat der Krüger, ebenfalls ein polnischer Jude, vor die Thüre hinaus und erkannte und begrüßte seinen Schwiegervater, der ihm in einer den Reisenden unverständlichen Sprache gleich einige Worte entgegenrief.

Wie weit ist's von hier zur Grenze? fragte Paul den Krüger.

Eine halbe Stunde, gnädige Herren! antwortete ihm dieser, weil er dadurch Zeit für die Rast zu gewinnen meinte. Aber sein Schwiegervater fiel ihm in die Rede.

Eine halbe Stunde, sagst Du! Wie kannst Du sagen eine halbe Stunde? Eine Stunde ist's, und eine gute Stunde, und die Pferde . . . .

Genug! versetzte Paul, der am Ende dem Juden in seinem Erwerbe, wie dieser auch geartet war, kein unnöthiges Hinderniß und keine Gefahr bereiten wollte; denn er hatte sie gut bedient, und Paul und sein Gefährte hatten ihm eine Belohnung zugedacht. Genug! wiederholte er, zog die Uhr aus der Tasche und hielt sie dem Juden vor das Gesicht. Du sollst zwölf Minuten Zeit haben, Deine Pferde zu erfrischen, wenn Du uns danach in einer halben Stunde über die Grenze bringst!

Der Jude versprach es und die Reisenden stiegen einen Augenblick vom Schlitten ab. Eine tragbare Krippe ward rasch herbeigeholt und vor die triefenden Pferde hingestellt, denen ihr Besitzer ein paar alte Decken überwarf, während die hungrigen Thiere das in Stücke geschnittene, mit Branntwein getränkte Brod gierig verschlangen.

Inzwischen waren des Krügers Frau und Kinder herbeigekommen, welche hastig die Kissen von dem Schlitten nahmen, sie mit anderen, eben so elenden Sitzkissen vertauschten und verschiedene Päcke und Rollen unter dem Stroh hervorzogen, das der Fuhrmann unter seinen Füßen liegen gehabt hatte. Zu wiederholten Malen nöthigte der Wirth die Fremden, einzutreten, um ein Glas Branntwein am warmen Ofen zu sich zu nehmen; aber er konnte sie nicht dazu bewegen. Die Uhr in der Hand, fragte ihn Paul, ob neuerdings viel Verkehr von Fremden in seinem Hause gewesen sei. Der Krüger verneinte es, hoffte aber, es werde bald besser für seine Wirthschaft kommen, wenn erst der Kriegszug des großen Kaisers begonnen haben werde, von dessen Bevorstehen ihm der französische Gensd'arme Kunde gebracht habe, der erst gestern wieder bei ihm angesprochen.

Es kommen ihrer jetzt öfter solche zu mir reiten, außer den preußischen; sie vigiliren scharf auf die Herren, die da passiren wollen über die Grenze! setzte er mit bedeutendem und listigem Blicke und Augenzwinkern hinzu. Aber das beredte Wort erstarb ihm auf der Zunge, als er sah, daß Paul das Taschen-Fernrohr, mit dem er nach der Seite, von welcher er hergekommen war, ausgespäht hatte, rasch zusammenschob und, nachdem er einige Worte auf Englisch zu seinem Gefährten gesprochen hatte, dem Fuhrmanne den Befehl gab, augenblicklich aufzubrechen. Er selbst und Werben legten eilig den Pferden die abgenommenen Zügel wieder an, dann sprangen sie in den Schlitten, zwangen den jammernden und lamentirenden Juden, mit ihnen einzu-

steigen, und nachdem Paul dem Wirthe noch ein Geldstück als Bezahlung zugeworfen hatte, ging es fort, so schnell die unvollständig erquickten Pferde zu laufen vermochten.

Sie waren noch keine Viertelstunde gefahren, als Paul wiederum sein Fernrohr auf die beiden Punkte richtete, deren Gewahrung vorher den Entschluß des plötzlichen Aufbruches in ihm veranlaßt hatte. Er hielt es lange am Auge, während sein Freund die Zügel in die Hand nahm, und fragte dann, als er es absetzte, auf die abgejagten Thiere und den in Todesangst zitternden Kutscher blickend: Was halten Sie von der Sache, Herr von Werben?

Werben blickte ebenfalls zurück, zuckte die Schultern und sagte: Es hilft uns nichts! Ihre Pferde sind frisch — sie holen uns ein, noch ehe wir die Grenze erreichen.

So ist's besser, wir machen es gleich ab, meinte Paul. Sie hatten auch diese Worte wieder englisch gesprochen; Herr von Werben überließ dem Juden wieder die Zügel seiner Pferde, die beiden Reisenden nahmen auf dem hinteren Sitze ihre alten Plätze ein und Paul sagte, sich an den Juden wendend: Fahre langsam!

Dieser ließ sich das nicht zweimal sagen, und die Pferde fielen gleich in Schritt, als man eben in das beschneite Fichtenholz einfuhr, an dessen anderem Ende, wie der Jude angab, die Grenze sich hinziehe.

Was gedenken Sie zu thun, Tremann? fragte Herr von Werben seinen Gefährten, indem er ein Paar fein gearbeitete Doppel-Pistolen aus der Manteltasche nahm und Paul die Steine seiner Pistolen mit seinem schweren Einschlagemesser auf's Neue schärfte und frisches Zündkraut auf die Pfannen schüttete.

Das kommt darauf an! Sind es Preußen, so haben wir unsere geschriebenen Pässe, die in Ordnung sind; wenn es dagegen

Franzosen sind, nun, so — er lächelte mit einem Ausdrucke grimmiger Entschlossenheit, den Herr von Werben nie bisher an ihm bemerkt hatte — so haben wir diese geladenen Pässe, die nun auch in Ordnung sind!

Während die Reisenden, ihre Waffen in der Hand, langsam vorwärts fuhren, hielten an dem elenden Kruge, den sie kurz zuvor verlassen hatten, zwei Reiter. Der eine derselben, in halb militärischer Tracht, war augenscheinlich ein Franzose, der andere ein preußischer Gensd'arme, welcher jenem als Führer mitgegeben zu sein schien. Sie waren beschäftigt, den Wirth des Kruges zu verhören, und die Auskunft, welche sie auf ihre Erkundigungen erhielten, schien ganz nach dem Wunsche des Franzosen auszufallen.

Wir erreichen sie noch vor der Grenze! rief der Franzose seinem Begleiter zu, und wenn es die sind, die wir suchen, setzte er leise für sich hinzu, so ist mein Glück gemacht. Vorwärts, Kamerad! — Sie gaben ihren Pferden die Sporen und sprengten nach der Richtung fort, welche die Reisenden genommen hatten.

Es währte nicht lange, bis sie den langsam durch das Gestrüpp dahinfahrenden Schlitten vor sich erblickten. Sie waren noch ungefähr einige Hundert Schritte von demselben entfernt, als der preußische Gensd'arme gegen seinen Begleiter bemerkte: Das sind schwerlich Leute, die es eilig haben, Herr Commissar, denn sie fahren Schritt, obschon sie uns bereits seit längerer Zeit gesehen haben müssen, und die Grenze ist keine Viertelstunde mehr entfernt. Die müssen ein gutes Gewissen haben!

Aber der Andere antwortete auf diese Bemerkung nur durch ein drohendes Halt, welches er den Fahrenden zurief, während er im vollen Laufe an den ruhig weiter fahrenden Schlitten heransprengte. Kopfschüttelnd und sichtbar unzufrieden folgte ihm langsam der Gensd'arme. Er traf seinen Begleiter bereits in heftigem Wortwechsel mit den beiden Reisenden.

Ich kümmere mich den Teufel um Ihre Pässe! schrie der

Franzose, in welchem Paul augenblicklich einen der französischen Beamten erkannte, die er täglich bei Herrn von Castigni ein- und ausgehen gesehen hatte. Sie sind allerdings Herr Tremann, ich glaube das meinen Augen, nicht Ihrem Passe; aber der andere Herr ist eben so wenig Ihr Bedienter, als ich es bin! Sie müssen beide mit mir umkehren, ich habe Sie nach der nächsten Kreisstadt abzuliefern!

Sehen Sie Sich vor, was Sie thun! rief Paul ihm zu. Sie sind kein Beamter unseres Königs! Sie haben keine Vollmacht, Sie haben kein Recht, friedliche Reisende aufzuhalten, die sich durch ihre Pässe ausweisen können!

Sehen Sie selbst Sich vor, Monsieur Tremann! versetzte hohnlachend der Franzose. Sie sind der Spionage verdächtig, und der Bundesgenosse und Herr Ihres Königs, der Kaiser Napoleon, pflegt mit Spionen keinen langen Proceß zu machen!

Ich rufe Sie zum Zeugen an, wendete sich Paul, da Herr von Werben sich in der Rolle des Bedienten, wenn auch mit großer Selbstüberwindung, schweigend und zuwartend verhalten mußte, an den preußischen Gensd'armen, der inzwischen ruhig die Pässe der Reisenden durchgesehen hatte — ich rufe Sie zum Zeugen an, daß hier die Majestät Ihres Königs und Herrn beleidigt wird! Sie sind ein preußischer Unterthan und Soldat, wollen Sie das geschehen lassen?

Der Angeredete war sichtlich bewegt. Er versuchte, sich in das Mittel zu legen; aber es war vergebens, daß er dem Franzosen bemerklich machte, daß die Papiere der Reisenden völlig in Ordnung seien und daß also gar kein Grund vorliege, dieselben weiter aufzuhalten.

Kein Grund? rief der Franzose. Aber wenn ich Ihnen nun sage, daß dieser Bediente ein Offizier, ein preußischer Offizier, daß es der Hauptmann von Werben ist, den ich hiermit als Deserteur verhafte!

Wie ein Blitz zuckte es über das Gesicht des Gensd'armen, als Herr von Werben, nun er sich entdeckt sah, der Verstellung ohnehin längst müde, die Mütze zurückschlug, welche sein Antlitz verborgen hatte, und Jener ihn erkannte. Herr Hauptmann, mein Herr Hauptmann! Sind Sie es denn wirklich? rief er in freudiger Bewegung aus.

Ja, ich bin es! entgegnete Werben, indem er aus seiner Brieftasche ein Papier hervorzog — aber ich bin kein Deserteur! Hier ist mein Abschied, von Seiner Majestät unserem Könige unterzeichnet! Ich bin frei, zu gehen, wohin ich will, und Gott der Allmächtige weiß es, setzte er knirschend hinzu, warum ein preußischer Soldat und Edelmann gezwungen ist, heimlich zu thun, was er offen zu thun berechtigt ist! Willst Du Deinen Hauptmann an die Franzosen verrathen, Wendland? —

Er hatte den Schlitten verlassen und war mit dem Gensd'armen ein wenig seitwärts an den Rand des Gehölzes getreten, als plötzlich dicht hinter ihnen ein Pistolenschuß fiel, dem auf der Stelle ein zweiter folgte. Sie blickten zurück: der Franzose, durch den Kopf geschossen, stürzte von dem Pferde, das, davon aufgeschreckt, zurück jagte. Paul stand aufrecht im Schlitten, die abgefeuerte Waffe in der Hand.

Er hat es gewollt! sagte er finster — der Elende hat seinen Lohn! Er schoß zuerst, fügte er hinzu, indem er mit der Hand nach der linken Schulter fuhr und sie blutig zurückzog. Sein Blut komme über ihn! Und jetzt vorwärts, Herr von Werben! Wir sind jetzt Zwei gegen Einen!

Gott bewahre, wir sind unserer Drei, rief der Gensd'arme, denn wo mein Herr Hauptmann bleibt, da bleib' ich auch! Mag der Teufel noch länger preußischer Gensd'arme in französischen Diensten sein! Ich gehe mit Ihnen zu den Russen und über die Grenze!

DATE DUE

MAY 2 [illegible] 1993			
GAYLORD			PRINTED IN U.S.A.

WELLESLEY COLLEGE LIBRARY
3 5002 03081 3880

PT
2423
L3V6

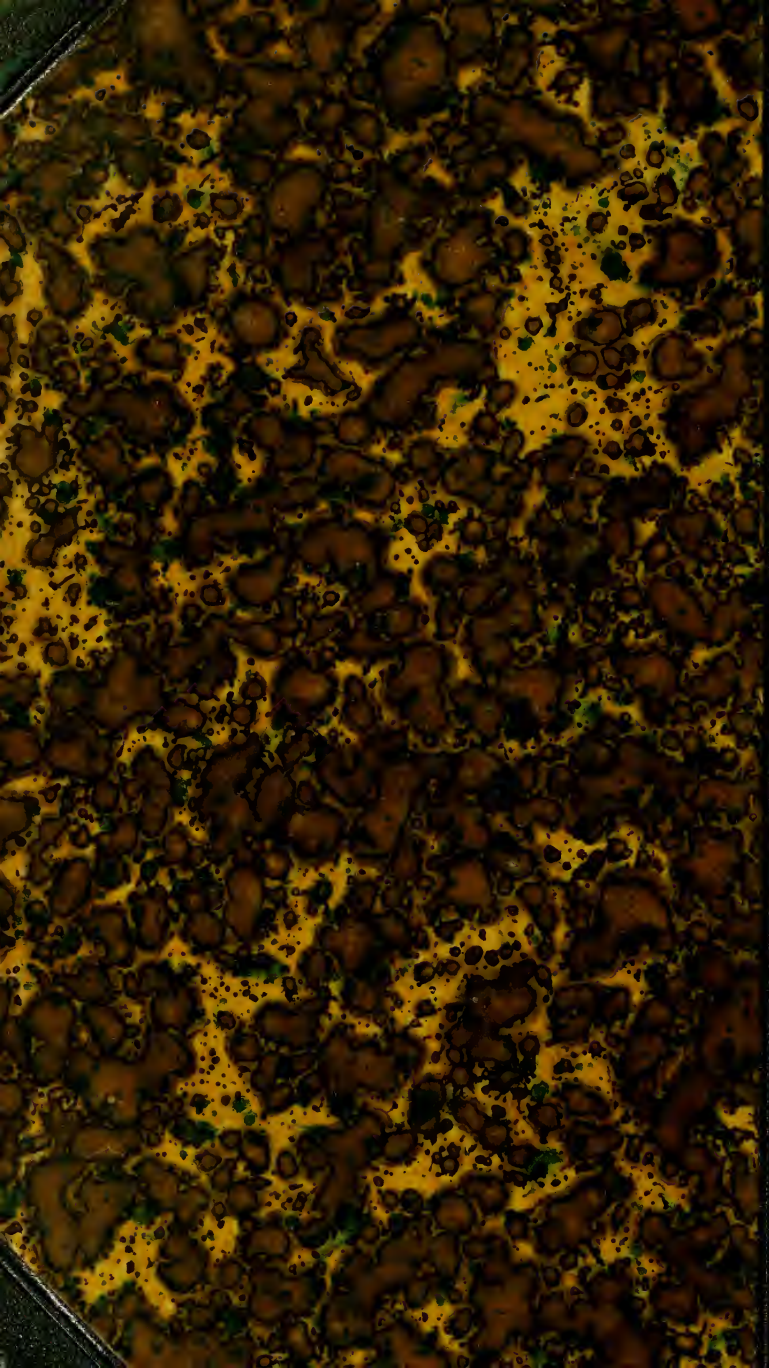
2

AUTHOR
Lewald.

10391

TITLE
Von Geschlecht zu Geschlecht.

PT
2423
L3V6

2

10391